Deutsche märchen seit Grimm

Paul Zaunert

Deutscher Märchenschatz

(Märchen der Weltliteratur)

Herausgegeben von Paul Zaunert



Deutsche Märchen seit Grimm

Erster Band

Herausgegeben von Paul Zaunert

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Buchausstattung von F. H. E. Schneidler
28. und 29. Tausend

Vorwort

Der vorliegende fünfte Band unserer Märchen der Weltliteratur faßt zusammen, was an deutschen Volksmärchen noch nach der Sammlung der Brüder Grimm zutage trat; er ist als eine Ergänzung zu den Kinder- und Hausmärchen gedacht. Den Grundstock zu den letzteren hatten Hessen und Westfalen geliefert, während große Teile Deutschlands entweder überhaupt nicht, oder nur spärlich darin vertreten sind; das Beispiel der Brüder Grimm gab dann den Anstoß zur Aufzeichnung von Volksmärchen in allen deutschen Landschaften, und die Literatur auf diesem Gebiete schwoll bei uns von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mächtiger an. Daß der Sammeleifer eines Jahrhunderts noch manches Wertvolle ans Licht gebracht hatte, war zu erwarten, und es war schon jahrelang ein Lieblingsplan von mir, einmal alle die deutschen Märchen zu sammeln, die sich bei den Brüdern Grimm noch nicht finden. Doch ich war erstaunt über den ungeahnten Reichtum, der sich mir beim Durchwandern der deutschen Märchenliteratur nach und nach auftat; und die sich oft wiederholende Freude über ein neues Kleinod, das zwischen bekannten oder verworrenen und verblaßten Überlieferungen aufleuchtete, lohnte der Mühe, welche das Sichten des überreichen Materials bereitete.

Grimms Märchen, an die sich dieser Band unmittelbar anschließt, waren auch für die Anlage meiner Sammlung vorbildlich. Die neuere Märchenforschung verfuhr ja vielfach anders, sie zeichnete jedes Märchen auf, so wie sie es vorfand, mit allen Zufälligkeiten der Überlieferung; Material für die wissenschaftliche Untersuchung zu gewinnen, war eben für sie der leitende Gesichtspunkt; in dem der Forschung gewidmeten Teil ihres Märchenwerkes, dem 3. Band der Originalausgabe, haben es die Brüder Grimm ja in vielen Fällen auch schon so gemacht.

Festhalten des einzelnen Märchens, wie es aus dem Volksmunde kommt, mit sozusagen phonographischer Treue, das wäre in der Tat alles, was der Sammler zu leisten hätte, wenn das Märchen nur ein Objekt der Wissenschaft wäre, und wenn es wirklich vom

Volke als Gesamtheit, von der Masse geschaffen wäre, etwa wie die Korallenstöcke von den Korallenpolypen. Aber wir erkennen ja heute das Märchen als einen wesentlich komplizierteren Organismus, als Erzeugnis einer entwickelten Erzählungskunst, wie sie dem Volk als Masse nicht eigen sein kann, es setzt einen begabten Einzelnen als Schöpfer voraus, der es aus den im Volke umlaufenden märchenhaften Elementen gestaltete, im Geist des Volkes, und dem Geschmack dieses seines Publikums angepaßt. Und das Volk hat nur diese vom Einzelnen geschaffene Urform übernommen und weitergegeben, nach seinem Sinn umgemodelt und abgeschliffen und ausgestattet, aber oft auch die Motive durcheinandergebracht und die Komposition mißverstanden. Wieviel verkümmerte und entstellte, dürftig erzählte Fassungen begegnen dem Märchenforscher. Auch zum richtigen Auffassen und Behalten und anschaulichem Wiedererzählen gehört ja schon eine über den Durchschnitt hinausgehende Begabung.
Für eine Sammlung wie die gegenwärtige, die nicht nur dem Forscher ermöglichen will, das deutsche Märchengut bequemer zu überblicken, sondern die in der Fachliteratur verstreuten Schätze wieder ihrer eigentlichen Bestimmung zuführen soll, alle, große wie kleine Leute zu erfreuen und sie aus dem Alltag in eine Welt der Sonntagskinder, der fröhlichen Dummheit, der bunten und tiefen Träume zu versetzen, in der die Phantasie zu ihrem Recht kommt — für diese Sammlung war ein Weg geboten, ähnlich dem, welchen die Brüder Grimm wählten. Wo mehrere Fassungen eines Märchens sich ergänzten, wurde die Möglichkeit, daraus eine vollständigere, geschlossenere, charakteristischere Erzählung zu bilden, benutzt; aber nur dann, wenn es ohne einen Eingriff in das innere Gefüge des Märchens ging, und ohne irgendwo, auch nur in kleinen Zügen, den Boden der volkstümlichen Überlieferung zu verlassen. Selbstverständlich konnte auch sehr vieles unverändert übernommen werden, manches vortrefflich Erzählte fand sich, und daneben abgehackt, kümmerlich und nachlässig Wiedergegebenes, das einer Überarbeitung bedurfte. Störendes Buchdeutsch und poetisierende Blümeleien und Sentimentalitäten, die der Sprache des Märchens fremd sind, wurden be-

beseitigt. Es kann hier nicht über die Herkunft eines jeden Märchens, und, wo mehrere in eins zusammenflossen, über die verschiedenen Versionen, aus denen es entstand, Aufschluß gegeben werden; das wird in einem besonderen Bande am Schluß der ganzen Serie geschehen; dort werden auch die wichtigsten Varianten mitgeteilt, sowie Nachweise für die Geschichte der einzelnen Märchen und ihre Verwandtschaft mit denen anderer Völker gegeben.
Nur einige allgemeine Bemerkungen über die Quellen mögen hier Platz finden. Wie die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, so stammen in der Regel auch die nachfolgenden Sammlungen ihrer Hauptmasse nach aus einem bestimmten Teile Deutschlands, nicht aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet, und man darf sich durch allgemeinere Titel nicht irreführen lassen. Wolfs „Deutsche Hausmärchen" z. B. wurden meist im Großherzogtum Hessen-Darmstadt gesammelt, Pröhles „Kinder- und Volksmärchen" am Harz, Colshorns „Märchen und Sagen" sind aus dem Hannöverschen, die „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland", welche die Brüder Zingerle herausgaben, wurden in Tirol erzählt. Wenn nun auch das Märchen sich ja nicht an einen bestimmten Ort bindet, und dieselben Märchen oft gerade in ganz entgegengesetzten Ecken des deutschen Sprachgebiets, etwa in Pommern und Siebenbürgen, auftreten, so sind doch Landschaft und Volksstamm nicht ohne Einfluß auf den Charakter einer Sammlung. In der Schweiz werden mehr Geschichten von Hirten, an der Wasserkante mehr von Seefahrern und Fischern erzählt. Das weitgewanderte Märchen von den drei Lebenslehren findet sich z. B. gerade in Friesland und dann wieder in Pommern. Den pommerschen Märchen, die Ulrich Jahn gesammelt — hat nebenbei bemerkt eine der schönsten und wichtigsten neueren Sammlungen — merkt man es an, daß sie teilweise von Tagelöhnern erzählt wurden, die z. B. auf den Gutsherrn schlecht zu sprechen sind. Wenn also auch der Kern der Handlung unverändert bleibt, so kann man doch die Einwirkung von Umwelt, Beruf und sozialer Stellung des Erzählers in der Bevorzugung dieser und jener Stoffe und in der Ausführung wahrnehmen. Märchen aus allen deutschen Landschaften finden sich

in diesem Bande zusammen und sind zum Teil ja auch schon an einer mehr oder minder mundartlichen Färbung zu erkennen.

Bei den Sammlungen aus den deutschen Grenzgebieten war in manchen Fällen Zurückhaltung geboten, weil sich dort die deutsche Überlieferung vielfach mit fremden, slawischen und andern, Elementen durchsetzt zeigte; manches dorthin zugewanderte Märchen wird sich reiner und charakteristischer in den späteren Bänden bei den Märchen anderer Völker finden; so gehört z. B. das Märchen von den drei Pomeranzen, bei Zingerle, nach Südeuropa. Einzelne Ausnahmen konnten aber doch gemacht werden, das liebliche Märchen von den „Goldkindern" z. B. haben wohl die siebenbürgischen Deutschen aus dem Walachischen übernommen, aber so schön aufgefaßt und wiedererzählt, daß es schade gewesen wäre, wenn es hier fehlte. Entbehrlich waren dagegen für die Zwecke dieser Sammlung mehrere Erzählungen die uns bei Musäus wieder begegnen, da dieser ja selbst in den „Märchen der Weltliteratur" erscheinen wird.

Viele Sammlungen führen sodann eine mehr oder minder große Zahl von Schwänken, Sagen und Legenden mit; das erzählende Volk scheidet ja zwischen dem Märchen und den genannten Gattungen nicht so, wie es die sichtende Forschung für ihre Zwecke tun muß; und im konkreten Fall sind die Grenzen tatsächlich oft fließend; so habe ich auch manche, nicht zu den eigentlichen Zauber- und Wundergeschichten gehörende Erzählung mit aufgenommen, in der sich Märchenthemata weiterspinnen. In den schwankhaften Stücken handelt es sich z. B. oft um nur vermeintliche oder vorgebliche Wunder, Hexereien und Wunschdinge. Man könnte dergleichen rationalistische Umbildungen alter Märchenmotive für Erfindungen einer neueren aufgeklärteren Zeit halten, in denen das Märchenhafte sich allmählich verflüchtigt. Aber die Streiche des „Vaters Strohwisch" finden wir z. B. bereits zusammen mit denen des Grimmschen „Bürle", in einem lateinischen Gedicht des 11. Jahrhunderts, dem „Unibos"; und unsere Erzählung gibt dann doch wieder diesem schwankartigen Stoff einen ganz echt märchenhaften Anfang und Schluß. So spielen Fopperei, Täuschung und wirklich Wunderbares in diesen

Übergangsformen zwischen Märchen und Schwank durcheinander.

Bei dem oft proteusartigen Wesen des Märchens, dem Hinübergleiten der Motive aus einer Erzählung in die andere, ist es natürlich, daß sich in diesem Bande auch Anklänge an Grimmsche Märchen finden, mannigfache Verwandtschaft in den Motiven und deren Komposition zeigen diese ja auch unter sich und mit den außerdeutschen Märchen. Die Unerschöpflichkeit des Märchens besteht ja weniger in der Einführung immer neuer Motive, als in deren Umformung, Entfaltung, ihrer Verbindung zu neuen Einheiten. Das Märchen hat etwas von der unvergänglichen Lebenskraft der Natur, die aus dem alten Boden immer wieder frische Gebilde hervortreibt; ein echtes Märchen, mag man noch so viel alte und weitherkommende Motive darin entdecken, ist immer neu, jung und „herrlich wie am ersten Tag". Eine ganze Reihe weit umhergewanderter, zum Teil sehr alter Märchen begegnen uns hier in eigenartiger deutscher Fassung; so das vom Meisterdieb („Die russische Finetee und die russische Galethee"), das nicht mit dem gleichnamigen Grimmschen zu verwechseln ist und das Herodot schon aus dem alten Ägypten kannte, ferner das Simsonsmärchen von der treulosen Frau oder Mutter des Helden, die das Geheimnis seiner Stärke verrät („Das blaue Band"), das Danaemärchen („Der lustige Ferdinand" und „Vom Königssohn, der fliegen gelernt hatte"), die Geschichte vom büßenden und erlösten Räuber Madey („Räuber Höydl"), die beiden Versionen vom dankbaren Toten, die „Drei Lehren" und so fort.

Überblickt man nun die bunte, vielgestaltige Menge der Märchen, die uns Deutschland außer den Grimmschen noch darbot, so wird man, besonders wenn man die zahlreichen Varianten noch mit ins Auge faßt, bald darunter mehrere Lieblingstypen gewahr, auf die unser Volk immer wieder zurückkommt und an denen es seine Gestaltungskraft beweist. Eine eingehende Charakteristik kann hier nicht gegeben werden, ich will nur auf ein paar besonders leicht erkennbare Familienähnlichkeiten hinweisen. Fabelhafte, kolossale, sozusagen absolute Dummheit z. B. ist von altersher bei allen Völkern ein dankbares, viel variiertes Märchenthema, auch die hier

mitgeteilten Märchen enthalten wieder Beispiele davon. Daneben aber findet sich bei uns in noch weit größerem Umfang eine besondere Art des Dummen. Dieser dumme Hans, Michel, Krischan oder Peter ist mehr als ein bloßer Tölpel, er gilt nur in den Augen seiner Umgebung als ein solcher; „er war vielleicht gar nicht so dumm", sagt ein österreichisches Märchen; „aber was er angriff, war seinen Brüdern zu schlecht, und so machte er halt gar nichts", und saß hinter dem Ofen, und niemand, auch er selbst nicht, wußte, was in ihm steckte, bis seine Zeit kam und er durch seine reine, gläubige Einfalt und Geradheit, sein naives Draufgängertum, das keine Furcht kennt, durch seine Beharrlichkeit und Treue und durch sein mitleidiges Herz jene Taten vollbringt, die allen andern Sterblichen unmöglich sind. Dabei wird bald der eine, bald der andere Zug mehr hervorgekehrt; bald die Riesenstärke oder die Unerschrockenheit, bald mehr die Gutherzigkeit, bald mehr das Täppische, Schwerfällige, er muß etwa erst eine Tracht Prügel weg haben, bis er warm wird und seine Bärenkraft in Aktion tritt; überhaupt verträgt er ein gut Teil Lächerlichkeit, die bisweilen ins Groteske getrieben wird; andererseits fehlt ihm gegebenenfalls auch ein listiger Kniff oder Bluff nicht, er trifft instinktiv das Richtige. An die Stelle dieses Helden, der ein Dummling gescholten wird, weil er zu gewöhnlicher bäuerlicher und bürgerlicher Hantierung nicht taugt oder auch langmütig und geduldig sich die Rolle des Prügelknaben gefallen läßt, tritt dann in unseren Märchen auch wohl der junge Taugenichts, in dem aber ein guter Kern ist, oder ein desertierender Soldat, oder einfach ein armer, elternloser Bursch, der nichts geerbt hat als ein Schwert, oder gar nur ein Hirsekorn; kurz am liebsten aus einer verachteten, unscheinbaren Hülle läßt das Märchen den Helden hervortreten.

Zahlreich sind ferner jene Märchen, in denen es sich um die Erlösung eines Menschen handelt, der in ein Tier verwünscht ist; ein Motiv, das wohl schon in vorgermanische Zeit zurückreicht. Unser Märchen verbindet damit gern eine oft wundersam poetische Erzählung von der Treue und Opferfähigkeit der Frau, die den Geliebten durch irgendein Verschulden verliert und durch

eine lange mühselige Wanderung wieder gewinnt; umgekehrt ist es auch oft der Mann dem die bereits erlöste oder durch Raub des Schwanengewandes oder sonstwie errungene Jungfrau wieder entschwindet, weil er ein Verbot übertreten, eine Bedingung außer acht gelassen hat, und der nun die Probe des ausharrenden Suchens bis in eine andere Welt hinein bestehen muß, oder der treue Bruder, der die verzauberte und entrückte Schwester erlöst, wie im letzten Märchen dieses Bandes, einem merkwürdigen Gegenstück der bekannten „Sieben Raben". Das Motiv von der treuen Frau, die dem Gatten nachpilgert, erscheint dann auch oft selbständig, ohne das vom Tierbräutigam, so in der bei uns ungemein beliebten romantischen Erzählung von der Prinzessin als Harfner, und wieder anders in dem schlicht schönen Märchen von „Siebenschön", in dem eine heimliche Melodie ist wie von einem alten Volksliede.

Mit beiden Füßen in der deutschen Kinderstube sind wir dann, wenn unser Märchen mit freundlich ehrbarer Miene, aber nicht ohne ein heimliches Lächeln, den pädagogischen Finger erhebt und von jenen bald komischen, bald feierlichen Gestalten erzählt, die ähnliche Funktionen haben, wie der Knecht Ruprecht: die artigen gutherzigen Kinder belohnen, die bösen bestrafen, oder wenn sie nicht grundschlecht, sondern bloß eigensinnig waren, sie in heilsame Zucht nehmen („Waldminchen"), sich hilfloser unschuldiger kleiner Seelchen annehmen („Die drei Fragen des Teufels", „Die Goldkinder"), sie über verlorene Eltern und verlorene Pantöffelchen gleichermaßen zu trösten wissen und sie geradeswegs in das unerhörteste Märchenglück hineinstapfen lassen („Von dem Breikessel"); einmal ist es ein graues Männlein, das diese Geschäfte besorgt, das andere Mal das Völklein der Unterirdischen, dann eine Waldfrau in großer Gala, dann wieder ein unscheinbares verhutzeltes Mütterchen, das nächste Mal Unsere liebe Frau oder ein geheimnisvoller Bettelgreis, oder endlich der liebe Gott in Person. Nie aber wird das Märchen zur langweiligen moralischen Erzählung; in einer primitiven, naturnahen Zeit entstanden, sinnt und spricht es ganz in der Auffassungs- und Ausdrucksweise des naturnächsten Wesens in unserer Zeit, des

Kindes. Damit ist nicht gesagt, daß alle deutschen Märchen, und so auch in diesem Bande, Kindermärchen sind; unser Märchen ist immer kindlich, aber nicht immer schon für Kinder. Und so ist auch dies Buch nicht als Kinderbuch gemeint und soll nicht als Ganzes einfach den Kindern in die Hände gegeben werden. Es ist für die Großen, die Eltern bestimmt, die sollen den Kindern daraus erzählen. Denn erzählt müssen Märchen werden, nicht gelesen, gerade wie Volkslieder gesungen werden müssen. Und so mögen diese Märchen, nachdem sie jahrzehntelang in ihren alten Büchern geschlafen haben, aus diesem Buch wieder ins deutsche Land hinausziehen, so frisch und rotwangig und wanderlustig, wie sie waren, als Großmutter noch jung war.

Die Prinzessin auf dem Baum



Es war einmal ein armer Junge, der mußte tagaus tagein die Schweine in den Wald treiben, daß sie bei Bucheckern und Eichelmast fett würden. Dabei war er nach und nach achtzehn Jahre alt geworden. Eines Tages trieb er seine Schweine tiefer in den Wald, als er gewöhnlich zu tun pflegte; da sah er plötzlich einen allmächtig hohen Baum vor sich, dessen Zweige sich in den Wolken verloren. „Der Tausend, das ist aber ein Baum!" sagte der Junge bei sich, „wie mag es wohl sein, wenn du dir von seinem Wipfel aus die Welt beschaust!" Gedacht, getan; er ließ seine Schweine im Boden wühlen und kletterte an dem Stamme empor. Er kletterte und kletterte, es wurde Mittag, die Sonne ging unter, aber noch immer war er nicht in das Geäst gekommen. Endlich, da es schon zu dunkeln begann, erreichte er einen armlangen Stutz, der in die freie Luft hinausragte. Daran band er sich mit der neuen Peitschenschnur, die er in der Tasche trug, fest, daß er nicht hinabstürzte und Hals und Bein bräche, und dann schlief er ein.

Am andern Morgen hatte er sich so weit verkobert, daß er sich mit frischen Kräften wieder an die Arbeit machen konnte. Um die Mittagszeit langte er denn auch in dem Geäste an, und von dort ging das Steigen leichter, doch den Zopf erreichte er auch diesmal nicht; wohl aber kam er gegen Abend in einem großen Dorfe an, das in die Zweige hineingebaut war.

„Wo kommst du her?" fragten die Bauern verwundert, als sie ihn erblickten. „Ich bin von unten heraufgestiegen," antwortete der Junge. „Da hast du eine weite Reise gehabt," sprachen die Bauern, „bleib bei uns, daß wir dich in unsern Dienst nehmen!" — „Hat denn hier der Baum schon ein Ende?" fragte der Junge. „Nein," gaben die Bauern zurück, „der Wipfel liegt noch ein gut Stück höher." — „Dann kann ich auch nicht bei euch

wohnen bleiben," versetzte der Junge, „ich muß in den Zopf hinauf. Aber zu essen könnt ihr mir geben; denn ich bin hungrig, und müde bin ich auch." Da nahm ihn der Schulze des Dorfes in sein Haus, und er aß und trank, und nachdem er satt geworden war, legte er sich hin und schlief. Am andern Morgen bedankte er sich bei den Bauern, sagte ihnen Lebewohl und stieg weiter den Baum hinauf.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er ein großes Schloß erreichte. Da schaute eine Jungfrau zum Fenster hinaus, die freute sich sehr, daß ein Mensch gekommen sei, sie in ihrer Einsamkeit zu trösten. „Komm zu mir herein und bleibe bei mir," sagte sie freundlich. „Hat hier denn der hohe Baum sein Ende?" fragte der Junge. „Ja, höher hinauf kannst du nicht," sprach die Jungfrau, „und nun komm herein, daß wir uns die Zeit vertreiben." — „Was machst du denn hier oben so alleine?" fragte der Junge. — Antwortete die Jungfrau: „Ich bin eines reichen Königs Tochter, und ein böser Zauberer hat mich hierher verwünscht, daß ich hier leben und sterben soll." Sprach der Junge: „Da hätte er dich auch ein wenig tiefer verwünschen können." Das half nun aber nichts, sie saß da oben und mußte da oben bleiben; und weil die Prinzessin ein hübsches, artiges Mädchen war, so beschloß er, nicht wieder zurückzukehren und mit ihr zusammen im Schlosse hauszuhalten.

Das war ein lustiges Leben, das die beiden da oben im Schlosse auf dem hohen Baume führten. Um Speise und Trank durften sie nicht sorgen; denn was sie wünschten, stand auch sogleich vor ihnen; nur wollte dem Jungen nicht behagen, daß die Prinzessin ihm verboten hatte, in ein bestimmtes Zimmer im Schlosse zu treten. „Gehst du hinein," hatte sie ihm gesagt, „so bringst du mich und dich ins Unglück." Eine Zeitlang gehorchte er ihren Worten; endlich aber konnte er es nimmermehr aushalten, und als sie sich nach dem Essen hingelegt hatte, um ein Stündchen zu schlafen, nahm er das Schlüsselbund und suchte den Schlüssel hervor, ging hin und schloß die verbotene Türe auf. Als er drinnen im Zimmer war, gewahrte er einen kohlschwarzen großen Raben, der war mit drei Nägeln

an die Wand geheftet; der eine ging ihm durch den Hals, und die andern beiden durchbohrten seine Flügel. „Gut, daß du kommst," schrie der Rabe, „ich bin vor Durst schier verschmachtet! Gib mir von dem Kruge, der dort auf dem Tische steht, einen Tropfen zu trinken, sonst muß ich elendiglich des Todes sterben." Der Junge aber hatte über dem Anblick einen solchen Schrecken bekommen, daß er auf die Worte des Raben gar nicht achtete und zur Türe zurücktrat. Da schrie der Rabe mit kläglicher Stimme, daß es einen Stein erweichen konnte: „Ach, geh nicht fort, ehe du mich gelezt hast; denke, wie dir zumute wäre, wenn dich jemand Durstes sterben ließe." — „Er hat recht," sprach der Junge bei sich, „ich will ihm helfen!" Dann nahm er den Krug vom Tische und goß ihm einen Tropfen Wasser in den Schnabel hinein. Der Rabe fing ihn mit der Zunge auf, und sobald er ihn heruntergeschluckt hatte, fiel der Nagel, der durch den Hals ging, zu Boden. „Was war das?" fragte der Junge. „Nichts," antwortete der Rabe, „laß mich nicht verschmachten und gib mir noch einen Tropfen Wasser!" „Meinetwegen," sagte der Junge und goß ihm einen zweiten Tropfen in den Schnabel hinein. Da fiel auch der Nagel, welcher den rechten Flügel durchbohrt hatte, klirrend auf die Erde herab. „Nun ist's aber genug," sagte er. „Nicht doch," bat der Rabe, „aller guten Dinge sind drei!" Doch als der Junge ihm auch den dritten Tropfen eingeflößt hatte, war der Rabe seiner Fesseln frei, schwang die Flügel und flog krächzend zum Fenster hinaus.

„Was hast du getan?" rief der Junge erschrocken, „wenn es nur die Prinzessin nicht merkt!" Die Prinzessin merkte es aber doch; denn er sah kreidebleich aus, als er zu ihr in die Stube trat. „Du bist wohl gar in dem verbotenen Zimmer gewesen?" sprach sie hastig. „Ja, das bin ich gewesen," antwortete der Junge kleinlaut, „aber ich habe dort weiter nichts Schlimmes verübt. „Es hing nur ein verdursteter schwarzer Rabe an der Wand, dem gab ich zu trinken; und als er drei Tropfen getrunken hatte, fielen die Nägel, mit denen er angeheftet war, auf den Erdboden herab, und er bewegte die Flügel und flog

durch das Fenster davon." — „Das ist der Teufel gewesen, der mich verzaubert hat," jammerte die Prinzessin, „nun wird's nicht mehr lange währen, so holt er mich nach!" Und richtig, es dauerte nicht lange, so war eines Morgens die Prinzessin verschwunden, und sie kam nicht wieder, obgleich der Junge drei Tage lang auf ihre Rückkehr wartete.

„Kommt sie nicht zu mir, so gehe ich zu ihr!" sagte er bei sich, als sie auch am Abend des dritten Tages nicht wieder zurückgekehrt war, und machte sich mit dem folgenden Morgen auf den Weg, den Baum herab. Als er in dem Dorfe ankam, fragte er die Bauern: „Wißt ihr nicht, wo meine Prinzessin geblieben ist?" — „Nein," sagten die Bauern, „wie sollen wir es wissen, wenn du es nicht weißt, der du von dem Schlosse kommst!" Da stieg der Junge tiefer und tiefer, bis er endlich wieder auf den Erdboden gelangte. „Nach Hause gehst du nicht, da gibt's Schläge," dachte er; darum wanderte er immer waldein, ob er nicht irgendwo die Spur der Prinzessin ausfindig machen könnte. Nachdem er drei Tage im Walde umhergeirrt war, begegnete ihm ein Wolf. Er fürchtete sich und floh; doch der Wolf rief: „Fürchte dich nicht! Aber sage mir, wohin führt dich dein Weg?" — „Ich suche meine Prinzessin, die mir gestohlen ist," antwortete der Junge. „Da hast du noch weit zu laufen, ehe du sie bekommst," sagte der Wolf. „Aber hier hast du drei Spier Haare von mir. Wenn du in Lebensgefahr bist und die Haare zwischen den Fingern reibst, so bin ich bei dir und helfe dir aus der Not." Der Junge bedankte sich bei dem Wolfe und ging weiter.

Über drei Tage kam ihm ein Bär in den Weg, und der Junge war vor Schreck wie versteint; denn er hielt sich verloren. Auf einen Baum klettern, nutzte zu nichts, denn der Bär wäre ihm nachgestiegen und hätte ihn in den Zweigen zerrissen. Der Bär war aber gar nicht blutdürstig gesinnt, sondern rief dem Jungen freundlich zu: „Fürchte dich nicht, ich tue dir kein Leid an. Erzähle mir nur, was dir fehlt." Als der Junge sah, wie gutmütig der Bär war, sagte er dreist: „Mir fehlt meine Prinzessin, die hat mir ein böser Zauberer gestohlen, und ich wandere

jetzt in der Welt umher, bis ich sie finde." — „Da hast du noch einen guten Weg, bis du zu ihr gelangst," erwiderte der Bär, „aber hier hast du drei Spier von meinen Haaren! Wenn du in Lebensgefahr kommst und meiner bedarfst, so reibe die Haare zwischen den Fingern, und ich bin bei dir und stehe dir bei."

Der Junge steckte die Haare zu sich, bedankte sich und zog wieder drei Tage im Walde umher. Da begegnete ihm ein Löwe, und als der Junge vor Angst gerade auf einen Baum klettern wollte, rief das wilde Tier ihm zu: „Nicht doch, bleib unten, ich tue dir nichts." — „Das ist etwas anderes," sagte der Junge, und dann erzählte er auch dem Löwen, warum er ohne Weg und Steg in dem Wald herumlaufe. „Da hast du's gar nicht mehr weit," antwortete der Löwe, „eine gute Stunde von hier sitzt die Prinzessin in dem Jägerhaus. Mach dich auf und geh zu ihr! Und wenn du in Lebensgefahr kommst und mich brauchen kannst, so nimm diese drei Spier Haare und reibe sie zwischen den Fingern; dann bin ich bei dir und helfe dir aus aller Not." Damit übergab er dem Jungen die drei Spier Haare und trottete weiter in den Busch hinein; der Junge aber schritt wacker zu, um das Jägerhaus bald zu erreichen.

Es dauerte auch gar nicht lange, so sah er es durch die Bäume schimmern, und noch ein klein Weilchen, so hatte er die Türe aufgeklinkt und stand in der Stube und sah die Prinzessin vor sich stehen. „Junge, wo kommst du her?" rief sie erstaunt. „Wo ich herkomme?" antwortete der Junge, „denkst du, ich werde allein oben bleiben und dich bei dem bösen Zauberer lassen? Aber jetzt gib mir geschwind etwas zu essen, und dann wollen wir uns auf und davon machen und zu deinem Vater gehen!" „Ach, mein Junge, das geht nicht so," sagte die Prinzessin traurig, „der alte Jäger, der mich bewacht, ist zwar den ganzen Tag über im Walde; aber er hat einen dreibeinigen Schimmel im Stalle, der weiß alle Dinge und jagt ihm sogleich nach, wenn wir geflohen sind. Und wenn er das weiß, so holt er uns bald ein." Der Junge ließ sich das aber wenig kümmern, aß und trank, und als er satt war, nahm er die Prinzessin bei der

Hand und lief mit ihr aus dem Jägerhause auf und davon. Als sie ein Weilchen gegangen waren, schrie der dreibeinige Schimmel im Stalle Mord und Zeter und hörte nicht auf, bis der alte Jäger herbeigelaufen kam und ihn fragte, was ihm fehle. „Es ist jemand gekommen und hat die Prinzessin gestohlen!" schrie der Schimmel. „Sind sie schon weit?" fragte der Jäger. „Weit noch nicht," antwortete der Schimmel, „setz dich nur auf meinen Rücken, wir werden sie bald einholen!" Als der Jäger den Jungen und die Prinzessin erblickte, rief er zornig: „Warum hast du mir meine Prinzessin gestohlen?" — „Warum hast du sie mir gestohlen?" gab ihm der Junge trotzig zurück. „Ach, du bist's", antwortete der alte Jäger, „da will ich dir die Sache für diesmal verzeihen, weil du damals mitleidig warst und mich mit dem Wasser tränktest. Aber unterstehst du dich noch einmal und raubst mir die Prinzessin, so muß dich mein dreibeiniger Schimmel in den Erdboden stampfen, daß du des Lebens vergißt." Dann nahm er dem Jungen die Prinzessin ab, hob sie vor sich auf den Sattel und ritt mit ihr in das Jägerhaus zurück. Der Junge schlich sich jedoch leise nach, und als der alte Zauberer wieder in den Wald gegangen war, trat er von neuem in das Haus hinein und sagte zur Prinzessin: „Höre einmal, ich rette dich doch! Wenn ich nur erst einen solchen Schimmel habe, wie ihn der alte Jäger besitzt. Ich werde unter das Bett kriechen, und du fragst ihn dann, wenn ihr im Bett seid, wie er den dreibeinigen Schimmel erworben hat." Damit war die Prinzessin einverstanden, und der Junge kroch unter das Bett und wartete, bis der Abend kam und der Jäger nach Hause kehrte.

„Väterchen", sagte die Prinzessin zutraulich, als der Zauberer zu Bette gegangen war, und kraute ihm die struppigen Haare, „Väterchen, wie seid Ihr zu dem dreibeinigen Schimmel gekommen? Das ist ein prächtiges Pferd, ist klüger, wie ein Mensch, und läuft schneller wie der Wind." — „Das will ich dir sagen, mein Töchterchen," sprach der alte Jäger und schmunzelte über sein garstiges Gesicht, denn das Krauen tat ihm wohl, „den Schimmel habe ich mir in drei Tagen erworben." — „Kann sich jeder

Mensch ein solches Pferd verdienen?" fragte die Prinzessin. „Gewiß", antwortete der Jäger, „wenn er klug ist, kann's ihm nicht fehlen. Ein Stündchen von hier im Walde wohnt eine Bauersfrau, das ist eine arge Hexe. Sie besitzt die schönsten Pferde weit und breit; und wer ihre Fohlen drei Tage zu hüten vermag, der kann sich zur Belohnung das Pferd aussuchen, das ihm von allen Tieren im Stalle am besten gefällt. Vorzeiten gab sie auch noch zwölf Lämmer obendrein; mir hat sie dieselben aber nicht gegeben; so kam's, daß die zwölf Wölfe, die in dem Walde wohnen, als ich mit meinem Schimmel davonritt, auf mich los stürzten. Und da ich keine Lämmer hatte, die ich ihnen vorwerfen konnte, so eilten sie meinem Schimmel nach, und ehe ich über die Grenze kam, die sie nicht überschreiten dürfen, hatten sie dem Tiere den rechten Fuß ausgerissen, und seitdem hat er drei Beine bis auf den heutigen Tag." „Wer nun aber die Fohlen nicht hüten kann, wie geht's dem?" fragte die Prinzessin. „Dem geht's schlecht", erwiderte der alte Jäger, „die Hexe schlägt ihm das Haupt ab und spießt es auf dem Zaune auf, der um das Gehöft geht; und da staken schon so viel Köpfe, daß sie bald einen neuen Zaun bauen muß, um sie alle unterzubringen." Jetzt wußte der Junge unter dem Bette genug; die Prinzessin hörte darum auf mit Fragen, und sie schliefen alle drei die ganze Nacht hindurch.

Am anderen Morgen, als der Jäger wieder in den Wald gegangen war, kroch der Junge unter dem Bette hervor, aß und trank mit der Prinzessin, und dann machte er sich auf den Weg nach dem Gehöft der Hexe, von dem der Jäger in der Nacht gesprochen hatte. Es dauerte auch gar nicht lange, so sah er den Zaun mit den Menschenköpfen vor sich, und nun wußte er Bescheid, daß er nicht irre gegangen sei. Als er an dem Hoftore war, trat ihm auch schon die Hexe entgegen und sprach zu ihm: „Was willst du hier?" — „Deine Fohlen hüten!" antwortete der Junge. „Gut, ich will dich annehmen," sagte die Hexe, „und wenn du mit den Pferden jeden Abend hübsch pünktlich um acht Uhr zu Hause kommst, so darfst du dir nach drei Tagen das Pferd in meinem Stalle aussuchen, das dir am besten gefällt. Das soll

dein Lohn sein! Kommst du aber später heim, so schlage ich dir das Haupt ab und stecke es auf den Staketenzaun." — „Das magst du tun," erwiderte der Junge, aber der Lohn ist mir nicht hoch genug. Ich verlange außer dem Pferde noch zwölf Lämmer obendrein." — „Das habe ich früher getan," antwortete die Hexe, „aber die Zeiten sind schlechter geworden, und die Pferdezucht wirft die zwölf Lämmer nicht ab." — „Dann hüte ich gar nicht," antwortete der Junge. Als die Hexe sah, daß er auf seinem Kopfe bestand, brummte sie: „Meinetwegen, bekommen wird er sie ja ebensowenig wie das Pferd," dann sprach sie laut: „Die Sache ist abgemacht, du sollst auch die zwölf Lämmer erhalten, und morgen früh treibst du meine zwölf Fohlen auf die Wiese."

Und so tat der Junge auch. Am frühen Morgen, ehe die Sonne aufging, schwang er sich dem stärksten Füllen auf den Rücken und ritt zur Wiese hinab, und es dauerte gerade eine halbe Stunde, bis er dort angelangt war. „Um halb acht mußt du wieder aufbrechen," dachte er bei sich, dann ließ er die Fohlen grasen und legte sich hinter einen Schlehenbusch, um die schönen Sachen zu verzehren, die ihm die alte Hexe in den Kaliet (Korb) gepackt hatte. Da war Weißbrot und Braten und Wurst, aber das Beste von allen war eine halbe Flasche Branntwein. Als er die an die Lippen gesetzt hatte und der erste Schluck die Kehle hinabgelaufen war, da tat ihm der Trank so wohl, und er trank und trank, bis er den ganzen Branntwein ausgetrunken hatte. In den Branntwein hatte die alte Hexe aber einen Schlaftrunk gemischt, und so kam's, daß er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Nachdem er endlich wieder aufgewacht war, rieb er sich die Augen und sah sich um. Ja, da war von den Fohlen nichts mehr zu sehen, sie waren auf und davon gegangen und er klagte und jammerte und schlug sich mit der Hand vor den Kopf. Endlich fiel ihm der Wolf ein: „Wenn du in Not bist, sollst du die drei Spier Haare zwischen den Fingern reiben!" hat er dir gesagt! und damit zog er die Wolfshaare aus der Tasche hervor und rieb sie zwischen den Fingern. Sogleich stand der Wolf neben ihm und sprach: „Was ist dir, mein Junge, womit kann ich dir helfen?" — „Ach, mir sind meine Fohlen weggekommen," jam-

merte der Junge, und wenn du mir nicht hilfst, lieber Wolf, so schlägt mir die alte Hexe heute abend den Kopf ab und steckt ihn auf den Staketenzaun." — „Zehn Meilen sind die Fohlen schon gelaufen," antwortete der Wolf, „darum setz dich schnell auf meinen Rücken, und wenn ich sie eingeholt habe und ihnen vorgekommen bin, so schlage mit den drei Zäumen, die du in der Hand hast, drei Kreuze vor ihnen, und sie müssen stehen bleiben, als wären sie angewachsen." Da setzte er sich dem Wolf auf den Rücken, und der lief so schnell, daß dem Jungen die Haare nur so flogen. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatte der Wolf den Fohlen einen Vorsprung abgewonnen; der Junge schlug mit den Zäumen dreimal ein Kreuz, und sie konnten weder vorwärts noch rückwärts. „Nun reite mit ihnen nach Hause," sprach der Wolf, „du wirst noch beizeiten heimkommen." Das ließ sich der Junge nicht zweimal sagen, er schwang sich auf den Rücken des stärksten Füllens hinauf, und dann kehrte er mit ihnen im Trabe zur Wiese zurück und langte dort an, ehe die Glocke die siebente Stunde verkündet hatte. Dann ließ er die Tiere noch ein Weilchen abtrocknen und grasen, bis er sich um halb acht auf den Heimweg machte und zur rechten Zeit in das Gehöft zurückkehrte.

Die alte Hexe riß die Augen weit auf, als sie den Jungen mit den Fohlen zur rechten Zeit heimkehren sah; aber sie bezwang sich und reichte ihm freundlich die Hand und sprach: Du bist ein tüchtiger Hütejunge, du gefällst mir!" Dann führte sie ihn in die Stube und setzte ihm Speise und Trank vor; doch während er aß, lief sie in den Stall und bearbeitete die Fohlen mit dem Besenstiel. „Konntet ihr ihm denn nicht entlaufen, ihr ungehorsamen Tiere," rief sie zornig. „Wir sind zehn Meilen gelaufen," schrien die Füllen, „er kam uns aber auf einem Wolfe nachgeritten und hat uns wieder zurückgebracht." — „Ein Wolf?" sagte die Hexe verwundert, „das ist etwas anderes; da müssen wir schon ein stärkeres Mittel gebrauchen;" und am anderen Morgen gab sie dem Jungen die Flasche, drei Viertel mit Branntwein gefüllt, mit auf den Weg. Der mundete ihm wieder so köstlich und tat ihm im Herzen so wohl, daß er ihn mit

einem Zuge austrank; dann sank er um und schlief unter dem Schlehdornbusch ein und rückte und rührte sich nicht.
Als er endlich aufwachte, merkte er wohl, daß die Mittagszeit schon vorüber sei, und von seinen Fohlen war wiederum nichts mehr zu sehen. Diesmal besann er sich nicht lange. „Gestern hat dir der Wolf geholfen; heute muß dich der Bär aus der Not retten," dachte er und rieb die Bärenhaare zwischen den Fingern. Und schon stand er vor ihm und sprach: „Was ist dir, mein Junge, und womit kann ich dir helfen?" Hilf mir zu meinen Fohlen," antwortete der Junge. — „Zwanzig Meilen sind sie schon gelaufen," sprach der Bär, „aber setz dich geschwind auf meinen Rücken, daß wir sie einholen." Da stieg der Junge dem Bären auf den Rücken, und der Bär lief, daß die Haare seines Reiters in der Luft sausten, und er hörte nicht eher auf, als bis er den Fohlen einen Vorsprung abgewonnen hatte. Darauf schlug der Junge mit den drei Zäumen die Kreuze, und als sie stillstanden, schwang er sich auf sein Handpferd hinauf und ritt so schnell wie möglich zur Wiese zurück; aber, so sehr er die Füllen auch laufen ließ, er konnte die Wiese vor halb acht nicht erreichen, so daß er stracks weiter reiten mußte, um noch zur Zeit in den Hof der Hexe zu gelangen.
„Das nenn' ich mir einen Hirten," sagte die Alte freundlich, und doch war sie inwendig Gift und Galle, „jetzt komm nur herein und verzehr dein Abendbrot." Und als der Junge in der Stube saß und aß, lief sie wieder in den Stall hinab und hieb mit dem Besenstiel auf die Fohlen ein. „Wir können nichts dafür," riefen die Fohlen und schrien vor Schmerz, „wir sind zwanzig Meilen gelaufen, da kam er uns nachgeritten auf einem Bären und hat uns wieder zurückgebracht." — „Auf einem Bären?" sagte die Hexe, „der Junge ist stärker als ich. Aber warte nur, morgen sollst du mir nicht entkommen." Den anderen Tag gab ihm die Hexe die ganze Flasche voll Branntwein mit auf den Weg, und der Junge bedankte sich noch bei der alten Hexe für das schöne Getränk. Und als er auf der Wiese angelangt war, trank er die ganze Flasche in einem Zuge aus und legte sich ins Gras und schlief fest ein und erwachte erst zur Nachmittagszeit wieder

aus dem Schlafe. „Donner Sachsen! Hilft mir heute der Löwe nicht, so bin ich gewißlich verloren!" rief er erschrocken, zog die drei Spier Löwenhaare eilends aus der Tasche hervor und rieb sie zwischen den Fingern. Alsbald stand der Löwe vor ihm und sprach: „Nur rasch auf meinen Rücken hinauf, wir haben keine Zeit zu verlieren! Dreißig Meilen haben die Fohlen schon zurückgelegt;" und als der Junge sich auf ihn gesetzt hatte, lief er, wie der Sturmwind saust, und die Haare sausten und summten dem Jungen um den Kopf, und als die Sonne sich ihrem Untergange neigte, hatte der Löwe auch die Fohlen eingeholt und der Junge dieselben zum Stehen gebracht. „So, nun spare Sporn und Peitsche nicht und laß sie laufen was sie können, dann kommst du noch hin auf den Hof," rief der Löwe, und der Junge tat, wie ihm geheißen war und spornte sein Pferd, daß ihm das Blut aus den Weichen floß, und hieb auf die anderen Fohlen mit der Peitsche ein, daß die Fetzen flogen, und langte ein Viertel vor acht auf der Wiese an. Da war an Ruhe und Rast nicht zu denken, er trieb die Füllen nur um so stärker an, und als die Glocke acht schlug, war er im Torweg, und die Flügel des Tores, welche die Alte zuwarf, hätten ihm beinahe die Fersen abgeschlagen.

„Das war die höchste Zeit!" rief der Junge atemlos und trat in das Haus hinein; die Alte aber lief zu den Fohlen und schlug sie mit dem Besenstiel, daß es einen Stein erbarmen konnte. „Wir können nichts dafür, verschon' uns," baten die Fohlen, „wir sind dreißig Meilen gelaufen, er aber kam uns auf einem Löwen nachgejagt und hat uns in Eile wieder zurückgebracht." Als die Hexe das hörte, ließ sie nach mit dem Schlagen und kehrte ärgerlich in die Stube zurück; dafür ging jetzt der Junge in den Stall hinein, um sich ein Pferd auszusuchen, und der Hexe kleine Tochter begleitete ihn. In dem Stalle standen viele Pferde, und eins war immer schöner als das andere. Ganz hinten aber stand in einer besonderen Bucht ein hochbeiniger, magerer Schimmel. „Das ist meiner Mutter Reitpferd," sagte das kleine Mädchen, „das läuft so schnell wie der Wind." Da wußte der Junge genug und ging wieder hinein zu der alten Hexe.

Am anderen Morgen sagte die Hexe: „Nun, Junge, welches Pferd willst du haben als Lohn für die Hütezeit?“—„Den Schimmel in der kleinen Bucht,“ antwortete der Junge. „Ach, was willst du mit dem, der ist ja das Mitnehmen nicht wert! Sieh doch, wie mager und schmutzig er aussieht. Nein, mit dem Tier kann ich dich nicht ziehen lassen, die Leute würden über mich reden, wenn ich dir solch ein Pferd zum Lohne gäbe!“ Der Junge blieb aber bei seinem Willen, und da mußte sich die Hexe wohl oder übel fügen. Als er jedoch aus dem Stalle getreten war, holte sie schnell einen Bohrer herbei und bohrte damit dem Schimmel Löcher durch alle vier Hufe, darauf nahm sie ein Rohr und sog ihm alles Mark aus seinem Gebein und tat es in einen irdenen Topf. Dann nahm sie Mehl, mengte es mit dem Mark und buk einen Dinsback (Kuchen) daraus. Den schob sie dem Jungen ins Vorderhemd, daß er unterwegs zu essen habe und nicht Hunger leide. Nachdem sie das getan hatte, holte sie zwölf Lämmer aus dem Stalle hervor, und band sie an den Hinterfüßen an einer Schnur auf und hing sie über den Schimmel. „Da hast du deinen Lohn,“ sprach sie und der Junge sagte ihr Lebewohl und ging neben dem Schimmel her zum Torweg hinaus. Auf das Pferd setzen mochte er sich nicht, denn es trat so steif auf und ließ sich so schwach an, als ob es bald sterben müsse. Auch wunderte ihn, daß es immer mit der Zunge nach seinem Vorderhemd leckte. „Was willst du denn dort, Schimmelchen?“ fragte der Junge mitleidig. Da hub der Schimmel zu reden an und sprach: „Ich lecke nach dem Dinsback; denn die alte Hexe hat mir mit einem Rohr alles Mark aus meinem Gebein durch die Hufe gesogen, hat es mit Mehl gemengt und in deinen Dinsback gebacken.“ „Dann iß ihn nur,“ sprach der Junge, „denn er steht dir von Rechts wegen zu.“ Und als der Schimmel den Kuchen gegessen hatte, kam die alte Kraft wieder in sein Gebein, und der Junge schwang sich auf seinen Rücken, und er griff mächtig aus. Es dauerte aber nicht lange, so kamen sie in den Wald, und wie sie ein wenig darin gewesen waren, stürzten die zwölf Wölfe, von denen der alte Jäger gesprochen, auf sie los. Rasch schnitt der Junge mit seinem scharfen Messer die Schnur ent-

zwei, und die zwölf Lämmer fielen auf die Straße herab, und die zwölf Wölfe stürzten über sie her und erwürgten sie und fraßen sie auf. Als sie die Lämmer gefressen hatten, war der Schimmel aber schon so weit gekommen, als die Macht der Hexe reichte, und der Junge hatte ihn also mit heilem Leibe vor den Wölfen in Sicherheit gebracht.

Nun machte er, daß er zu dem Jägerhäuschen kam. Dort ließ er den Schimmel am Türpfosten halten und lief hinein, holte die Prinzessin heraus und setzte sie vorne auf das Roß; dann schwang er sich selbst hinauf und ließ den Schimmel laufen, was er laufen wollte. Als er fort war, erhob der dreibeinige Schimmel wieder wie damals einen grausamen Lärm und ruhte nicht eher, als bis der alte Zauberer herbeigelaufen kam und fragte: „Warum schreist du so? Was ist denn geschehen?" — „Der Junge ist wieder hier gewesen und hat die Prinzessin geraubt," antwortete der dreibeinige Schimmel. „Sind sie schon weit?" — „Nein, weit sind sie noch nicht, wir werden sie schon einholen; setz' dich nur auf meinen Rücken." Das tat der Zauberer und ritt dem Jungen nach. „Schimmelchen lauf! Schimmelchen lauf!" rief der Junge, als er den Zauberer erblickte; aber der Schimmel lief nicht, sondern ging gemächtlich Schritt. Da war's denn kein Wunder, daß der alte Jäger sie einholte. „Räuber!" rief er dem Jungen zu, „hab' ich dir's nicht gesagt, du solltest es nicht noch einmal wagen, die Prinzessin zu stehlen; nun soll dich mein Schimmel in den Erdboden stampfen." Indem er das sagte, rief der vierbeinige Schimmel dem dreibeinigen zu: „Schwesterchen, wirf ihn ab!" Da warf der dreibeinige Schimmel den alten Zauberer auf die Erde, und der vierbeinige kam ihm zu Hilfe, und dann traten sie so lange mit ihren harten Hufen auf ihm herum, bis auch kein einziger Knochen unzermalmt war.

Als der Zauberer tot war, setzte der Junge die Prinzessin auf den dreibeinigen Schimmel, er selbst blieb sitzen, wo er war, und sie ritten zusammen in das Königreich, wo der Vater der Prinzessin regierte. Da war einmal die Freude groß, als er seine einzige Tochter wieder hatte, und als er hörte, daß der Junge

sie erlöst habe, gab er sie ihm sogleich zur Frau, und es wurde Hochzeit gefeiert in großer Pracht und Herrlichkeit. Der alte König starb bald darauf; da wurde der arme Schweinejunge König an seiner Statt, und er herrschte über seine Untertanen nach Recht und Gerechtigkeit. Eines Tages fielen ihm seine beiden Schimmel ein, und er ging in den Stall hinab, wo sie untergebracht waren. Da sprach der vierbeinige Schimmel zu ihm: „Mein Schwesterchen und ich haben dir geholfen, nun hilf du uns auch. Zieh dein Schwert und schlag uns das Haupt ab." Antwortete der junge König: „Das werde ich bleiben lassen; ich habe euch viel zu lieb, und so lohnt man seinen Freunden nicht." „Wenn du mir nicht gehorchen willst," sprach der Schimmel, „so schaffen wir dir Unglück über Unglück auf den Hals." Das wollte der junge König nun auch nicht haben, drum zog er das Schwert aus der Scheide und schlug damit den beiden Schimmeln die Köpfe ab. Kaum hatte er das getan, so stand ein stattlicher Prinz und eine wunderschöne Prinzessin vor ihm, die bedankten sich, daß er sie erlöst habe. Derselbe alte Jäger, der die junge Königin auf den hohen Baum verwünscht, hatte auch sie in Pferde verwandelt; nun aber waren sie und ihr ganzes Reich von dem Zauber erlöst, und die ganzen großen Wälder, in denen der alte Jäger sein Wesen getrieben hatte, waren mit erlöst, und jetzt Städte und Dörfer, Mühlen und Seen geworden, und der Prinz und die Prinzessin waren Herrscher über das ganze Land. Sie blieben noch eine Zeitlang bei ihrem Erlöser und seiner Frau, dann zogen sie in ihr eigenes Königreich. Der junge König lebte mit seiner Frau glücklich und zufrieden sein Leben lang, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

Vom Mann ohne Herz



Es waren einmal sieben Brüder, die hatten weder Vater noch Mutter mehr und lebten in einem Hause beisammen. Sie mußten alles selber besorgen, waschen, kochen, Stuben kehren und was da noch weiter zu tun war, denn sie hatten auch keine Schwestern. Eine solche Wirtschaft verdroß sie bald. Da sprach einer von ihnen „Wir sollten ausziehen und uns jeder eine Braut holen." Der Rat gefiel allen Brüdern, und sie machten sich reisefertig; der jüngste aber wollte zurückbleiben und das Haus hüten; seine sechs Brüder versprachen, ihm auch eine Braut mitzubringen. Die Brüder nahmen Abschied, und ihrer sechs zogen nun lustig und fröhlich in die Welt hinaus. Bald kamen sie in einen großen wilden Wald, da trafen sie, nachdem sie lange darin herumgewandert waren, ein kleines Häuschen, vor dessen Tür stand ein alter Mann. Als er die Brüder nun so lustig vorüberziehen sah, rief er ihnen zu: „Wo wollt ihr denn hin, daß ihr so an meinem Hause vorbeigeht?" — „Wir wollen uns jeder eine junge hübsche Braut holen," erwiderten sie, „darum sind wir so lustig. Wir sind allzusammen Brüder, einen aber haben wir noch zu Hause gelassen, und dem sollen wir auch eine Braut mitbringen." — „So wünsche ich euch viel Glück auf der Reise," antwortete der alte Mann, „aber ihr seht wohl ein, da ich immer so allein bin, daß ich auch eine Braut nötig habe, ich rate euch, bringt mir auch eine mit." Die Brüder antworteten nichts darauf, sondern reisten weiter und dachten: das wird der alte Mann wohl nur im Scherz geredet haben, er kann gar keine Braut gebrauchen.

Bald kamen sie in eine Stadt; da fanden sie sieben junge und schöne Schwestern. Jeder von den Brüdern nahm sich eine von ihnen zur Braut, die siebente jüngste Schwester aber nahmen sie mit für ihren jüngsten Bruder.

Als sie nun wieder in den Wald kamen, stand der alte Mann vor

seiner Tür und schien auf sie gewartet zu haben. Er rief ihnen schon von weitem zu: „Nun, habt ihr für mich auch eine Braut mitgebracht, wie ich euch gesagt habe?“ — „Nein,“ antworteten die Brüder, „für dich, alter Mann, konnten wir keine finden; wir haben nur für uns Bräute mitgebracht, und die siebente ist für unsern Bruder.“ — „Die könnt ihr mir lassen,“ sagte der alte Mann, „denn euer Versprechen müßt ihr halten.“ Aber die Brüder weigerten sich. Da nahm der alte Mann ein kleines weißes Stäbchen von einem Borte über der Haustür, und als er damit die sechs Brüder und ihre Bräute berührte, waren sie alle in graue Steine verwandelt. Die legte er mit dem Stabe auf das Bort über der Tür, die siebente jüngste Braut aber behielt er bei sich. Das Mädchen mußte nun alles in seinem Hause besorgen, was zu tun war und was eine Hausfrau für Geschäfte hat. Sie vollbrachte das alles mit willigem Herzen und hatte es auch ganz gut bei ihm, nur der einzige Gedanke plagte sie, daß er bald sterben könnte. Was sollte sie dann so ganz allein anfangen in dem großen wilden Walde, und wie sollte sie dann ihre armen verzauberten Schwestern und deren Verlobte befreien? Je länger sie bei ihm war, je schrecklicher ward ihr dieser Gedanke; sie weinte und klagte den ganzen Tag und schrie dem Alten immer in die Ohren: „Du bist alt und kannst leicht sterben, was soll ich dann anfangen, wenn du tot bist? Ich werde hier ja ganz allein in diesem großen Walde sein.“ Da ward der alte Mann verdrießlich und sagte: „Du brauchst gar keine Angst zu haben, ich kann nicht sterben, denn ich habe kein Herz; aber wenn ich sterben sollte, was doch nicht möglich ist, so liegen ja auf dem Bort über der Haustür zwölf graue Steine und dabei ein kleiner weißer Stock; damit brauchst du nur an die Steine zu schlagen, so wirst du deine Schwestern und ihre Verlobten wieder lebendig haben.“ Das Mädchen gab sich nun eine Weile zufrieden, dann aber fragte sie ihn, wenn sein Herz nicht in der Brust wäre, wo er es denn hätte? „Kind,“ sagte der Alte, „sei nicht so neugierig, du kannst nicht alles wissen.“ Aber sie ließ nicht nach mit Bitten und Fragen, bis er unwillig sagte: „Nun, damit du nur Ruhe hältst, so sage ich dir, mein Herz sitzt in der Bettdecke.“

Nun pflegte der Alte morgens in den Wald zu gehen und erst abends wiederzukommen; dann mußte seine junge Haushälterin das Essen für ihn bereit haben. Als er nun an dem Abend nach Hause kam, da fand er seine Bettdecke mit allerlei schönen Federn und kleinen Blumen über und über besteckt und geziert; da fragte er das Mädchen, was denn das bedeuten sollte? „Ach, Vater," antwortete sie, „ich muß den ganzen Tag allein sein und kann dir nichts zuliebe tun, so wollte ich doch deinem Herzen eine Freude machen, das, wie du sagst, in der Bettdecke steckt." — „Kind," sagte der Alte und lachte, „es war ja nur ein Scherz von mir, mein Herz ist lange nicht in der Bettdecke, das ist ganz anderswo." Da fing sie wieder an zu klagen: „Also hast du doch ein Herz in deiner Brust und kannst sterben; was soll ich dann anfangen und wie bekomme ich die Meinigen wieder, wenn du tot bist?"

„Was ich dir sage, liebes Kind," antwortete der alte Mann, „sterben kann ich nicht und habe gewiß kein Herz in der Brust, aber wenn ich sterben sollte, was doch nicht möglich ist, so liegen ja die Steine über der Haustür und dabei ein kleiner weißer Stock; damit kannst du ja nur, wie ich dir schon einmal sagte, an die Steine schlagen, so hast du alle die Deinen wieder!" Aber da bat und quälte sie ihn abermals so lange, wo er denn sein Herz hätte, bis er sagte, es sitze in der Stubentür.

Nun schmückte sie am andern Tage die Stubentür von oben bis unten mit bunten Federn und Blumen, und als abends der Alte nach Hause kam und nach der Ursache fragte, antwortete sie ihm: „Ach, Vater, ich kann dir ja den ganzen Tag nichts zuliebe tun, so wollte ich deinem Herzen eine Freude machen!" Aber der alte Mann antwortete wieder: „Mein Herz sitzt lange nicht in der Stubentür, das ist ganz anderswo." Da ging es nun ebenso wie am vorigen Tage; sie weinte, jammerte und sprach: „Vater, du hast doch ein Herz und kannst doch sterben, du willst mich nur täuschen!" Da antwortete der alte Mann: „Sterben kann ich nicht, aber weil du es durchaus wissen willst, wo mein Herz ist, will ich es dir sagen, damit du dich endlich beruhigst. Weit, weit von hier, in einer ganz unbekannten, einsamen Gegend liegt eine

große Kirche, die Kirche ist mit dicken eisernen Türen wohlverwahrt, um die Kirche fließt ein großer tiefer Graben, in der Kirche fliegt ein Vogel, in dem Vogel ist mein Herz, und solange dieser Vogel lebt, lebe ich auch. Von selbst stirbt er nicht und niemand kann ihn fangen; daher kann ich nicht sterben und du kannst ohne Sorge sein."

Unterdes hatte der jüngste Bruder gewartet und gewartet; als nun seine Brüder gar nicht wiederkamen, vermutete er, es möchte ihnen ein Unfall begegnet sein. Daher machte er sich endlich selbst auf den Weg, um sie zu suchen. Er war schon einige Tage gegangen, da kam er auch in den Wald, durch den seine Brüder gewandert waren, und gelangte zu dem Hause des alten Mannes. Er traf ihn nicht zu Hause, aber das Mädchen, seine Braut, empfing ihn.

Er erzählte ihr, daß er sechs Brüder gehabt, die seien ausgezogen, sich Bräute zu holen, aber es müßte ihnen ein Unglück zugestoßen sein, weil sie noch immer nicht zurückgekommen wären. Darum sei er selber ausgereist, um sie aufzusuchen. Da erkannte das Mädchen in ihm ihren Bräutigam und sagte ihm, wer sie sei und was aus seinen Brüdern und ihren Bräuten geworden sei. Beide wurden sehr froh, daß sie sich gefunden hatten; sie trug ihm Essen auf, und nachdem er sich erquickt hatte, sprach er: „Nun sage mir, liebe Braut, wie rette ich meine Brüder?" Da erzählte sie vom alten Manne, der sein Herz nicht in der Brust, sondern in einer weit entfernten Kirche habe; „die Kirche," sprach sie, „liegt in einer einsamen wüsten Gegend, sie ist wohlverwahrt mit dicken eisernen Türen, um die Kirche fließt ein tiefer Graben, in der Kirche fliegt ein Vogel, in dem ist das Herz des alten Mannes." — „Ich will doch versuchen," sagte der Bräutigam, „ob ich des Vogels nicht habhaft werden kann; freilich ist mir der Weg unbekannt und weit und die Kirche ist wohlverwahrt, aber mit Gottes Hilfe wird es mir gelingen." — „Ja, das tu nur," sagte das Mädchen, „suche den Vogel; denn solange der Vogel lebt, können deine Brüder nicht frei werden; für diese Nacht aber mußt du dich unter dem Bettgestell verstecken, damit der Alte dich nicht findet; morgen kannst du weiterreisen." Das tat er denn auch und kroch

unter das Bett, sobald der alte Mann nach Hause kam; am andern Morgen aber, als er wieder ausgegangen, holte die Braut den Bräutigam aus dem Versteck hervor, gab ihm einen ganzen Korb voll Lebensmittel, und nach einem zärtlichen Abschied machte er sich auf den Weg. Als er nun eine ganze Weile gegangen war und ihn hungerte, setzte er sich nieder, stellte seinen Korb vor sich und machte ihn auf; indem er aber Fleisch und Brot hervorlangte, sprach er: „Wer nun Lust hat, mitzuessen, der komme!“ Alsbald kam ein großer roter Ochse an und sprach: „Hast du das gesagt, wer mit dir essen wolle, der solle nur kommen, so wollte ich nun gerne mitessen!“ — „Jawohl, Kamerad,“ antwortete der junge Bursche, „das habe ich gesagt und du sollst dein Teil erhalten.“

Nun fingen sie an zu essen, und als sie satt waren, sprach der rote Ochse, indem er wieder gehen wollte: „Wenn du in Not bist und meiner Hilfe bedarfst, so kannst du deinen Wunsch nur aussprechen, dann komme ich und helfe dir.“ Gleich darauf war er unter den Bäumen verschwunden, und der Bursche setzte seine Reise fort.

Als er nun wieder eine Strecke gegangen war und ihn abermals hungerte, setzte er sich nieder, öffnete den Korb und sprach wie früher: „Wer nun Lust hat mitzuessen, der komme!“ Gleich kam aus dem Gebüsche ein großes wildes Schwein und sprach: „Hast du das gesagt, wer mit dir essen wollte, der sollte nur kommen, so wollte ich gerne mitessen.“ Der Bräutigam antwortete „Das ist mir ganz recht, Kamerad, lange nur zu.“ Nachdem sie aber gegessen hatten, da sprach auch das wilde Schwein: „Wenn du in Not bist und meiner Hilfe bedarfst, so sprich deinen Wunsch nur aus, und ich will dir helfen.“ Darauf verschwand es im Wald, und der Bursche setzte seine Reise wieder fort.

Als er nun am dritten Tage essen wollte und wieder sprach: „Wer nun Lust hat, mit mir zu essen, der komme,“ da rauschte es in den Gipfeln der Bäume und der Vogel Greif ließ sich nieder und setzte sich neben den Wanderer, indem er sprach: „Hast du das gesagt, wer mit dir essen wolle, der solle nur kommen, so wollte ich gerne mit dir essen.“ — „Recht gerne,“ antwortete der

Bräutigam, „in Gesellschaft speisen ist angenehmer, als ohne Gesellschaft, lange nur zu!" Nun fingen sie beide an zu essen. Als sie aber satt waren, sprach der Vogel Greif: „Wenn du in Not bist, kannst du mich nur rufen, und ich will dir beistehen." Darauf verschwand er in der Luft, und der Bräutigam setzte seinen Weg fort. Es dauerte nun nicht lange mehr, so konnte er die Kirche schon in der Ferne sehen; er verdoppelte seine Schritte und bald war er in ihrer Nähe. Aber da war ihm der Graben im Wege, der war ihm zu tief, um hindurchzuwaten, und schwimmen konnte er nicht. Da fiel ihm zum Glück der rote Ochse ein; „der könnte dir jetzt helfen," dachte er, „wenn er einen grünen Steig durch das Wasser tränke; wenn er doch hier wäre!" Kaum hatte er das gesagt, so war der rote Ochse da, legte sich in die Knie und trank so lange, bis ein grüner trockener Steig durchs Wasser ging. Der junge Bursche schritt nun durch den Graben und stand vor der Kirche; doch die hatte so starke eiserne Türen, daß er keine öffnen konnte, und die Wände waren viele Fuß dick, nirgends war eine Öffnung. Da er nun kein anderes Mittel wußte, versuchte er, einzelne Steine aus der Mauer herauszubrechen; mit vieler Mühe gelang es ihm, einen herauszubringen. Da fiel ihm ein, daß das wilde Schwein ihm helfen könne; er rief: „O wäre das wilde Schwein doch hier!" Sogleich stürmte es daher und rannte mit solchem Ungestüm gegen die Mauer, daß augenblicklich ein großes Loch entstand. Der junge Bursche ging jetzt in die Kirche hinein; da sah er den Vogel darin herumfliegen. „Den kannst du selbst nicht greifen," dachte er, „aber wenn der Vogel Greif nur hier wäre!" Kaum hatte er das gesagt, war der Vogel Greif da, aber diesem selbst kostete es viele Mühe, den kleinen Vogel zu fangen; endlich aber griff er ihn, gab ihn dem jungen Mann in die Hand und flog davon. Freudig steckte der seine Beute in seinen Korb und ging nun zurück nach dem Häuschen, wo seine Braut war. Als er bei ihr angekommen war und ihr erzählte, daß er den Vogel gefangen im Korbe habe, da freute sie sich sehr und sprach: „Nun sollst du erst schnell ein bißchen essen und dann krieche nur wieder unter die Bettstelle mit dem Vogel, daß der alte Mann dich nicht gewahr wird!" Das geschah, und als er eben unter dem

Bette lag, so kam auch schon der alte Mann nach Hause, er fühlte sich aber krank und klagte. Da fing das Mädchen wieder an zu weinen und sprach: „Ach, nun stirbt Vater doch, das kann man ja sehen, und Vater hat doch ein Herz in der Brust!“ „Ach, Kind,“ erwiderte der Alte, „schweig doch still, ich kann nicht sterben, es geht gewiß bald vorüber!“ Nun aber kniff der Bräutigam unter der Bettstelle den Vogel ein wenig. Da ward der Alte ganz matt, daß er sich niedersetzte.

Und als der Bursche den Vogel noch fester anfaßte, fiel er ohnmächtig vom Stuhl. Da rief die Braut: „Kneif ihn ganz tot!“ und als der Bursche das getan, lag auch der Alte tot auf dem Boden. Da holte das Mädchen ihren Bräutigam erst unter der Bettstelle hervor, dann ging sie hin, nahm die Steine und das weiße Stäbchen vom Borte über der Tür und klopfte damit an jeden Stein, da standen mit einem Male alle ihre Schwestern und die Brüder wieder vor ihnen. „So,“ sagte sie, „nun wollen wir nach Hause reisen und Hochzeit halten und glücklich sein; denn der alte Mann ist tot, und wir haben nichts mehr von ihm zu fürchten.“ Und sie reisten fröhlich miteinander fort, feierten ihre Hochzeit alle an einem Tage und lebten danach noch viele Jahre einträchtig und glücklich miteinander.

Die Zwergmännchen



Ein Schweinehirt hatte viele Söhne, von denen trieb der älteste mit den Ferken aus. Draußen im Walde aber machte er sich einmal eine Pfeife und lehrte seinen sechs Ferken das Tanzen danach. Als sie es gelernt hatten und herangewachsen waren, zog er damit nach der Stadt und ließ sie vor dem Königsschlosse tanzen. Da schaute die Frau Königin zum Fenster hinaus und freute sich über die tanzenden Schweine, ließ auch dem Schweinejungen Zucker und Ro-

sinen reichen und hieß ihren Säckelmeister, mit ihm um eins der Schweine handeln. Allein der Schweinejunge sagte: „Das kriegt die Frau Königin nur, wenn ich sie dafür einmal ein wenig ins Ohrläppchen kneifen darf.“ Das erlaubte ihm die Frau Königin, er aber gab ein Schwein hin und zog mit den übrigen nach Hause. Als er nach Hause kam und sein Vater sah, daß ein Schwein fehlte, wollte er das Geld dafür sehen. Der Schweinejunge erzählte, wie er die Frau Königin dafür ein wenig ins Ohrläppchen gekniffen hätte, und bekam zur Strafe, weil er kein Geld mitbrachte, von seinem Vater Schläge.

Nach einer Weile trieb er mit den übrigen fünf Ferken wieder vor das Königsschloß und ließ sie nach seiner Pfeife tanzen. Die Frau Königin schaute wieder zum Fenster heraus, ließ ihm Zucker und Rosinen zu essen geben und schickte ihren Säckelmeister, eins von den fünf Schweinen zu kaufen. Da sagte er wieder, daß er es nur hergäbe, wenn er die Frau Königin dafür ein wenig ins Ohrläppchen kneifen könne. Die Frau Königin aber kam lächelnd herunter und ließ sich von ihm am Ohr zausen und bekam eins von den fünf Schweinen dafür. Als der Schweinejunge nun seinem Vater wieder kein Geld brachte, bekam er noch mehr Peitschenschläge, als zuvor. So ging es fort, bis das letzte Schwein an die Frau Königin verhandelt war, wonach sein Vater ihn am ganzen Leibe blutig schlug.

Als die Frau Königin die sechs Ferken zusammenhatte, spitzte sie das Mäulchen und pfiff, daß sie danach tanzen sollten; allein vergebens, die sechs Schweine rührten sich nicht. Darauf bot sie die Musikanten im ganzen Reiche auf, aber die Schweine erhoben sich nicht und fingen nicht an zu tanzen. Da gab sie ihren Dienern Befehl, daß sie den Schweinejungen mit der Pfeife herbringen sollten, und sie dachte ihm die Pfeife nun auch noch abzukaufen. Die Diener aber spürten ihn auf und fanden ihn krank von den Schlägen auf dem Lager liegen in seines Vaters Hause. Doch folgte er ihnen mit seiner Pfeife, bekam auch wieder Zucker und Rosinen, und die sechs Schweine machten zu seiner Musik die allerlustigsten Sprünge. Als nun die Frau Königin diesmal selber den Handel mit ihm abschließen wollte, bemerkte sie, daß sein Körper blutrün-

stig war, und fragte ihn nach der Ursache, und er sagte, sein Vater habe ihn immer mit der Peitsche geschlagen, wenn er kein Geld für die Schweine heimgebracht. Darüber lachte die Frau Königin, wandte sich aber um und sagte: „Ich könnte es nicht verantworten, wenn der arme Narr noch einmal so von seinem Vater mißhandelt würde. Mein Säckelmeister soll ihm mit Gewalt die Taschen voll Geld stecken, dafür aber sollen ihm meine Diener die Pfeife wegnehmen und ihn dann vom Königshof hinwegführen." So geschah es auch, und bald stand der Schweinejunge mit gefüllten Taschen draußen allein im Walde, die Frau Königin aber blies mit vollen Backen auf seiner Pfeife, und die sechs Schweine tanzten lustig danach und war dazumal großer Jubel und viele Lustbarkeit auf dem Königshofe.

Der Schweinejunge war traurig, zürnte der Königin und wollte mit dem vielen Gelde, das er nicht achtete, zu seinem Vater zurückkehren; da kam ein Zwergmännchen daher, klagte sehr über die schlechten Zeiten, sagte, daß es in Not sei, und bat um einen Zehrpfennig. „Nach Pfennigen greife ich jetzt nicht mehr in die Tasche," sagte der Schweinejunge, und gab ihm einen Dukaten. Nach einer Weile kam wieder ein Zwergmännchen, klagte auch über die schlechten Zeiten und bat wieder um einen Zehrpfennig. Da gab er wieder einen Dukaten hin, und so kamen noch viele Zwergmännchen an und jedes erhielt seinen Dukaten. Der letzte Zwerg aber sagte: „Die Dukaten, die du uns gabst, sollen Glücksdukaten für dich werden; wenn du in Not bist, so magst du uns nur rufen."

Der Schweinejunge hatte nun nur noch zehn Dukaten, und als er damit weiterging, begegnete ihm der Böse mit einem hübschen Pferde. Der Junge kannte aber den Bösen noch nicht und fragte, was das Pferd kosten solle. „Weil du es bist," sagte der Teufel, „so lasse ich dir's für zehn Dukaten, es ist aber unter Brüdern hundert wert. Die übrigen neunzig Dukaten will ich dir schenken, und du kannst dich gleich aufsetzen, unter dem Beding, daß du zuerst mit nach meinem Schloß reitest."

Das war der Schweinejunge wohl zufrieden, denn der Teufel erschien ihm wie ein feiner und liebreicher Herr. Als sie aber in das

Schloß des Teufels kamen, sprach der: „Jetzt bist du in meiner Gewalt. Wisse, daß ich der Teufel bin, und weil ich dir neunzig Dukaten an dem Pferde geschenkt habe und du das angenommen hast, so will ich dir den Hals umdrehen, wenn du mir nicht drei Aufgaben lösen kannst. Erstens sollst Du mir aus einer Kuh ein Pferd machen; zweitens um mein Schloß eine zehn Fuß hohe und zwei Fuß dicke Mauer ziehen, die Steine dazu sind schon vorhanden. Die dritte Aufgabe aber ist diese: ich habe zwischen meinen Jungfern im Schloß eine Prinzessin, die sollst Du aus den übrigen heraussuchen, mußt aber beim ersten Griff sogleich die Prinzessin herausfinden."
Als dem Jungen dies eröffnet war, ging er in den Stall, darin die Kuh stand, und der Teufel schloß ihn bei. Er aber wußte nicht, was er tun sollte. Da fielen ihm die Zwerge ein und er rief also:

„Zwergmännichen, ich rufe euch,
Kommt her, ich bin in Not;
Ich weiß es, ihr könnt helfen mir,
Ich gab euch Geld zu Brot."

Da erschien sogleich eine Schar Zwerge, die fraßen die Kuh mit Stumpf und Stiel auf, darauf zogen sie ein Pferdchen aus der Tasche, so groß wie ein Spielpferd, das wurde immer größer, bis es zuletzt wie ein gewöhnliches Reitpferd war. Als der Teufel kam, war schon alles fix und fertig, und er fand statt der schlechten Kuh das beste Pferd.
Nun ging es aber an die Maurerarbeit, da sagte der Schweinejunge wieder sein Sprüchlein, und die Zwerge kamen in großen Scharen herbei. Sie konnten sich aber unsichtbar machen, so daß sie der Teufel nicht sah, und es waren der Zwerge so viele, daß auf jeden Zwerg kaum fünf Steine kamen, die er legen mußte an der ganzen großen Mauer. So stand denn die Mauer alsbald fertig da, gar hoch und breit, und nun ging's an die dritte Arbeit. Als der Junge sein Sprüchlein gesagt hatte, kam der letzte von den Zwergen allein an und gab ihm eine Rute, die sollte er krumm biegen und damit auf die Jungfern zielen, die alle ganz gleich aussähen, ganz schwarz wären und alle auf einem großen

Saale aufgestellt würden; die, welche von der losgelassenen Rute berührt würde, wäre die Prinzessin. Der Schweinejunge traf richtig mit der Rute die Prinzessin und hatte diese jetzt erlöst, deshalb rief eine Stimme:

Prinzessin! Bring dem Höchsten Dank!
Du bist befreit vom Höllenbrand.

Als der Böse das hörte, sprach er: „Jetzt gehören dir die Prinzessin und die beiden Pferde von Rechts wegen." Nun setzte der Schweinejunge sich selbst auf das Pferd, das er für zehn Dukaten gekauft hatte, nachdem er zuvor die Prinzessin auf das andere Pferd gehoben, das er von den Zwergen erhalten hatte. Darauf zogen beide hin zu dem Vater der Prinzessin, der ein mächtiger König war, und sogleich wurde die Hochzeit veranstaltet. Zu der Hochzeit aber war auch die Frau Königin eingeladen, welcher der Schweinejunge immer die Ohren gezaust hatte, und sie tanzte mit dem alten Schweinehirten, der seinen Sohn immer geprügelt hatte, den Ehrentanz. Die Frau Königin aber hatte ihre Pfeife und ihre sechs Schweine mitgebracht, und wenn die andern müde waren zu tanzen, so mußten die sechs Schweine nach der Pfeife der Frau Königin tanzen, und sie tanzten noch schöner als alle die Hochzeitsgäste.

Der lustige Ferdinand oder der Goldhirsch



Es war einmal ein Soldat, der war immer lustig und guter Dinge, obwohl er nur wenig zu beißen hatte; denn die Groschen und Kreuzer wollten nicht lange in seiner Tasche bleiben, so daß oft Schmalhans Koch bei ihm war. Doch ließ er sich das nicht verdrießen; er blieb immer der lustige Ferdinand; so nannten ihn nämlich seine Kameraden.

Als er nun eines Tages vor der Tür des Königs die Wache hatte

und sich das schöne Schloß mit seinen Kostbarkeiten recht betrachtete und all die vornehmen Herren sah, die da aus- und eingingen und dem König zu Diensten waren, da dachte er: so ein König hat es doch gut; der hat Geld genug, und für Geld kann man ja alles in der Welt haben. Hätt' ich nur Geld, ich wüßte wohl was ich täte.
Wie dem lustigen Ferdinand diese Gedanken so im Kopfe herumgingen und er niemand hatte, dem er sie hätte mitteilen können, so nahm er ein Stück Kreide und schrieb an die Tür, die zum Zimmer des Königs führte:

Das Geld
Bezwingt die ganze Welt.

Als später der König ausging und diese Worte las, ließ er eine strenge Untersuchung anstellen, wer das geschrieben hätte. Da gestand es der lustige Ferdinand sogleich ein, und weil der König ein guter gnädiger Herr war, ließ er ihn selbst vor sich kommen und stellte ihn darüber zur Rede, verzieh es aber dem Soldaten leicht, weil dieser sagte, er habe das nur so hingeschrieben, weil er auf dem Posten nicht habe reden dürfen und doch den Gedanken nicht habe loswerden können. Dann aber wollte der König ihm beweisen, daß er mit seinen Gedanken auf dem Holzwege gewesen sei. Allein der lustige Ferdinand wußte den König immer zu widerlegen und sagte endlich sogar: „Herr König, wenn ich nur Geld genug hätte, so wollte ich alles erreichen, es möchte sein, was es wollte, ja, ich glaube fest, ich wollte Eure Tochter zur Frau kriegen und selbst noch ein König werden."
Diese Rede von einem gemeinen Soldaten verdroß zwar den König ein wenig, doch ließ er sich's nicht merken und sagte vielmehr: „Um dich zu widerlegen, will ich eine Wette mit dir eingehen. Du sollst ein ganzes Jahr lang so viel Geld haben, als du verlangst; kannst du während dieser Zeit die Liebe meiner Tochter gewinnen, so ist es gut, du sollst sie haben; will sie dich dann aber nicht, so kostet dir's den Kopf. Jetzt besinn dich wohl!" Der lustige Ferdinand besann sich aber nicht lange und sagte gleich, er wolle die Wette wohl eingehen. Er erhielt nun vom König den

Schlüssel zur Schatzkammer und nahm für's erste so viel Geld, als er nur heimtragen konnte. Dann ließ er Essen und Trinken sich schmecken, lud seine Kameraden zu sich ein, fuhr spazieren und ging auf Reisen, und sah und genoß für sein Geld alles, was das Herz nur begehrte. Um die schöne Prinzessin aber kümmerte er sich gar nicht. Die war indes nicht so vergnügt wie der Ferdinand. Um sie nämlich vor allen Nachstellungen und Bewerbungen zu schützen, hatte der König sie auf eine kleine Insel, die in der Nähe des Schlosses lag, bringen lassen und hatte streng verboten, daß irgendein Mannsbild zum Besuch zu ihr gelassen würde. Da lebte sie nun wie in einem Gefängnis und hatte oft Langeweile. Als der lustige Ferdinand eines Tages wieder in die Schatzkammer kam und seine leeren Taschen mit Gold füllte, fragte ihn der König, wie es gehe, und mahnte ihn zugleich, daß er nur noch ein halbes Jahr übrig habe und wohl sehen möge, wie er in dieser Zeit das Herz seiner Tochter gewinne; denn sonst werde es ihm unfehlbar das Leben kosten, sagte er.

Ferdinand blieb guten Mutes und dachte, es ist wahr, du mußt dich jetzt wohl nach der Prinzessin umsehen, und ging zu einem Goldschmied, der war so geschickt wie kein anderer Meister in der ganzen Welt, und bestellte bei ihm einen goldenen Hirsch, ganz so groß wie ein rechter Hirsch, mit großem, zackigem Geweih; im Innern aber sollte der Hirsch hohl sein, so daß ein ausgewachsener Mann sich darin verbergen könne. Das Gold dazu holte Ferdinand aus der Schatzkammer des Königs, und da dauerte es nicht lange, da war der Hirsch fertig und war so überaus schön geworden, daß man gar nichts Herrlicheres sehen konnte.

Durch eine geheime Tür, die niemand fand, der es nicht wußte, kroch der lustige Ferdinand in den Bauch des Hirsches und nahm zugleich seine Zither mit, die er ganz ordentlich zu spielen verstand. Dann hatte er dem Goldschmied alles entdeckt und hatte ihn für vieles Geld dazu bewogen, daß er den Goldhirsch aufs Schloß brachte und ihn dem König zeigte. Der konnte sich gar nicht genug darüber verwundern. Als nun aber der Goldschmied ein bestimmtes Zeichen gab und im Bauche des Hirsches eine Zither anfing zu spielen, da wußte der König nicht, was er vor Entzücken

sagen sollte. Auch die Königin war ganz außer sich vor Freude und bat den König, er solle den Hirsch doch kaufen und seiner Tochter auf die Insel schicken, daß sie sich damit unterhalten möchte. — Der König sagte ja, das wolle er gern tun und kaufte den Goldhirsch und ließ ihn sogleich der Tochter bringen. Die freute sich nicht wenig darüber und ließ den Hirsch beständig spielen und konnte das Spiel nicht satt werden, bis sie endlich müde wurde und einschlief.

Da machte der lustige Ferdinand leise die Tür auf und schlüpfte heraus und besah sich die Prinzessin, die in ihrem Bett lag und ruhig schlief. Sie war aber so wunderschön, daß er seine Augen nicht von ihr wegwenden mochte und es endlich nicht lassen konnte, ihr einen recht langen und herzhaften Kuß auf die Lippen zu drücken, also, daß die Prinzessin davon erwachte und gar sehr erschrak, als sie einen Mann vor ihrem Bett stehen sah.

Ferdinand aber sagte ihr sogleich, wer er sei und bat sie so dringend und rührend, sie möge ihn doch nicht verraten, er wolle ihr auch alle Tage was vorspielen, solange sie's nur hören möge, daß die Prinzessin es endlich ihm versprach, wenn er hübsch still in seinem Versteck bleiben wollte. Ja, das wollte er ja herzlich gern, sagte er, und verkroch sich alsbald wieder in den Bauch des Hirsches.

Am andern Morgen konnte es die Prinzessin gar nicht erwarten, bis sie den Hirsch wieder spielen hörte. Auch der König kam, um es zu hören, und freute sich ganz besonders, weil seine Tochter so vergnügt war; ja, sie meinte, daß sie jetzt gewiß keine Langeweile auf der Insel mehr haben werde.

Als es nun Abend war und die Prinzessin wieder ganz allein war und zu Nacht aß, da machte der lustige Ferdinand leise die Tür auf und rief: „Prinzessin, ach liebe Prinzessin, darf ich nicht ein wenig hinauskommen? Ich habe so argen Hunger! Seit gestern habe ich nichts mehr gegessen und heut habe ich soviel spielen müssen!" Ja, da erlaubte es ihm die Prinzessin, daß er heraussteigen und mit ihr essen durfte. Und wie sie ihn nun recht betrachtete und sich mit ihm unterhielt, da gefiel er ihr recht gut und immer besser, also, daß sie es gern geschehen ließ, als er sie zu guter

Letzt in den Arm nahm und recht tüchtig abküßte. Und wie sie nun zu Bett ging und der lustige Ferdinand ihr klagte, daß ihm der Rücken gar so weh täte, weil er in dem Hirschbauche immer krumm liegen müsse, und daß er in der letzten Nacht ganz erbärmlich habe frieren müssen, da ließ die Prinzessin ihn mit unter ihre Bettdecke schlüpfen und beide hatten sich dann recht herzlich lieb und versprachen sich, daß sie nicht voneinander lassen, sondern immer so beisammen bleiben wollten.

So ging es dann nun vier oder fünf Monate lang fort, und die beiden waren überaus glücklich. Den lustigen Ferdinand sah man nirgends, und der König meinte, er werde wohl wieder auf Reisen sein. Da wurde plötzlich die Prinzessin bleich und krank, so daß der König ihr seinen Leibarzt schickte, der sie untersuchen und ihr was verordnen sollte.

Der Doktor aber schüttelte den Kopf, ging zum König und sprach: „Der Prinzessin kann ich nicht helfen; die wird in einigen Monaten, wenn sie ein kleines Kind bekommen hat, von selbst schon wieder wohl werden.“ Darüber ward der König so ungehalten und aufgebracht, daß er den Arzt ins Gefängnis werfen ließ. Dann schickte er einen andern Doktor zu der Prinzessin; der sagte aber dasselbe wie der erste und wurde ebenfalls dafür eingesperrt. Und ebenso erging es noch einigen andern, bis der König endlich selbst zu seiner Tochter ging und sie fragte, ob sie denn heiraten wolle. Sie sagte, sie habe schon geheiratet. Und als der König fragte, wer denn ihr Gemahl sei, sagte sie: „Der lustige Ferdinand, den du mir ja selbst in dem goldenen Hirsch geschenkt hast,“ und öffnete die Tür und ließ ihn aussteigen. Da ärgerte sich der König zwar, konnte aber doch sein Wort nicht brechen, weil die Prinzessin erklärte, daß sie nie einen anderen lieben und heiraten möge; und so hat der lustige Ferdinand, noch ehe das Jahr herum war, seine Wette gewonnen, hat die Prinzessin behalten und ist nach dem Tode ihres Vaters auch noch König geworden.

Das Posthorn



Es war einmal ein sehr kalter Winter, da fuhr ein Postillion auf dem Schwarzwald in einem Hohlwege und sah einen Wagen auf sich zukommen, nahm sein Horn und wollte dem Fuhrmann ein Zeichen geben, daß er stillhalte und ihn erst vorbeilasse; allein der Postillion mochte sich anstrengen wie er wollte, er konnte doch keinen einzigen Ton aus dem Horn hervorbringen. Deshalb kam der andere Wagen immer tiefer in den Hohlweg hinein, und da keiner von beiden mehr ausweichen konnte, so fuhr der Postillion geradeswegs über den andern Wagen hinweg. Damit aber dergleichen Unbequemlichkeiten nicht noch einmal vorkommen möchten, so nahm er alsbald wieder sein Horn zur Hand und blies alle Lieder hinein, die er nur wußte; denn er meinte, das Horn sei zugefroren und er wollte es durch seinen warmen Atem wieder auftauen. Allein es half alles nichts; es war so kalt, daß kein Ton wieder herauskam. Endlich gegen Abend kam der Postillion in das Dorf, wo ausgespannt wurde und wo ein anderer Knecht ihn ablöste. Da ließ er sich einen Schoppen Wein geben, um sich zu erwärmen; weil aber in dem Wirtshause gerade eine Hochzeit gefeiert wurde und die Stube von Gästen ganz voll war, so begab er sich mit seinem Wein in die Küche, setzte sich auf den warmen Feuerherd, hing sein Horn auf einen Nagel an die Wand und unterhielt sich mit der Köchin.

Auf einmal aber erschrak er ordentlich, als das Posthorn von selbst zu blasen anfing. Da blies es zuerst einige Male das Zeichen, das die Postillione gewöhnlich geben, wenn jemand ausweichen soll; dann aber auch alle Lieder, die er unterwegs hineingehaucht hatte und die darin festgefroren waren, und die jetzt an der warmen Wand alle nacheinander wieder auftauten und herauskamen, z. B. „Schier dreißig Jahre bist du alt" usw., „Du, du liegst mir im Herzen", „Mädel ruck ruck ruck" und an-

dere Schelmenlieder. Zuletzt auch noch den Choral: „Nun ruhen alle Wälder“, denn dies war das letzte Lied, welches der Postillion hineingeblasen hatte.

Das Kätzchen und die Stricknadeln



Es war einmal eine arme Frau, die in den Wald ging, um Holz zu lesen. Als sie mit ihrer Bürde auf dem Rückwege war, sah sie ein krankes Kätzchen hinter einem Zaun liegen, das kläglich schrie. Die arme Frau nahm es mitleidig in ihre Schürze und trug es nach Hause zu. Auf dem Wege kamen ihre beiden Kinder ihr entgegen, und wie sie sahen, daß die Mutter etwas trug, fragten sie: „Mutter, was hast du da?“ und wollten gleich das Kätzchen haben; aber die Frau gab den Kindern das Kätzchen nicht, aus Sorge, sie möchten es quälen, sondern sie legte es zu Hause auf alte weiche Kleider und gab ihm Milch zu trinken. Als das Kätzchen sich gelabt hatte und wieder gesund war, da war es mit einem Male fort und verschwunden. Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald, und als sie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo das kranke Kätzchen gelegen hatte, da stand eine ganz vornehme Dame dort, winkte sie zu sich und warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wußte nicht recht, was sie denken sollte, die absonderliche Gabe schien ihr gar zu gering; doch nahm sie die fünf Stricknadeln mit nach Hause und legte sie des Abends auf den Tisch. Aber als die Frau des andern Morgens aufgestanden war, da lagen ein Paar neue fertig gestrickte Strümpfe auf dem Tische. Das wunderte die Frau über alle Maßen; am nächsten Abend legte sie die Nadeln wieder auf den Tisch, und am Morgen darauf lagen neue Strümpfe da. Jetzt merkte sie, daß zum Lohn ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen ihr diese fleißigen Nadeln beschert waren,

und ließ dieselben nun jede Nacht stricken, bis sie für sich und die Kinder genug hatte. Dann verkaufte sie auch Strümpfe und hatte genug bis an ihr seliges Ende.

Das goldene Schloß



Es war einmal ein König und eine Königin, die wohnten in einem Schlosse von purem Gold. Die Königin war eine Zauberin; sie hatte unter vielen andern Sachen auch ein Spiegelchen; wenn der König herausging, dann schaute sie da hinein und dann konnte sie alles sehen, wohin er ging, was er tat, gerade als hätte er vor ihr gestanden; zugleich hatte sie alsdann die Macht, ihn überall hingehen zu lassen, wohin sie wollte. Es geschah nun einmal, daß sie den König auf die Art hin und wieder spazieren gehen ließ, bis er endlich an das Gestade der See kam. Das erste, was er da fand, war ein toter Körper, den die Wellen ans Land geworfen hatten. Als er ihn näher besah, erkannte er, daß es ein ertrunkener Matrose war. Dessen Kleider schienen ihm so seltsam, daß er sie für sein Leben gern mitgenommen hätte; er zog sie denn auch dem Matrosen aus und sich an und ging also seines Weges weiter.

Während er dies getan hatte, war die Königin in einem andern Zimmer gewesen; als sie nun zurückkam und in ihr Spiegelchen schaute, sah sie statt ihres Mannes einen Matrosen am Gestade; man kann sich leicht denken, wie sehr sie darüber muß erschrocken sein. Der König inzwischen war nicht minder in Unruhe, denn er fürchtete, es möchte einer von den Gesellen des Matrosen kommen und ihn als einen Mörder und Dieb ergreifen. Bekümmert und ängstlich ging er hierhin und dorthin und wußte nicht, was er machen sollte. Endlich kam ihm eine alte Frau entgegen, und er frug diese recht freundlich: „Sagt einmal, Frauchen, wo ist

eigentlich der Weg nach dem goldenen Schloß?" — „Nach dem goldenen Schloß?" sagte die Frau. „Davon habe ich noch nie gehört, es kann unmöglich hier in der Gegend liegen. Man sieht's auch wohl an Euren Kleidern, daß Ihr hier nicht zu Hause seid. Kommt aber mit mir zur Königin der kriechenden Tiere, die kann Euch vielleicht Bescheid darum geben."
Da ging der König mit der Frau, und sie kamen an das Schloß der Königin der kriechenden Tiere. Sie klopften an, und ein Krötchen kam und machte die Tür auf, und als der König ihr sein Verlangen zu erkennen gegeben hatte, führte es ihn vor die Königin. Diese saß auf einem prächtigen Thron und war umringt von kriechenden Tieren aller Art, als Schnecken, Schlangen, Fröschen, Eidechsen und anderm Gewürm. Nachdem der König sie freundlich gegrüßt hatte, bat er sie, ihm zu sagen, ob sie nicht wisse, wo das goldene Schloß gelegen sei? „Das goldene Schloß?" fragte die Königin verwundert; „das ist mir ganz und gar unbekannt; es muß weit von hier liegen. Vielleicht weiß es einer meiner Untertanen." Nun pfiff sie dreimal, und eine zahllose Menge von Schlangen, Schnecken und anderem Gewürm kroch von allen Seiten herzu, aber keines der Tiere kannte das goldene Schloß. „Es tut mir sehr leid," sprach die Königin, „daß ich Euch nicht besseren Bescheid geben kann, das macht aber nichts; ich werde Euch eine Führerin geben, die Euch zu der Königin der laufenden Tiere bringen soll. Die steht einen Grad höher als ich und kann es Euch eher sagen, wo das goldene Schloß liegt." Mit den Worten winkte sie einem Schlänglein, und das war des Königs Geleiterin. Er bedankte sich herzlich bei der Königin und folgte dem Schlänglein.
Nachdem sie schon sehr, sehr weit gegangen waren, hielt das Schlänglein an einem Schlosse still, und der König klopfte. Ein Hund machte die Tür auf, der König dankte dem Schlänglein und wurde in das Schloß geführt und vor einen kostbaren Thron, der mit den schönsten Pelzen bekleidet war. Darauf saß die Königin der laufenden Tiere und rings um sie herum stand ihr Hof, Löwen, Bären, Tiger, Wölfe, Hirsche und allerhand ander vierfüßig Getier. Er grüßte sie höflich und fragte sie, ob sie ihm nicht

zu sagen wisse, wo das goldene Schloß gelegen sei? — „Davon habe ich nie sprechen hören," antwortete die Königin, „vielleicht kennt es aber einer meiner Untertanen." Darauf pfiff sie dreimal und da kamen Hunde, Katzen, Hasen, Füchse, Ratten und Mäuslein, und Gott weiß was all für Getier gelaufen, auch Bären, Löwen, Kamele, und die Königin fragte sie, ob sie nicht wüßten, wo das goldene Schloß liege? Alle besannen sich lange, aber sie erklärten endlich doch, sie wüßten es nicht. Darüber war der König sehr betrübt, aber die Königin tröstete ihn und sagte: „Alle Hoffnung ist noch nicht verloren; ich will Euch eine Geleitsfrau geben, die führt Euch zur Königin der fliegenden Tiere, welche einen Grad höher steht als ich. Wenn die es auch nicht weiß, dann kann Euch niemand auf der ganzen Welt helfen." Damit winkte sie einem Kätzlein und gab dies dem Könige mit als Geleitsfrau. Er bedankte sich herzlich bei der Königin und folgte dem Kätzlein.

Nachdem sie schon manchen Schritt und Tritt getan hatten, kamen sie endlich zum Schlosse der Königin der fliegenden Tiere. Das Kätzlein miaute, und ein schöner weißer Schwan kam, öffnete das Tor und führte den König in das Schloß und vor die Königin.

Diese saß auf einem prächtigen Thron, der mit schönen Federn von allen Farben verziert war, und eine Krone von noch schöneren Federn prunkte auf ihrem Haupte. Rund um den Thron herum stand ihr Hof, das waren Vögel aus allen Gegenden der Welt: Adler, Pfauen, Paradiesvögel, Schwäne, Tauben und Nachtigallen, welche liebliche Weisen sangen. Der König neigte sich höflich vor ihr und sprach: „Ach, Königin, ich habe mich verirrt und weiß nicht mehr, wie ich zu dem goldenen Schlosse kommen soll." — „Das goldene Schloß?" fragte sie verwundert, „davon haben meine Tiere mir nie gesprochen, und die fliegen doch durch die ganze Welt. Aber wartet, ich will sie noch einmal fragen." Mit den Worten pfiff sie und eine Menge Vögel aller Art erfüllten den Saal. Dann fragte die Königin: „Wer von euch kennt das goldene Schloß?" Aber keiner von all den Vögeln antwortete. Nun pfiff sie zum zweiten Male und eine noch viel größer

Zahl von Vögeln kam herbeigeflogen, aber auch von diesen kannte keiner das goldene Schloß. Da pfiff sie zum dritten Male und die fremdartigsten Vögel der Welt versammelten sich um sie. Dreimal fragte sie diese: „Wer von euch kennt das goldene Schloß?" Aber alle schwiegen still und sahen einander verwundert an, denn davon hatten sie nie etwas gehört. Der arme König meinte zu verzweifeln. Da sah einer von den Vögeln ganz, ganz weit in der Luft ein Pünktchen, welches immer näher kam und immer größer wurde, und als es endlich ganz nahe war, sah man, daß es ein Storch war. Die Königin wurde böse, daß er nicht gleich auf ihren Ruf gekommen war, und fragte ihn: „Wo bist du denn solange geblieben?" Der Storch antwortete: „Das müßt Ihr mir nicht übelnehmen, ich komme so weither. Ich saß auf dem goldenen Schlosse, als Ihr das erstemal pfiffet." Da hüpfte dem König das Herz im Leibe vor lauter Freuden und er bedankte sich mit viel schönen Worten bei der Königin. Diese gab ihm den Storch als Geleitsmann mit, er setzte sich rittlings auf ihn und flog also durch die Luft dahin, so hoch, daß ihm die allergrößten Städte der Welt nur wie Ameisennester erschienen. Nicht weit vom goldenen Schlosse endlich senkte der Storch sich immer mehr und mehr und ließ sich endlich an demselben nieder.

Man kann sich leicht denken, was die Königin für eine Freude hatte, als sie den König wieder sah, nachdem sie ihn seit so langer Zeit für tot gehalten hatte, und der König war nicht weniger froh, endlich wieder zu Hause und bei seiner lieben Frau zu sein. Nachdem sie sich nun recht sattgeküßt und geweint hatten, sprach der König zu dem Storch:

„Wir danken dir hunderttausendmal, liebster Storch, daß du mich hierhingebracht hast. Sage uns nun, wie wir dir das vergelten können. Alles was du verlangst, will ich dir geben." Der Storch antwortete: „Ich verlange nichts anderes, als deinen erstgeborenen Sohn; den hole ich mir nach Verlauf von sieben Jahren." Und als er das gesagt hatte, verschwand er. Da stand nun der König und sah die Königin stumm und steif an; denn obgleich sie noch kein Kind hatten, konnten sie doch binnen sieben Jahren noch eins kriegen.

Und also geschah es auch; es war noch kein Jahr verlaufen, als die Königin schon einen Sohn gebar, ein über die Maßen schönes Kind. Je älter es wurde, um so mehr nahm es an Schönheit und an Klugheit zu, doch hatte der König und die Königin wenig Freude darüber, denn sie dachten immer nur an das siebente Jahr und an den Storch.

Endlich kam das siebente Jahr und im ganzen Schloß war Trauer; doch ließ der König alles wohl und schön zurichten, um den Storch auf eine geziemende Weise zu empfangen. Kaum hatten sie alles bereit, als der Storch auch angeflogen kam. Mit Tränen in den Augen führten der König und die Königin ihr Söhnlein zu ihm und baten ihn nur, daß er es doch nicht totmachen möchte. Als der Storch das sah, schlug er freudig mit den Flügeln und klapperte ihnen zu: „Behaltet euer Söhnlein nur, die Königin der fliegenden Tiere ist zufriedengestellt dadurch, daß ihr euer Wort so treu habt halten wollen." Was da für ein Gejubel in dem Schlosse war, das kann man mit keiner Feder beschreiben. Der König ließ ein großes Gastmahl anrichten, wo der Storch mit am Tische saß und vor sich eine große Schüssel mit den schönsten und fettesten Fröschen stehen hatte, die man nur finden konnte. Nach dem Gastmahl tanzte man, und der Storch tanzte zuerst mit der Königin, er blieb auch noch verschiedene Tage in dem Schlosse; dann aber nahm er eines Morgens vom Könige Abschied und flog weg.

Der König und die Königin und ihr Söhnlein aber lebten von da ab in Glück und Freude, und wenn das goldene Schloß nicht zusammengefallen ist, dann steht es noch. — Wo denn? — Das mußt du den Storch fragen.

Hans Wunderlich



Es war einmal ein König, der lebte mit seiner Frau glücklich und zufrieden. Da starb ihm die Königin und ließ ihm ein kleines Prinzeßchen zurück. Das war so schön, daß der König seine Herzensfreude daran hatte; um so mehr tat ihm leid, daß das Kind ohne Mutter groß werden sollte. Er heiratete darum zum zweiten Male. Doch der Stiefmutter war die Kleine ein rechter Dorn im Auge, und zumeist ärgerte sie sich, daß der König das Kind so lieb hatte; denn so durfte sie ihm niemals etwas anhaben. Als das Mädchen nun sechzehn Jahre alt geworden und der König gerade im Kriege war, konnte sie es nimmer aushalten und rief alle Hexenmeister und Hexen des ganzen Königreichs zu sich aufs Schloß, und sie berieten miteinander, wie sie die Prinzessin verderben könnten. Der eine sagte dies, der andere das; am meisten gefiel aber der Königin der Rat eines alten Jägers, welcher der größte Hexenmeister im Lande war. Der ging in den Wald und fing dort von jeder Art Tiere eins und nahm jedem drei Blutstropfen aus dem Leibe und gab ihm dann die Freiheit zurück. Die Blutstropfen tat er in ein Fläschchen und brachte das der Königin und hieß sie, es der Stieftochter am andern Morgen in die Suppe schütten. Und so tat die Königin auch.

Nachdem drei Monate vergangen waren, mochte die Prinzessin nicht mehr singen und springen, wie sie früher getan hatte, sondern blieb zu Hause und spann. Die alte Königin aber schrieb ihrem Mann ins Feld: „Was soll ich mit deiner Tochter machen? Sie ist liederlich geworden und treibt sich mit leichtfertigem Gesindel herum." — „Das schreibt sie, weil es nicht ihr Kind ist," dachte der König und ließ ihr durch einen Boten melden, sie möge hübsch achtgeben auf seine Tochter; wenn er zurückkomme, wolle er sie bestrafen. Da verstrichen wieder drei Monate, und

die Prinzessin wurde ganz still und weinte nur manchmal ganz leise vor sich hin; die Königin aber schrieb einen neuen Brief an den König, darin stand: „Willst du vor deinem Lande zum Gespött werden? Deine Tochter ist die liederlichste Dirne im ganzen Reich." Als der König das Schreiben gelesen hatte, rief er seinen treusten Diener herbei, gab ihm einen versiegelten Brief und sprach: „Eile, mein Sohn, und gehe auf das Schloß, und wenn es wahr ist, daß die Prinzessin, meine Tochter, mir Schande macht vor aller Welt, so gib der Königin diesen Brief; ist es aber nicht wahr, so behalte den Brief und bring' ihn mir eilends zurück." Der Bote tat, wie ihm der König befohlen hatte, und als er auf dem Schlosse war, sah er, daß die Königin recht geschrieben hatte, gab ihr den Brief und eilte wieder davon. Die Königin aber erbrach das Siegel, öffnete den Brief und las: „Mach' mit meiner Tochter, was du willst, und bestrafe sie, wie sie es verdient hat." Da lachte der alten Hexe das Herz im Leibe, und sie rief ihren Hofjäger herbei und befahl ihm, die Prinzessin im Walde zu erschießen, und als Wahrzeichen, daß er den Befehl vollführt habe, solle er ihr das Herz und die Augen ausschneiden und mit auf das Schloß bringen.

Der Jäger nahm die Prinzessin bei der Hand und führte sie in den Wald hinaus. Als sie ein Endchen gegangen waren, sprach er: „Jetzt steh still," und legte die Büchse an, um das arme Kind zu erschießen. „Ach, lieber Jäger, was hab' ich denn getan, daß du mich töten willst?" schrie die Königstochter. „Das weiß ich nicht," antwortete der Jäger, „die Königin hat es mir so befohlen." Da bat ihn die Prinzessin vom Himmel zur Erde, und endlich sagte der Jäger: „Wenn ich dich verschone, so komme ich um mein Leben, denn ich soll der Königin, deiner Mutter, deine Augen und das Herz als Wahrzeichen bringen, daß ich dich erschossen habe." — „Erschieß doch den Hund, und nimm von ihm Augen und Herz," bat die Prinzessin; „und ich schwöre dir einen teuren Eid, daß ich niemals wieder meines Vaters Reich betreten werde." Das war der Jäger zufrieden, und nachdem ihm die Prinzessin geschworen hatte, tötete er seinen Hund, schnitt ihm die Augen und das Herz aus und brachte beides der Königin.

Da freute sich die alte Hexe, denn nun dachte sie, ihre Stieftochter wäre tot.
Die Prinzessin war aber nicht tot, sondern lief im wilden Walde herum, und als es Abend geworden war, fand sie ein Erdloch, aus dem der Sturmwind einen großen Eichbaum gerissen hatte. Dahinein trug sie trocknes Laub und Moos und machte sich ein warmes Lager zurecht, daß sie die Nacht über nicht frieren durfte. Am andern Morgen suchte sie Wurzeln und Kräuter, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und des Abends kroch sie wieder in das weiche Nestchen hinein. So lebte sie drei Monde lang. Eines Nachts war ihr im Schlaf so recht warm geworden, und als sie mit Sonnenaufgang nach ihrer Gewohnheit aufstehen wollte, sprang ein bunter Junge vor ihr herum, der hatte Federn und Haare, schwarz und weiß, gries und grau, rot und grün, gelb und blau. „Mutter," rief der närrische Schelm, „du hast lange genug im Wald Kräuter gegessen, jetzt komm mit an des Königs Hof." Der Prinzessin kam es wunderlich vor, daß der bunte Junge sie Mutter nannte, aber da er es so sagte, glaubte sie ihm auch und folgte ihm nach, wohin er sie führte. Es dauerte nicht lange, so waren sie aus dem Wald heraus, und noch ein klein Weilchen, so standen sie vor einem prächtigen Königsschloß. „Mutter, hier ist die Stelle der Küchenmagd frei," sagte der bunte Junge, „da vermiete dich nur. Das gute Essen wird dir besser munden, als das Kräuter- und Beerenwesen im Walde." — „Wo bleibst aber du?" fragte die Prinzessin. „Das laß meine Sorge sein, Mutter," antwortete der bunte Junge und sprang davon. Die Königstochter aber tat, wie ihr der bunte Junge geheißen hatte, und wurde auch sogleich als Küchenmagd angenommen.
Indes spielte der bunte Junge mit den Kindern der Stadt vor dem Tore und balgte sich mit ihnen herum, wie Knaben zu tun pflegen. Da kam des Königs Sohn von der Jagd zurück, und als er den bunten Jungen sah mit Federn und Haaren, schwarz und weiß, gries und grau, rot und grün, gelb und blau, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Bunter Junge, wo kommst du denn her?" — „Das weiß ich nicht." — „Wer ist dein

Vater?" — „Das glaubst du mir doch nicht." — „Wer ist deine Mutter?" — „Das sage ich nicht." — „Wo wohnst du denn?" — „Wo ich will." — „Hör' einmal, bunter Junge," sagte darauf der Prinz, dem der Schelm gefiel, „ich will dich in meinen Dienst nehmen." — „Wenn du mir gut tust, geh' ich darauf ein," antwortete er, „du darfst mich aber niemals wieder bunter Junge rufen." — „Wie heißt du denn?" fragte der Königssohn. „Ich heiße Hans Wunderlich!" — „Nun, so komm mit mir, Hans Wunderlich," sprach der Prinz, und der bunte Junge lief neben dem Rosse her, schneller als ein Windspiel zu laufen vermag. Auf dem Schlosse bekam er von der Speise, welche dem Prinzen aufgetragen wurde, und wo dieser war, da war er auch; und des Nachts kroch er unter die Bettstelle und schlief dort, bis der Königssohn erwachte.

Eines Tages sagte der Königssohn: „Hans Wunderlich, ich habe eine große Reise vor, da darfst du nicht mitkommen!" — „Wo du bist, bleibe ich auch," versetzte der bunte Junge. „Wenn ich dich nun aber nicht in den Wagen nehme?" — „Dann setze ich mich zu dem Kutscher auf den Bock." — „Und wenn ich dich dort nicht sitzen lasse?" — „So lauf' ich nebenher." — „Und wenn ich dich zurücktreiben lasse?" — „So bin ich doch bei dir, denn wo du bist, bleibe ich auch." Sprach der Prinz: „Wenn es so steht, will ich dich doch nur mitnehmen." — „Ist auch besser," sagte Hans Wunderlich, und er durfte in den Wagen hinein, als der Königssohn von seines Vaters Schloß fuhr. Der Prinz wollte aber einen König besuchen, dessen eine Tochter für ihn zur Gemahlin bestimmt war. Die Sache war schon längst abgemacht, nur wußte der König nicht, welche Tochter er weggeben sollte. Da mußte nun der Prinz selber kommen und die Prinzessin aussuchen die ihm am meisten gefiel.

Auf der Reise kamen sie durch einen großen Wald, und als es Abend wurde, sahen sie ein Wirtshaus vor sich, das war hell erleuchtet und schien voller Menschen. Dort mußte der Kutscher halten, und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, ließ sich der Prinz ein Zimmer geben und ging mit Hans Wunderlich hinauf. „Prinz," sagte der bunte Junge, als der Königssohn sich

entkleidet hatte, „heute kannst du einmal unter dem Bette schlafen, ich habe es lange genug getan." — „Nicht doch, Hans Wunderlich," antwortete der Prinz, „so haben wir nicht gewettet: der Herr gehört ins Bett und der Diener darunter." Hans Wunderlich blieb aber dabei, und endlich kroch der Prinz um des lieben Friedens willen unter die Bettstelle und lag auf der Diele, während sich der bunte Junge in dem weichen Bett streckte. Als Mitternacht vorüber war, tat sich mit einem Male die Türe auf und zwölf Kerle kamen mit langen scharfen Messern hereingeschlichen, fielen über das Bett her und stachen hinein. In dem Augenblick war aber auch Hans Wunderlich schon aufgesprungen, hatte den ersten bei den Beinen gepackt und schlug auf die elf andern ein, bis er sie samt und sonders getötet hatte. Dann warf er die Leichen zum Fenster hinaus und sagte zum Prinzen: „Jetzt leg' du dich wieder in das Bett und laß mich unter die Bettstelle kriechen." Der Prinz bedankte sich bei dem bunten Jungen, denn nun merkte er, warum er durchaus mit auf die Reise gewollt hatte. Darauf legte er sich in das Bett und schlief bis an den lichten Morgen. Dann stiegen sie wieder in den Wagen und fuhren in des Königs Stadt, mit dessen Tochter der Prinz Hochzeit halten sollte.

Ehe der Prinz aber auf das Schloß ging, nahm ihn Hans Wunderlich beiseite und sprach zu ihm: „Höre, Prinz, vergiß mein nicht, sonst werde ich dein auch vergessen. Bring' mir jeden Mittag Speise und Trank in den Garten und stell' es mir unter einen Baum, daß ich davon leben kann." Der Prinz versprach dem bunten Jungen, daß er ihn nicht vergessen würde und ging auf das Schloß. Der König freute sich sehr, daß sein Schwiegersohn gekommen sei, und befahl seinen beiden Töchtern, daß sie vor ihn treten sollten, damit er sich diejenige auswählen sollte, welche ihm am besten gefiel. Die Prinzessinnen waren beide von schöner Gestalt, aber die jüngste gefiel ihm doch besser als die älteste, und er erbat sich dieselbe vom König zur Frau. Der war damit einverstanden, und es wurde Verlobung und Hochzeit gefeiert, und der Prinz vergaß über dem Festesjubel ganz und gar seinen Hans Wunderlich und brachte ihm kein Essen in den Garten hinab.

Als nun am Abend das junge Paar zu Bette ging, litt es die älteste Prinzessin nicht länger vor Wut und Neid, daß ihre jüngere Schwester vor ihr einen Mann bekommen hatte. Sie ergriff ein langes scharfes Messer, schlich sich damit in die Schlafkammer hinein und stach es ihrer Schwester durchs Herz, daß sie lautlos und ohne daß der Prinz darüber erwachte, ihren Geist aufgab. Das blutige Messer aber legte sie zur Seite des Prinzen nieder. Doch einer war dabei, der die Mordtat mit angesehen hatte, das war Hans Wunderlich. Und als die älteste Prinzessin in ihre Schlafkammer zurückgekehrt und eingeschlafen war, schrieb er ihr mit Kohle auf die bloße Brust: „Ich bin schuld am Tode meiner Schwester.“ Dann lief er wieder in den Garten zurück.
Am andern Morgen wollte der König wissen, wie den jungen Leuten die Hochzeit bekommen sei. Als er aber die Tür auftat, schwamm sein jüngstes Töchterlein in ihrem Blute, und der Prinz lag ruhig neben ihr und hatte das Dolchmesser noch an seiner Seite. „Mörder! Mörder!“ schrie der alte König und rang die Hände; und als der Prinz von dem Schreien erwachte, hatten ihn schon des Königs Diener gepackt und warfen ihn in den tiefsten Kerker, und am vierten Tage sollte er gerichtet werden. Da saß er nun im äußersten Keller und rang die Hände und wußte nicht wo aus und ein. Nur ein ganz kleines Guckfensterchen war hoch oben in der Mauer, damit etwas frische Luft hinein käme und er nicht in dem Gefängnis erstickte. Wie er nun seine Blicke zu dem Guckloch erhob, sah er den bunten Jungen vor dem Fenster lustig auf und abspringen, als ging' es zur Hochzeit. „Hans Wunderlich, Hans Wunderlich!“ rief der Prinz, „hilf mir, oder ich sterbe!“ — „Du hast mein vergessen, so werde ich dein vergessen,“ antwortete der bunte Junge und sprang davon. Den zweiten Tag sprang er wieder vor dem Kerkerfenster herum, bis der Prinz seiner gewahr wurde und rief: „Hans Wunderlich, Hans Wunderlich, rette mich aus der Not!“ Der bunte Junge gab ihm jedoch dieselbe Antwort wie tags zuvor und war verschwunden. Am dritten Tag war der Prinz schon ganz am Leben verzagt, und als er diesmal den bunten Jungen erblickte, flehte und bat er so kläglich, daß Hans Wunderlich mitleidig wurde und

zu ihm sprach: „Nun gut, ich werde dir helfen, wenn du dafür meine Mutter heiraten willst." — „Das will ich gern tun," antwortete der Prinz, „rette mir nur das Leben!" — „Ich habe dein Wort, daß du meine Mutter heiratest, und du hast meins, daß sie dir kein Haar krümmen. Warte nur ab, wie alles geschehen wird!"

Am andern Tage stand der Prinz schon auf der Leiter, und der König und die älteste Prinzessin und die Herren vom Hofe und viel Volks stand um den Galgen herum, daß sie sähen, wie der Mann sein Leben verliert, der seine Frau in der ersten Nacht erstach. Als nun der Henker dem Prinzen eben die Schlinge um den Nacken legen wollte, kam der bunte Junge herbeigelaufen und rief: „Herr König, vergießt nicht unschuldig Blut und schaut nach, was Eurer Tochter auf der bloßen Brust geschrieben steht!" Da schrie auch der Prinz von der Leiter herab: „Ich wünsche mir als letzte Gnade, daß es so geschieht, wie Hans Wunderlich gesagt hat." Die letzte Bitte durfte der König dem Prinzen nicht abschlagen; er nahm darum die Prinzessin beiseite, öffnete ihr Kleid, und da las er denn auf der bloßen Brust: „Ich bin schuld am Tode meiner Schwester!" — „Wer hat das geschrieben?" fragte er zornig. „Das habe ich getan," versetzte Hans Wunderlich und erzählte genau, wie alles gekommen sei. Da konnte auch die Prinzessin nicht mehr leugnen und sie gestand, sie habe es nicht ertragen können, daß ihre jüngere Schwester vor ihr einen Mann bekomme. Sobald der König das vernahm, mußte der Prinz von der Leiter herab, und an seiner Statt stieg die Prinzessin hinauf, und der Henker legte ihr die Schlinge um den Hals; dann zog er die Leiter fort, und da hing sie am hell lichten Galgen, den Krähen und den Raben zur Speise.

Der Prinz aber stieg mit Hans Wunderlich in den Wagen, und sie fuhren in ihr Königreich zurück. Als sie im Walde waren, sprang der bunte Junge aus dem Wagen heraus und kam bald darauf mit einem großen Wolfe an. „Prinz," rief er, „hier ist meine Mutter!" — „Wenn es deine Mutter ist," antwortete der Königssohn, „so will ich den Wolf heiraten, und er soll meine Frau werden." — „Nein, es ist meine Mutter nicht," lachte Hans

Wunderlich, „meine Mutter schaut anders aus, ich wollte dich nur versuchen." Es dauerte gar nicht lange, so schleppte er einen alten Zottelbär herbei: „Prinz, hier ist meine Mutter." — „Wenn der Zottelbär deine Mutter ist, so will ich ihn heiraten, und er soll meine liebe Frau werden." — „Nein, auch der Zottelbär ist meine Mutter nicht," lachte der bunte Junge, „meine Mutter schaut anders aus." Und wieder nach einer kleinen Weile kam er mit einem wilden Löwen angesprungen. Dem Prinzen stiegen die Haare zu Berge vor Furcht, aber als Hans Wunderlich sprach: „Hier, dies ist meine Mutter," antwortete er dennoch wie zuvor: „Wenn der Löwe deine Mutter ist, so soll er meine Frau werden." — „Auch der Löwe ist meine Mutter nicht," lachte der bunte Junge, „wie sollte ich wohl solch eine Mutter haben?" Dann ließ er den Löwen laufen, sprang wieder zu dem Prinzen in den Wagen hinein und sie fuhren zusammen auf das königliche Schloß. Dort stand gerade die Prinzessin am Brunnen, um Wasser für den Koch in die Küche zu tragen. „Das ist meine Mutter," rief Hans Wunderlich, sprang aus dem Wagen, ergriff die Prinzessin am Arme und führte sie dem Königssohne zu. „Ach, die hat mir schon längst gefallen!" rief der Prinz, und als Hans Wunderlich ihm die Hand darauf gegeben hatte, daß er diesmal die Wahrheit sage, gab der Prinz der Mutter des bunten Jungen einen Kuß, und sie verlobten sich miteinander. Den Abend wurde die Hochzeit gefeiert, und so war die Prinzessin wieder zu königlichen Ehren gelangt wie sie es auch nicht anders verdient hatte.

Als sie am andern Morgen aufgestanden waren, sprach der Prinz: „Ist denn Hans Wunderlich wirklich dein Sohn?" — „Er sagt es ja," antwortete die Prinzessin, „es muß aber durch Zauberei geschehen sein, mit rechten Dingen ist es nicht zugegangen." Wie sie noch so miteinander sprachen, tat sich die Tür des Schlafkämmerleins auf und der bunte Junge kam hereingesprungen: „Vater," rief er und zupfte den Prinzen am Rocke, „komm mit mir in den Garten hinab; aber vergiß nicht, dein Schwert umzugürten." Der Prinz tat so, wie ihm Hans Wunderlich gesagt hatte; und als sie unten im Garten waren, sprach der bunte

Junge zu ihm: „Jetzt zücke dein Schwert und schlage mir das Haupt ab.“ — „Das werde ich nicht tun,“ versetzte der Prinz, „wie werde ich dem das Haupt abschlagen, der mir zweimal mein Leben gerettet hat!“ — „Gehorche mir, oder es geht dir schlecht!“ rief der bunte Junge. Da bekam der Prinz Furcht, denn er wußte, was Hans Wunderlich vermochte, wenn er böse war. Er zog darum das Schwert aus der Scheide, holte weit aus, und ratsch! hatte das scharfe Eisen den Kopf abgeschnitten, daß er zu Boden fiel. Kaum hatte das Haupt jedoch den Erdboden berührt, so sprang es wieder in die Höhe, und ehe der Prinz es sich versah, saß es wieder zwischen den Schultern, und aus Hans Wunderlich war ein stattlicher Königssohn geworden, wie man ihn sich nicht schöner denken konnte. „Nun bin ich erlöst,“ rief er freudig; und nachdem er dem Prinzen alles erzählt hatte, wie es mit seiner Mutter gekommen sei, kehrten sie beide auf das Schloß zurück. Da war die Freude einmal groß, als die Prinzessin sah, was aus ihrem bunten Jungen für ein stolzer Prinz geworden war. Sie lebten darauf alle drei noch viele Jahre lang in Glück und Frieden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Vom dummen Peter



Es war einmal eine Frau, die mit zwei Kindern in einem kleinen Häuschen wohnte: das eine von den Kindern war ein Mädchen und die Frau hatte es mehr als zu lieb; das andere war ein Junge und der wurde gehalten, als gehörte er nicht zum Hause. Er hatte es schlimmer als ein Hund, denn ein Hund bekommt doch noch frisch Stroh, um darauf zu schlafen, der dumme Peter aber, denn so hießen sie ihn, mußte sich mit trocknen Blättern begnügen, und dabei war das Dach des Ställchens, worin er schlief, noch so undicht, daß es überall tropfte, wenn ein Regen kam.

Sie sagten immer, er wäre zu nichts zu gebrauchen, und doch war er es just, der alle grobe Arbeit tun mußte: er schälte die Kartoffeln, mußte Holz raffen gehen, die Kühe auf die Weide treiben, das Haus scheuern, die Teller spülen, zu Markte gehen, kurz, er war für alles gut genug, und trotzdem konnten sie ihn nicht leiden, und gab seine Mutter ihm ein Butterbrot, dann mußte er stets noch hören: „Du faules Tier, du Taugenichts, du Tagedieb, zur Arbeit taugst du nie, aber beim Essen bist du immer der erste." Endlich wurde der dumme Peter des müde und dachte bei sich: „Das kann doch nicht ewig so fortgehen, ich arbeite wie ein Pferd, und statt daß sie mich gerne dafür sehen, kriege ich noch Schläge und werde gescholten ohne Aufhören; ich mach' mich auf und gehe weg."

Als er nun einmal wieder die Haut voll Schläge bekam, ohne daß er es verdient hatte, sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, ich gehe weg in die Welt, denn ich sehe doch, daß ich hier der Verstoßene bin." — „Gut, Junge," sprach die Mutter, „geh' nur, hast recht darin, und sieh, wie du deine Kost anderswo gewinnst, denn wir können nicht immer zusammen bleiben, das geht nicht. Da hast du ein Hämmerchen, anderes kann ich dir nichts mitgeben, und nun geh'." Der dumme Peter nahm das Hämmerchen und machte sich auf den Weg. Als er schon sehr weit gegangen war, erblickte er von weitem ein schönes großes Schloß, und als er näher darauf zukam, sah er drei schöne Mädchen durchs Speicherfenster schauen. Er klopfte ans Tor und die Mädchen machten ihm auf und fragten ihn, was sein Begehren wäre. „Ich bin von Hause weggegangen, weil meine Mutter kein Brot mehr für mich hatte," antwortete dumme Peter. „Wie heißt du denn und was für ein Handwerk verstehst du?" fragten die drei Mädchen darauf, und er sprach: „Ich heiße der dumme Peter und bin eigentlich ein Kuhhirt meines Handwerks." — „Ach, das ist ja gut," riefen die Mädchen alle drei zugleich, „wir haben gerade einen Kuhhirten nötig, und wenn du willst, kannst du bei uns in Dienst kommen." Das war dumme Peter sehr zufrieden, und die Mädchen setzten ihm für den Anfang einmal recht gut Essen und Trinken vor; das schmeckte ihm so gewaltig gut, daß er be-

schloß, ewig in dem neuen Dienst zu bleiben. Das war nun gut. Am andern Morgen machte sich mein dummer Peter früh aus dem Bette, bekam ein tüchtig Butterbrot und zog mit seinen Kühen nach der Weide. Da blieb er denn den ganzen Tag, bis es begann dunkel zu werden; da blies er die Kühe zusammen und wollte nach Hause zurück. In dem Augenblick aber sah er von weitem einen Herrn zu Pferde kommen, der war ganz in Silber gekleidet und kam spornstreichs auf ihn zu geritten und fragte ihn mit einem Gesicht, als wenn er den Peter hätte fressen wollen: „Was hast du hier zu tun?" Dumme Peter sah ihn einmal überseits an und antwortete: „Das geht Euch nichts an!" Da wurde der Herr erst blitzböse und schrie: „Was sagst du da? Das geht mich nichts an? Wart, ich will dich lehren', so frech sein;" und mit den Worten zog er einen großen Säbel, um Peter totzuschlagen. Dumme Peter war aber nicht links, denn kaum merkte er, daß der Reiter vom Leder ziehen wollte, als er schnell sein Hämmerchen packte und ihm den Kopf einschlug, daß er vom Pferde herunterfiel. „Da, nun hast du was," sprach er und lachte dabei recht herzlich, band alsdann das Pferd an sein Hirtenhäuschen und zog dem Toten seine silbernen Kleider aus; und als er die wohl verborgen hatte, warf er den Leichnam ins Wasser und trieb seine Kühe nach Hause. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und waren höchlich verwundert, als sie Peter mit den Kühen kommen sahen; und das ist auch leicht denkbar, denn bis dahin hatten sie noch keinen Hirten halten können, und wie oft sie morgens einen mit den Kühen auf die Weide geschickt hatten, waren die Kühe abends doch immer allein nach Haus gekommen. „Ach, der dumme Peter ist da!" riefen sie alle drei laut auf und sprangen die Treppe hinunter, gleich Häschen, und machten ihm auf. Er sagte aber nichts und schwieg, daß der Schweiß ihm heruntertropfte. Nachdem er seine Kühe im Stalle hatte, mußte er hereinkommen und bekam wieder prächtig Essen und Trinken. Das gefiel ihm über die Maßen und er war so glücklich, wie ein König, sagte aber nichts.

Am andern Morgen bekam er wieder sein Butterbrot und zog mit den Kühen nach der Weide. Die Mädchen standen und sahen

ihm mit Tränen in den Augen nach, denn sie dachten, er würde diesmal gewiß nicht wiederkommen. Er blieb den ganzen Tag auf der Weide und als es anfing, dunkel zu werden, blies er seine Kühe wieder zusammen und wollte nach Hause zurück. In dem Augenblicke aber sah er einen Herrn zu Pferde angeritten kommen, der ganz und gar in Gold gekleidet war; der ritt recht auf ihn zu und fragte ihn mit einem grimmigen Gesicht: „Was hast du hier zu tun?" Peter schaute ihn einmal von der Seite an und antwortete: „Das kann Euch nicht kümmern." — „Was sagst du da?" schrie der Herr. „Wart', ich will dich lehren, frech sein," und mit den Worten zog er vom Leder; aber Peter gab wohl acht und griff schnell nach seinem Hämmerchen und schlug ihm den Kopf ein. Da fiel der Herr vom Pferde und Peter zog ihm seine goldenen Kleider aus und verbarg die zu den andern; das Pferd band er zu dem ersten an sein Hirtenhäuschen, warf den Leichnam ins Wasser und zog nach Hause zurück. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und waren schon unruhig; hatten aber um so größere Freude, als sie Peter sahen. „Ach, der dumme Peter ist da!" schrien sie alle drei und sprangen wie Häschen die Treppe hinunter und machten ihm auf. Er brachte die Kühe zu Stalle und kam in das Schloß. Da stand schon feine Kost für ihn bereit und die Mädchen warteten ihm auf. Er schwieg aber, daß der Schweiß ihm von der Nase lief, aß nur und sagte nichts.

Nun kam der dritte Tag. Dumme Peter erhielt wieder sein Butterbrot und zog mit seinen Kühen nach der Weide aus. Die drei Mädchen sahen ihm mit nassen Augen nach, denn sie dachten: diesmal sehen wir ihn sicherlich nicht mehr wieder. Peter blieb auf der Weide, solange die Sonne drauf blieb; als die aber hinter den Bergen schlafen gehen wollte, blies er seine Kühe zusammen und wollte auch nach Hause. Da sah er, wie von ferne in einer andern Weide sich eine Falltür auftat und ein Herr aus der Erde stieg, der auf einem Pferde saß und ganz in Diamanten gekleidet war. Dumme Peter merkte wohl, wo die Falltür lag und machte sich dann bereit, die Kunst des Herrn abzuwarten. Der kam gerade auf ihn zu geritten und schrie ihn wie ganz wütend an: „Was machst du da?" — „Geht Euch nichts an," sprach

dumme Peter ruhig und faßte, ehe der Herr noch weitersprechen und nach dem Säbel greifen konnte, sein Hämmerchen und schlug ihm den Kopf ein. Dann zog er ihm die diamantenen Kleider aus und verbarg die, band das Pferd zu den zwei andern und warf den Leichnam ins Wasser.

Das war nun gut, aber mein dummer Peter hätte doch gern gewußt, was noch unter der Falltür stecke, ließ die Kühe stehen und ging recht auf die Stelle zu, wo er sie sich öffnen gesehen hatte. Er fand sie auch glücklich, hob sie auf und sah eine Treppe und die stieg er hinab. Da kam er in einen großen Saal, der hing ganz voll der allerprächtigsten Kleider. „Die können mir nicht dienen; ich hab' auf der Weide noch drei Röcke, die ich doch nie verschleiße," sprach er in sich hinein, und ging durch eine Tür in einen andern Saal; da stand eine Tafel mit ausgesuchten Speisen. „Aha, das ist, was ich haben muß," sprach dumme Peter, schob seinen Stuhl bei und hieb wacker ein. Als er sich nun recht rundsatt gegessen und getrunken hatte, schaute er einmal um sich und erblickte in einer Ecke ein klein eisern Türchen. Da ging er draufzu und versuchte, es zu öffnen; aber das ging nicht, denn es war weder Schlüssel noch Schlüsselloch daran zu sehen; er schuppte einmal mit dem Fuße dagegen, aber das wollte auch nicht helfen. Nun wurde er böse, packte sein Hämmerchen und schlug dermaßen auf die Türe, daß sie in Stücken auseinanderflog; zugleich rollte ihm eine solche Menge Gold entgegen, daß er übern Haufen fiel. Schnell raffte er sich aber wieder zusammen und rieb sich die Augen recht tüchtig mit beiden Händen, denn er meinte zu träumen, aber bald überzeugte er sich, daß das nicht war, und in seiner Seelenfreude wälzte er sich ein paarmal rund herum in dem Gelde und sprang dann lustig wieder auf. „Juchhei, nun weiß ich genug," rief er, sprang wieder die Treppe hinauf und ließ die Falltür still zufallen. Als er wieder auf die Weide kam, fiel er all den Kühen um den Hals und lief dann rund, als wäre er selbst eine tolle Kuh gewesen; er sprang gegen die Bäume, warf sich ins Gras, lief nun aufrecht, dann auf Händen und Füßen, und schrie und jauchzte dabei, daß ihn kein Christenmensch für gescheit hätte halten können. Plötzlich fiel ihm etwas ein und er

öffnete den Drehbaum und blies und ließ die Kühe allein nach Hause gehen.

Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und sahen sich bald die Augen aus, ob dumme Peter noch nicht käme, aber er kam nicht und kam nicht, und als es anfing, dunkel zu werden, da blökten die Kühe und trampelten allein in den Hof hinein. Nun wurden die Mädchen ganz traurig und waren gar nicht zu trösten, schluchzten immer: „Ach, dumme Peter ist tot! Dumme Peter ist tot!"

Als es nun Abend geworden war, da schellte es mit einem Male: Klingeling, Klingeling! am Schlosse, und als die drei Mädchen die Türe aufmachten, da stand ein Herr davor, der war ganz in Diamanten gekleidet. Sie luden ihn höflich ein, herein zu kommen und sich ein wenig zu rasten, und setzten ihm fein Essen und Trinken vor. Sie waren so verwundert über seine kostbaren diamantenen Kleider, daß sie sich bald blind an ihm geschaut hätten. Zuletzt, als sie schon viel zusammen gesprochen hatten, ersuchten sie den schönen Herrn, er möge ihnen dann nun auch einmal sagen, wie er heiße und wo er zu Hause sei. Da fing der Herr laut an zu lachen und rief: „Haha, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin dumme Peter." — „Gott und Herr! Dumme Peter?" riefen die Mädchen alle drei, und er bekräftigte das mit einem lustigen Sprung und schrie noch einmal: „Ja, gewiß, ich bin dumme Peter," und dabei lachte er, daß ihm sein Bäuchlein wackelte. Die drei Mädchen konnten nicht zu sich kommen vor lauter Verwunderung, und schlugen immerfort die Hände zusammen und sprachen: „Gott und Herr! Dumme Peter!" Als sie sich nun genug gewundert hatten, fragten sie ihn aus, wie er denn zu den schönen Kleidern gekommen wäre; und er erzählte ihnen alles auf ein Härchen, was er in den drei Tagen auf der Weide erlebt hatte; und als er das alles erzählt hatte, da nahm er sich ein Herz und frug das älteste von den drei Mädchen, ob es ihn nicht zum Manne haben wollte. Da dumme Peter ein so reicher Mann war, kann man sich leicht denken, daß das Mädchen das nicht abschlug, und ein paar Tage darauf war die Hochzeit; und als die getan war, da holte sich der dumme Peter all

das Geld aus der Erde und das war so viel, daß er sieben Nächte daran fuhr, und das muß man wissen, er fuhr es mit einem zweispännigen Wagen und hatte jedesmal so viel geladen, als die Pferde ziehen konnten.

Nachdem nun dumme Peter eine Zeitlang mit seiner Frau und den zwei andern Mädchen auf dem Schlosse gewohnt hatte, wurde er neugierig, zu wissen, wie es eigentlich mit seiner Familie stände, sprach also zu seiner Frau: „Frau, ich muß einmal nach Haus, will sie aber einmal recht anführen. Ich geh' mit meinen alten schlechten Kleidern dahin; du kommst hinterher in einer schönen Kutsche, tust am Hause, als ob etwas am Rad gebrochen wäre, und fragst dir ein Nachtlager." — „Gut," sprach die Frau, und dumme Peter zog seine alten schlechten Kleider an und ging nach Haus. Seine Mutter und Schwester hatten ihn aber kaum gesehen, als sie schon das alte Liedlein wieder anfingen und schrien: „Du fauler Bengel von Junge, bist du wieder da? Wir haben kein Essen für dich, darum mach' dich nur schnell fort oder wir werfen dich aus der Türe." — „Ach, nehmt mich doch um Gottes willen auf," sprach Peter mit einem jämmerlichen Gesichte, „ich sterbe vor Hunger und kann nirgendwo mein Brot verdienen; ich will ja gern arbeiten und alles tun." Das ging der Alten ans Herz, und sie ließ ihn hereinkommen und stellte ihm einen Korb voll Erdäpfel hin, die sollte er schälen, und dumme Peter nahm ein Messer und begann rüstig. Indem kam eine prachtvolle Kutsche vor die Tür gerollt und daraus stieg eine Frau, die so kostbar gekleidet war, daß man nie etwas Schöneres gesehen hat. Dumme Peters Mutter und Schwester sprangen alsbald an die Tür und fragten die Frau unter vielen Knixen und Bücklingen, ob sie ihr mit nichts aufwarten könnten. Die Frau sprach: „Ich wollte nur fragen, ob ich hier nicht ein bißchen bleiben könnte; es ist mir ein Rad an der Kutsche zerbrochen und ich kann nicht weiterreisen." — „Gott, gewiß, gnädige Frau," sprachen die zwei, „kommt nur herein, gnädige Frau, und setzt Euch was, gnädige Frau." Als die Frau nun in die Stube trat, nahm die Alte den dummen Peter beim Kragen und warf ihn durch die Küchentüre, indem sie brummte: „Weg mit deiner

Sauerei, du Schmierlapp, daß die gnädige Frau dich nicht sieht." Dumme Peter ließ sich das alles still gefallen.

„Es ist schon spät," sprach die Frau, „und ich glaube nicht, daß meine Kutsche heute fertig werden kann; könnte ich wohl die Nacht hier bleiben?" — „Gott, gewiß, mit allem Pläsier, gnädige Frau," sprach die Alte, „wenn Ihr nur vorlieb nehmen wollt, gnädige Frau; wir sind arm, gnädige Frau, und haben nicht viel zum Besten, gnädige Frau."

Das war nun gut, die gnädige Frau blieb da. Als das Essen fertig war, setzten sich alle zu Tisch, ausgenommen dumme Peter, der mußte in der Küche allein hocken und bekam nur ein trocken Butterbrot, und nichts dazu. Er ließ sich das schon wieder gefallen; als sie aber recht am Schmausen waren, schlich er stille herein und packte sich mit seiner bloßen, schmutzigen Hand einen Erdapfel von dem Teller der gnädigen Frau. Da wurde die Alte recht böse, nahm einen großen hölzernen Schöpflöffel und wollte dumme Peter auf die Finger schlagen, indem sie rief: „Hat die Welt je einen so unerzogenen Bengel gesehen! Packst du dich weg von der gnädigen Frau! Ach, nehmt's doch nicht übel, gnädige Frau, ich hatt' ihn nicht gesehen, gnädige Frau." — „Das tut nichts," sprach die Frau, aber damit war die Alte nicht zufrieden; im Gegenteil, sie faßte dumme Peter am Ärmel, gab ihm einige Püffe in den Rücken und hieß ihn zu Bett gehen. Dumme Peter ließ sich das auch noch gefallen und legte sich auf seine Blätter, die inzwischen halb verfault waren.

Am andern Morgen in aller Frühe rief die Schwester schon an des dummen Peters Ställchen: „He, he, dumme Peter! Steh auf und mahl' den Kaffee." Ja, wer aber da keine Antwort gab, das war dumme Peter. Die Schwester öffnete das Türchen von dem Ställchen ein bißchen und schaute einmal hinein; aber wer nicht da war, das war mein dummer Peter. Nun blieb ihr natürlich nichts anderes übrig, als den Kaffee selbst zu machen, und als sie den fertig hatte, ging sie zum Schlafzimmer der gnädigen Frau, um die aufzuwecken. Sie klopfte einmal an die Tür, aber die gnädige Frau gab keine Antwort. Sie klopfte noch einmal und noch einmal, und die gnädige Frau gab noch keine Ant-

wort. Endlich machte sie die Türe ganz leise mit einem Ritzchen auf, schrak aber alsbald zurück, lief zu ihrer Mutter und schrie: „Ach Gott, Mutter! Dumme Peter hat sich bei die gnädige Frau ins Bett gelegt.“ Nun kam die Alte mit einem großen Holzscheit, und sie hätte sicherlich den dummen Peter totgeschlagen, wäre die gnädige Frau nicht dazwischen gekommen und hätte die Mutter zurückgehalten. Als die Alte ihn dennoch wenigstens tüchtig ausschimpfen wollte, lachte er und sprach: „Eh, das ist meine Frau und ich bin ihr Mann.“
Da stand der Mutter und der Schwester der Verstand still und sie konnten vor lauter Verwunderung kein Wort herausbringen Als nun aber dumme Peter und seine Frau ihnen alles erzählten, da wurden sie alle zwei rot bis hinter die Ohren, weil sie dumme Peter so schlecht behandelt hatten. Der hatte aber ein gar gutes Herz und lachte darüber, sprach: das täte nichts, er hätte doch all seinen Reichtum einzig dem Hämmerchen zu verdanken, und das hätte seine Mutter ihm gegeben. Er ließ ihnen alsdann ein prachtvolles Haus bauen, gab ihnen so viel Geld, daß sie gut leben konnten, und zog wieder mit seiner Frau nach dem Schlosse zurück, und wenn sie nicht ausgezogen sind, denn wohnen sie noch da.

Deß vom Fräche, deß uff die Hochzeit iß gånge



Es wår emål e Fräche (Frauchen), unn die håt e Säuche gehåt; unn deß Fräche, deß wollt uff die Hochzeit gehn, unn deß Säuche sollt dehåm bleiwe. Åwwer deß Säuche, deß wollt ääch mit. Då isse bei's Hundelche gånge unn håt gesåcht: „Hundche, du sollst Säuche beiße; 's Säuche will net håme gehn, unn 's Fräche will doch uff die Hochzeit gehn.“ Då håt äwwer deß Hundelche gesåcht: „'s Säuche håt mir nicks gedaan, du-ichem widder nicks.“

Då isse bei'n Stecke gånge unn håt gesåcht: „Stecke, du sollst 's Hundche schmeiße; Hundche will net Säuche beiße, Säuche will net häme gehn, daß 's Fräche kann uff die Hochzeit gehn!" Unn då håt der Stecke gesåcht: „'s Hundche håt mir nicks gedaan, du-ichem widder nicks."

Etz isse bei's Feuer gånge und håt widdersch Feuer gesåcht: „Feuer, du sollst 'n Stecke brenne; Stecke will net Hundche schmeiße, Hundche will net Säuche beiße, Säuche will net häme gehn, daß 's Fräche kann uff die Hochzeit gehn!" Då håt 's Feuer gesåcht: „Der Stecke håt mir nicks gedaan, du-ichem widder nicks."

Då isse bei's Wasser gånge unn då håtse gesåcht: „Wasser, du sollst 's Feuer läsche, Feuer will net Stecke brenne, Stecke will nèt 's Hundche schmeiße, Hundche will net Säuche beiße, Säuche will net häme gehn, unn 's Fräche will uff die Hochzeit gehn." Då håt 's Wasser gesåcht: „'s Feuer håt mir nicks gedaan, du-ichem widder nicks."

Etz isse bei'n Ochs gånge, unn håt iwwern Ochs gesåcht: „Ochs, du sollst 's Wasser labbe; Wasser will net Feuer läsche, Feuer will net Stecke brenne, Stecke will net Hundche schmeiße, Hundche will net Säuche beiße, unn Säuche will net häme gehn, daß 's Fräche kann uff die Hochzeit gehn!" Etz håt der Ochs gesåcht: „Hm! — 's Wasser hat mir nicks gedaan, du-ichem widder nicks."

Då isse bei'n Metzger gånge unn håt gesåcht: „Metzger, du sollst Ochse besse; Ochs will net Wasser labbe, Wasser will net Feuer läsche, Feuer will net Stecke brenne, Stecke will net Hundche schmeiße, Hundche will net Säuche beiße, Säuche will net häme gehn, daß 's Fräche kann uff die Hochzeit gehn. Då håt der Metzger gesåcht: „Der Ochs hat mir nicks gedaan, du-ichem widder nicks."

Då isse bei'n Schinner gånge, unn då håtse gesåcht: „Schinner, du sollst Metzger hengge; Metzger will net Ochs besse, Ochs will net Wasser labbe, Wasser will net Feuer läsche, Feuer will net Stecke brenne, Stecke will net Hundche schmeiße, Hundche will net Säuche beiße, Säuche will net häme gehn, daß 's Fräche kann uff die Hochzeit gehn!"

Då håt der Schinner gesächt: „Ja, 'ß gut!" hätter gesächt, „ich will komme." — Etz håt åwwer der Metzger gesächt: „Hm! deß iß so e Sach! Eer ich will gehengt sein, liewer willich Ochse heffe!" Då håt der Ochs gesächt: „Eer ich will gehefft sein, liewer willich Wasser labbe!" Etz håt das Wasser gesächt: „Eer ich will gelabbt sein, liewer willich Feuer läsche!" Då håt 's Feuer gesächt: „Eer ich will geläscht sein, liewer willich Stecke brenne!" Då håt der Stecke gesächt: „Eer ich will gebrennt sein, liewer willich 's Hundche schmeiße!" Unn deß Hundelchen, deß håt gesächt: „Eer ich will geschmisse sein, liewer will ich's Säuche beiße!" Unn 's Säuche håt gesächt: „Eer ich will gebisse sein, liewer willich häme gehn, unn 's Fräche mååch uff die Hochzeit gehn!"

Non, etz wärsch dang-gut. Etz håtse sich ångedån, en babbiererne Anderjeng (andrienne), unn e Brätwärschtche um de Hals; unn e Budderweggelche uff de Kobb, unn e påår gleeserne Sohle, unn so isse dann furt. Jetz isse in 'n Wald komme, unn då iß e Wolf komme, unn der hätter ihr Brätwärschtche gefresse. Hernäch isse dorch die Hegge, då håtse ihren babbiererne Anderjeng verrisse. Jetz isse ins Freie komme, in die Sonn, isser ihr Budderweggelche geschmolze. Jetz kåmse in die Ställt, uffs Plaster, då sinner ihre gleeserne Sohle kabutt gånge, unn so kåmse uff die Hochzeit.

Etz, wie's dann då ån's Danze iß gånge, då sächt der Ään zum Annere (eine zum andern): „Nemm duse, ich måächse net!" Då sächt der Anner: „Ich måächse ääch net!" — „Non, wann ichse net mååch, unn duse net måächst, wer Daiwels måächse dann? — Mer leedse inne Kanon unn schießtse näch Amsterdam!" — Pu, pu! dort fliet se!

(Die letzten Worte spricht der Erzähler, auffahrend und mit dem Finger deutend, mit lauter Stimme aus, wobei dann die zuhörenden Kinder erstaunt die Köpfe herumdrehen und dem Frauchen nachsehen wollen.)

Dree to Bett



Da weer mael innen Dörp en ole ryke Fru, de harr väel Gelt unn Guet, unn se weer daby in Beroep, dat se allens wuß unn dat äer niks ver- halen blywen kunn. So kloek weer se. Nu weeren da awers dree junge Lüd int Dörp, de wullen dat nich foer vull glöben.

Do maken se dat unner sik af, dat se den neegsten Abend by äer luren wullen, unn wullen sik dat mael mit äer versöken. De ole Fru harr sik nu angewent, 's abends wenn se by't spinnen dat eerste Mael hohjaen (gähnte), so sä se: „Dat weer een to Bett;" unn hohjaen se denn tom tweten Mael, so sä se: „Dat weren twee to Bett;" dat drütte Mael awer sett se dat Spinnrad by syd unn sä: „Dat weren dree, nu kaem ik," unn güng to Bett.

's abends, do kemen nu de dree jungen Lüd, unn de eerste güng ant Finster unn keek in, do seet de Oelsche achtern Awen (Ofen), de Lamp stunn oppen Disch, unn se spunn. Da fung se an to hohjanen unn sö: „Oha! dat weer een." De, de for't Finster stunn, meen (meinte), se harr em meent unn wuß, wat se all dree wullen. Do leep he, wat he kunn, dat he foert keem, unn vertell de annern, wo (wie) em dat gaen weer. Nu güng de twete hen unn keek int Finster, do seet de Oelsche noch by äer Spinnrad unn spunn. Do hohjaen se tom tweten Mael unn sä: „Oha, dat weren twee!" Do verschrok sik de ant Finster oek unn maek dat he weg keem. De drütte sä: „Jü sünt man all beid' dumme Jungens, laet my man ins (einmal) hen." As he nu ant Finster keem, do hohjaen de Oelsche tom drütten Mael unn sä: „Dat weren dree," unn stött dat Spinnrad vun sik, stunn op und sä: „Nu kaem ik!" Do kunn sik oek de drütte nich länger hollen unn leep foer Angst weg unn hen to de annern, de ole Fru awer ging to Bett; unn vun de Tyd an weer daer keen Minsch int heele Dörp, de nich sä, dat de ole Fru allens wuß unn dat se en ganzen Kloken weer.

Papst Ochse



Ein Bauer hatte einen Ochsen, ein gar schönes und kluges Tier. Er und seine Frau hatten ihn so lieb und hielten so viel von ihm, daß sie beschlossen, ihn studieren zu lassen. Der Bauer ging zum Kaufmann in die Stadt, ihn um seinen Rat zu fragen. Der dachte im stillen, von der Dummheit des Bauern seinen Vorteil zu ziehen, und redete ihm zu. Er wußte ihm auch gleich einen Mann, bei dem er vor die rechte Schmiede käme, nämlich seinen Freund, den Advokaten, der werde den Ochsen lehren. Dann ging der Kaufmann, als der Bauer es so zufrieden war, zum Advokaten hin, und sie verabredeten, sich zweihundert Taler zahlen zu lassen, die wollten sie teilen, und ebenso den Ochsen, den sie schlachten wollten. Der Bauer war hocherfreut und seine Frau nicht minder, daß sie für ihren Ochsen so bald einen Lehrer gefunden hatten, und sie trieb ihn, den Ochsen so bald als möglich zum Advokaten zu bringen. Am andern Tage führte er den Ochsen zum Advokaten, der ihn aus einem zinnernen Gefäß Hafer fressen ließ, was dem Bauern sehr wohl gefiel. „So, min leiw Össing," sagte er, „dit schal di beter bikamen, as dat Hak'nschub'n." Damit zahlte er seine zweihundert Taler und ließ sich nur noch versprechen, daß der Advokat den Ochsen nicht grob behandeln wolle. Kaum war er fort, als der Advokat dem Kaufmann Nachricht gab; sie teilten das Geld, schlachteten den Ochsen und lachten herzlich über den dummen Bauern.

Nach einiger Zeit ging der Bauer zum Advokaten und fragte, ob er seinen Ochsen nicht mal sehen könnte. Nein, das ginge nicht, das würde den Ochsen zu sehr stören, sagte der Advokat; doch versicherte er ihm, daß er gute Fortschritte mache. Wie der Bauer zum zweiten und dritten Male kam, half er sich mit derselben Ausrede. Endlich, da er besorgte, der Bauer möchte Verdacht schöpfen, sagte er ihm, sein Ochse sei Papst in Rom geworden. Darüber verwun-

derte sich der Bauer höchlich und fragte, wie weit es nach Rom sei. Ja, da müsse er ein ganzes Jahr reisen. Der Bauer aber sagte, wenn's auch noch weiter wäre, so wolle er doch hin. Er ging nach Hause und sagte seiner Frau, er wolle nach Rom und ihren Ochsen holen. Am andern Morgen nahm er einen Strick, wickelte ihn um den Leib und machte sich auf die Reise nach Rom, das er auch nach langer Zeit erreichte. Er erkundigte sich gleich nach der Wohnung des Papstes. Man zeigte ihm einen schönen Palast, und als er ihn ansah, freute er sich über seines Ochsen Glück. Er ging stracks nach dem Palast und wollte hinein, aber eine Wache versperrte ihm den Weg. Der Bauer sagte: „Na wis'n (weis' ihn) mi man, wur is hei? Jk will'n mitnem'n, un Maudr schal'n ok seihn (Mutter soll ihn auch sehen)." Da er so wild aussah — er hatte sich auf der ganzen Reise nicht gekämmt und gewaschen — und vom Mitnehmen sprach, so glaubte die Wache nicht anders, als daß er der Teufel wäre, und ließ ihn ein. Der Bauer ging in die Stube des Papstes, wo er seinen vermeintlichen Ochsen schreiben sah. „Herrje," rief er, „min leiw Ossing, wur kriegt'n die eins wedder tau seihn?" Indem er herantrat und ihn streichelte, wickelte er unvermerkt den Strick vom Leibe, tat ihm den um den Hals und sagte: „Na, nu kumm man mit, min leiw Ossing, Mauder schal di ok seihn," und zerrte ihn durch die Stube. Der Papst war sprachlos vor Entsetzen, auch er glaubte, daß der Teufel ihn hole. Inzwischen hatte die Wache Lärm gemacht, die Leute kamen zusammengelaufen und erschraken, als sie den Bauern mit dem Papste kommen sahen. Nur ein paar hatten den Mut, den Teufel zu bitten, er möge ihren Papst freilassen. „Ne, mit möt hei (muß er), un Mauder schal'n ok seihn." Da boten sie ihm viel Geld, und immer mehr Geld, bis er ihn endlich freigab. Nun fragte er, was der Papst denn eigentlich zu tun habe, und er erhielt zur Antwort, daß er über alle Könige, Fürsten und Prediger befehle. Das freute den alten Bauern, daß sein Ochse eine so hohe Anstellung hatte; er ließ sich von den Leuten das Versprechen geben, daß sie seinem Ochsen nichts zuleide tun wollten, und machte sich auf die Rückreise. Zu Hause erzählte er seiner Frau von den hohen Ehren, wies ihr das Geld, das sie ihm gegeben hatten, und sagte ihr, die

Leute hätten ihn dort so sehr lieb, daß sie ihn gar nicht wieder fortlassen wollten. Die Alte freute sich nicht minder, und beide prahlten noch lange mit ihrem klugen Ochsen.

Es ist schon gut



Ein Bauer hatte eine Kuh und eine Ziege; es wurde ihm aber die Fütterung zu schwach und er sagte zu seiner Frau: „Wir wollen die Kuh verkaufen, ich bringe sie auf den Markt." Er nahm also die Kuh und zog mit ihr ab. Da sahen ihn drei Studenten mit seinem Tier nach der Stadt treiben, die verabredeten sich, ihm einen Streich zu spielen. Als der Bauer ungefähr halbwegs war, da kam ihm einer der drei Kumpane entgegen und sprach: „Bauer, wo willst du mit der Ziege hin?" — „Ach," sagte er, „bist du denn nicht gescheit, meine Ziege ist ja zu Hause, ich habe die Kuh am Stricke." Ei, sagte der Student, da hätte er sich vergriffen und die Ziege genommen. Damit ging er fort, und an der nächsten Wegbiegung kam wieder einer und sagte: „Bauer, wo willst du mit der verdammten Ziege hin?"

Ach, sagte der wieder, ob er denn nicht gescheit wäre, es wäre ihm da schon mal ein Student begegnet, der hätte auch so gesprochen; es wäre aber keine Ziege, es wäre seine Kuh.

„Lieber Mann," sagte der andere, „da hat Er sich vergriffen und die Ziege genommen; wenn Er ein andermal seine Kuh verkaufen will, so seh' Er besser zu."

Als der Bauer schon nicht mehr weit zur Stadt hatte, begegnete ihm der dritte Student.

„Bauer," sagte der, „wo willst du mit der Ziege hin?"

Nun, sagte der Bauer, es seien ihm schon zwei Studenten begegnet, die hätten auch so gesprochen; es wäre ja aber seine

Kuh, — er müßte sich denn vergriffen und die Ziege für die Kuh genommen haben.
Ei, sagte der Student, das sähe er doch wohl, daß es eine Ziege wäre, gewiß stände die Kuh daheim im Stalle; ob er denn die Ziege nicht verkaufen wolle?
Ei nun, sagte er, wenn er sich vergriffen und die Ziege genommen hätte, so wolle er sie auch verkaufen. Was der Student denn dafür geben wollte?
Er wolle ihm fünf Taler geben, sagte der. Das gefiel dem Bauern ganz wohl und der Handel ward geschlossen. Der Student gab ihm fünf Taler, nahm die Kuh und zog ab.
Der Bauer ging heim und sagte zu seiner Frau: „Da hab' ich die verdammte Ziege verkauft." Ach, sagte die Frau, die Ziege stände ja im Stalle, er hätte die Kuh mitgehabt. Ei, sagte er, ob sie denn nicht bei Verstande sei? Dreimal seien Studenten dahergekommen und hätten gefragt, wo er mit der Ziege hinwolle. Die Frau aber führte ihn in den Stall zu der Ziege und nun sagte er: „Dann haben die drei zusammen unter einer Decke gesteckt und mich zum Narren gehabt, ich werde ihnen aber auch schon wieder eine Nase drehen."
Nun machte der Bauer seinen Plan, und ein guter Freund mußte ihm auf sein Grundstück hundertundfünfzig Taler leihen. Dann setzte er einen runden Hut auf und ging fort in die Stadt, kehrte in dem Wirtshause ein, wo die meisten Studenten sich aufhielten, und gab dem Wirt fünfzig Taler, ging nach dem andern Wirtshause, händigte auch dort dem Wirt fünfzig Taler ein und ebenso im dritten Wirtshause. Dafür machte er mit den Wirten aus, daß sie an Speisen und Getränken so viel auftragen sollten, als er verlangte, und daß sie antworten sollten: „Es ist schon gut", wenn er nach der Zeche frage.
Am andern Tage setzte der Bauer sich ins erste Wirtshaus und ließ sich Essen und Trinken bringen, daß die Heide wackelte, wie man zu sagen pflegt. Bald kamen auch die drei Studenten aus dem Kollegienhause gegenüber, kannten aber den Bauern in seinem Sonntagsstaate und in dem Hütchen nicht wieder. Der nötigte sie zum Essen und Trinken, und der Wirt trug immerfort

auf. Endlich fragte der Bauer nach der Schuldigkeit und griff dabei so ein bißchen an sein Hütchen. Da sagte der Wirt: „Es ist schon gut." Die drei Studenten sahen einander an, der Bauer aber stand auf, als wär' es ganz in der Ordnung, daß ihm der Wirt diese Antwort gegeben hätte, und ging seiner Wege.

Am andern Morgen sah man den Bauern schon wieder in seiner Sonntagskleidung durchs Dorf nach der Stadt zu gehen, wie eben erst der Tag graute. Der Torwärter hatte das Tor noch nicht lange aufgeschlossen und sah noch ganz verschlafen aus, als er dort einzog. Er ging heute ins zweite Wirtshaus, da war er schon früh auf seinem Posten, und als es gegen Mittag war, ließ er sich wieder auftragen vom Schönsten und Besten. Es dauerte nicht lange, so kamen die drei Studenten; der Bauer lud sie wieder ein, mit ihm zu speisen und zu trinken, und bewirtete sie noch viel schöner als am ersten Tage in dem Kollegienwirtshause. Wie's ans Bezahlen ging, griff der Bauer an sein Hütchen und fragte nach der Zeche. Der Wirt sagte wieder: „Es ist schon gut," und damit stand der Bauer auf und ging seiner Wege.

Die Sache ging den Studenten gar sehr im Kopf herum und sie sprachen untereinander: „Das muß ein Wünschhütchen sein, was der Bauer trägt, denn sowie er daran dreht, ist die Zeche bezahlt. Wir müssen sehen, daß wir's ihm abkaufen. Denn wenn wir alles, was wir essen und trinken, das ganze Jahr hindurch bezahlen sollen, so reicht unser Geld lange nicht aus, jetzt aber haben wir noch Mutterpfennige, da können wir das Hütchen wohl bezahlen".

Der Bauer aber war am andern Tage wieder mit dem Haushahn heraus und auf dem Wege nach der Stadt. Er ging in das dritte Wirtshaus und auch da traf er des Mittags die Studenten. Das Essen und Trinken in dem zweiten Wirtshause war noch nichts gewesen gegen das, was der Bauer heute auftischen ließ. Als sie aber gegessen und getrunken hatten, fragte er wieder: „Was ist die Zeche?" und drehte dabei an seinem Hute. Da sprach der Wirt: „Es ist schon gut."

Jetzt fragten die Studenten, ob denn der Hut nicht zu verkaufen sei? Der Bauer aber antwortete: Nein, der sei ihm lieber, als viel Geld. Wenn er im Wirtshause noch soviel äße und tränke, so sei

doch alles immer gleich bezahlt, sobald er an das Hütchen griffe, und das sei viel wert. Sie hätten es ja selbst erfahren, was das Hütchen alles bezahlen könne, Wildschweinsbraten, Gänsebraten, Schellfisch und alle Weine, die es nur gäbe.
Durch diese Rede wurden aber die Studenten noch viel begieriger nach dem Wünschhütchen, und sie boten ihm jetzt gleich fünfhundert Taler dafür.
„Ei, wie wird mir das Hütchen für fünfhundert Taler feil sein?" erwiderte der Bauer. Die Studenten boten ihm endlich achthundert Taler. Als der Bauer dies Gebot hörte, antwortete er: „Nun, so mag es darum sein," gab es hin, steckte seine achthundert Taler ein, ging heim und sagte zu seiner Frau: „Erst haben mir die Studenten die Kuh abgekauft als Ziege und nun haben sie auch noch mein altes Hütchen dazu genommen für achthundert Taler." Der Bauer war mit den Handelsgeschäften, die er seit acht Tagen gemacht hatte, ganz zufrieden, aber die Studenten?
Sie nahmen das Hütchen und gingen in das Wirtshaus, wo sie zum erstenmal den Bauern getroffen hatten. Der Wirt mußte zu essen und zu trinken bringen und sie ließen es sich alle drei gar wohl sein im Wein und andern Herrlichkeiten. Der älteste Student hatte das Hütchen aufgesetzt, und als sie gegessen und getrunken hatten, fragte er so recht verwegen: „Herr Wirt, was ist die Zeche?" Da kam der Wirt mit der Kreide und rechnete und rechnete, und sie mußten alles bezahlen.
Am andern Tage setzte der zweite Student das Hütchen auf, denn sie meinten, der Älteste verstehe mit dem Hütchen nicht recht umzugehen und könne es nicht ordentlich drehen. So gingen sie in das Wirtshaus, wo sie am zweiten Tage mit dem Bauern gewesen waren. Als aber der zweite Student nun fragte: „Herr Wirt, was ist die Zeche?" da kam auch der herbei mit der Kreide und machte ihnen die Rechnung.
Der jüngste Student behauptete steif und fest, die andern beiden wüßten das Hütchen nur nicht zu drehen. Er setzte also am dritten Tage das Hütchen auf und sie gingen ins dritte Wirtshaus. Als sie gegessen und getrunken hatten, drehte er das Hütchen auf

seinem Kopfe beinahe in Stücken und dabei fragte er nach der Zeche. Aber da kam er bei dem Wirt schön an! Der machte die Zeche nach der Schwierigkeit und schenkte ihnen nicht einen Heller. Damit war die Geschichte aus, — die Studenten hoffen aber trotzdem noch immer einmal an ein Hütchen zu kommen, das die Wirtsrechnungen für sie bezahlen kann.

Der fleißige und der faule Fischer



Es war einmal ein Fischer und der war so fleißig, daß es keinem Menschen zu sagen ist; er fischte vom frühsten Morgen bis in die tiefe Nacht, aber das Glück wollte ihm nimmer wohl, und er blieb ein armer Mann; was noch mehr war, seine Frau und sein einzig Kind starben ihm in Zeit von einem Jahre, und er fühlte sich so allein, daß er meinte, er hätte verzweifeln müssen. Darum ließ er aber das Vertrauen auf Gott den Herrn nicht fahren und dachte immer: „Was Gott tut, ist wohlgetan," und trug alles mit Geduld und Ergebung. Am Vorabend von St. Andreas — der Heilige war nämlich sein Patron — ging er einmal ganz allein spazieren und dachte seinem argen Schicksale so recht nach, auch, wie er gar nichts Besseres noch vor Augen sähe; und darüber wurde er so betrübt, daß er anfing, laut aufzuweinen. Darüber wurde es dunkler und dunkler und er war so verloren in seiner Traurigkeit, daß er es gar nicht merkte. Erst als es recht finster war, stand er auf und wollte nach Hause gehen; aber da sah er plötzlich ein kleines Flämmchen, welches auf dem Meere tanzte, dann ans Land schnellte und an den Resten einer alten Fischerhütte herumfuhr, und wieder ins Meer schoß, wo es an einer Stelle hell aufleuchtete und schnell wieder ans Land fuhr. Nun hatte der Fischer zwar häufig sagen gehört, daß solche Flämmchen im Meer versunkene Schätze anzeigten, aber er war doch zu

furchtsam, als daß er hätte bleiben mögen; darum drehte er dem Flämmchen den Rücken und wollte nach Hause gehen. Da rief aber plötzlich jemand seinen Namen und der Fischer kehrte sich um und sah hinter den Hüttentrümmern einen blassen alten Mann in ganz fremdartigen Kleidern stehen, der ihn mit einem so flehenden Auge ansah, daß es dem braven Fischer ganz leid tat. „Habt Ihr mich gerufen, Herr?" fragte er, „dann sagt mir, was Ihr wünscht." — Da antwortete der Mann: „Andreas, du hast dich so sehr über dein Unglück beklagt; ich will dich zu einem reichen Manne machen, wenn du tun wirst, was ich dir sage." Nun wurde dem Fischer erst recht ängstlich zumute, denn er glaubte, der Mann wäre der leibhaftige Teufel, und er schlug schnell ein Kreuz und sprach: „Nein, ich habe Eure Hilfe nicht nötig; ich will lieber arm sein, als Geld von Euch nehmen." Doch lächelte der Mann und sprach: „Du meinst, ich wäre der Teufel, aber da irrst du dich; du kannst nur volles Vertrauen in mich haben und es wird dir gewiß zum Guten ausschlagen. Willst du, dann nimm den Ring hier und komm über drei Tage wieder; gehe dann um Mitternacht just einen Büchsenschuß weit ins Meer, da findest du drei umgestülpte Töpfe, davon mußt du den mittleren aufheben, dann ist die darin eingeschlossene Seele eines armen Ertrunkenen erlöst; gehe aber schnell wieder zurück, kümmere dich auch um nichts, was du auch sehen und hören magst; ich werde dich reichlich dafür belohnen und du wirst so glücklich sein wie ein Mensch in der Welt." Mit den Worten verschwand der Mann und im selben Augenblick fiel ein alter verrosteter Ring vor die Füße des Fischers; aber er hatte nicht Mut genug, das Abenteuer zu bestehen, und sprach in sich selbst: „Was kümmern mich die Seelen der Ertrunkenen, und warum sind sie so närrisch, sich unter einem Topf fangen zu lassen;" und er ging nach Hause und dachte gar nicht weiter an die Geschichte. Daran tat er inzwischen nicht recht und das zeigte sich auch bald; denn in den ersten Tagen nachher verlor er alles Geld, was er sich seit mehreren Jahren kümmerlich abgespart hatte, und gleich darauf wurde er krank und blieb neun ganze Monate im Spital liegen. Als er daraus kam, war er so arm wie ein Job und es blieb ihm fast nichts anderes übrig als zu betteln.

Ohne daß er selbst wußte, wie, befand er sich am Vorabend von St. Andreas wieder am Meere und an derselben Stelle wie im vorigen Jahre. Das Meer war aber nicht so ruhig wie damals, sondern warf große Wellen und war recht wild. Nicht lange stand er also da, und dachte an die Erscheinung und wie er hätte glücklich werden können, als er das Flämmchen wieder sah und bald auch seinen Namen wieder rufen hörte; bald darauf stand, husch, wie hergeblasen, das kleine alte Männchen vor ihm und wiederholte seinen alten Vorschlag. Als es verschwunden war, guckte der Fischer auf die Erde und da lag der alte verrostete Ring da, und er nahm ihn schnell auf und steckte ihn in die Tasche; denn er hatte nun fest beschlossen, einmal Mut zu fassen und ins Meer zu gehen. Am dritten Tage um Mitternacht kam er wieder an die alte Hütte und ging mutig aufs Wasser los, aber je tiefer er meinte, hinabzusteigen, desto weniger Wasser fand er; im Gegenteil, er kam auf die schönste Wiese, die man nur mit Augen sehen kann; darauf waren hunderte von Jünglingen beschäftigt, das Gras abzumähen und in große Bündel zu binden, und dazwischen sangen sie lustige Lieder. Der Fischer kehrte sich daran aber nicht, obgleich er in vielen derselben seit lange ertrunkene Bekannte und Freunde erkannte, und schritt rüstig weiter. Da kam er an ein schönes Haus, und aus dem Hause stürzte ihm eine schöne Frau entgegen und rief mit einer gar süßen Stimme: „Ach, so kommst du denn endlich und heiratest mich! Ach wie lang habe ich dich erwartet!" Da hätte der Fischer bald der Warnung des Männchens vergessen, nämlich daß er auf nichts achten solle, was er auch hören oder sehen möchte; aber er faßte sich bald wieder, lief schnell weiter nach den drei umgestülpten Töpfen, welche er einige zwanzig Schritt weiter erblickte, und faßte tapp den mittelsten und warf ihn um. Zu gleicher Zeit stieß die schöne Frau einen grausamen Schrei aus und alle die Jünglinge von der Wiese stürzten über den Fischer her, aber er wurde von einer mächtigen Hand gefaßt und so schnell nach oben gerissen, daß ihm Hören und Sehen verging und er ganz und gar von sich selbst kam. Als er sich endlich wieder erholte, lag er am Gestade im Sande und fühlte eine so gräßliche Müdigkeit in allen Gliedern,

als wenn er keinen Knochen am Leibe mehr ganz gehabt hätte. Was ihn aber dabei tröstete, das war ein ledernes Säckelchen voll goldener Münzen und kostbarer Edelsteine, welches neben ihm lag; das steckte er voller Freude zu sich und ging nach seiner Hütte zurück; die ließ er bald niederreißen und setzte ein schönes Haus an ihre Stelle. Nicht lange nachher nahm er sich eine neue Frau und lebte mit der so glücklich und zufrieden wie ein Fisch im Wasser; alles was er anfing, gelang ihm prächtig, und in Zeit von fünf Jahren war er ein steinreicher Mann und zog in die Stadt, wo er von seinen Renten lebte.

Nun lebte in der Nachbarschaft von Andreas ein anderer Fischer, der hieß Peter und war ebenso faul, als Andreas fleißig war; man brauchte ihn auch nur anzusehen, um zu erkennen, was hinter ihm steckte. Sein Gesicht war so runzlig wie eine alte Pflaume; er hatte Augen wie eine Katze und einen Bart, der einem Stoppelfelde ähnlich sah; dabei waren seine Beine nicht dicker wie ein Besenstiel und noch nicht so gerade als eine Sichel. Er war nur einmal am Tage betrunken, nämlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, so daß er selten oder gar nie arbeiten konnte und sicher hätte betteln müssen, wenn er nicht so eine fleißige und brave Frau gehabt hätte. Er hielt aber trotzdem nicht viel auf sie, und das ist nicht schwer zu begreifen; denn wenn die arme Frau den ganzen Tag gefischt hatte und abends meinte, sich etwas zugute tun zu können, dann kam ihr Mann betrunken nach Hause und verlangte Gott weiß was zu essen und zu trinken, und hatte auch nicht eher Ruhe, bis sie ihn zu Bette prügelte, wo er sie dann zum Danke in die Tiefe des Meeres verwünschte, damit er und die Fische Ruhe vor ihr bekämen. Das ging lange so fort; eines Abends aber fand er seine Frau nicht zu Hause, und bald darauf erzählten ihm heimkehrende Fischer, daß sie ertrunken sei. Da war nun keiner froher als der faule Peter, denn nun brauchte er sich nicht mehr zu zanken und bekam auch nicht jeden Abend Schläge; doch stieg bald die Sorge in ihm auf, wovon er denn künftig leben werde. Selbst wieder fischen wollte er nicht und andere Arbeit kannte er nicht. Als er so darüber nachdachte, ging er langsam aus seinem Hause hinaus und gegen das Meer zu; da

fiel ihm auf einmal bei, was sein Nachbar Andreas ihm erzählt hatte von den Seelen der Ertrunkenen, welche auf dem Boden des Meeres unter umgestülpten Töpfen säßen, und er dachte: „So gut wie der eine solche Seele erlöste, kann ich es auch; auf diese Weise bekomm' ich ein artig Sümmlein und brauche nichts mehr zu tun und kann trinken vom Morgen bis Abend, Juchhei!" und damit sprang er stuhlhoch in die Luft, schwenkte lustig dreimal seinen Hut und ging nach der alten Hütte zu, wo er sich auf einen alten Balken niedersetzte. Er saß noch nicht lange da, als das kleine Flämmchen schon erschien und hin und wieder lief, und bald darauf stand auch das alte Männchen da. „He, Gevatter," schrie Peter, „seid Ihr da? Das bin ich gar zufrieden, denn ich möchte auch gern eine Seele erlösen und mir die Taschen bei der Gelegenheit mit Gold füllen. Schnell, schnell, Gevatter, zeigt mir den Weg, denn ich bin ein Kerl, der Mut hat und nicht mit sich spaßen läßt!" Das Männchen gab keine Antwort, sondern warf ihm nur den Ring vor die Füße und verschwand. Peter nahm den Ring schnell auf und lief dem Meere zu, und das Wasser wich immer weiter vor ihm zurück, und als er einige fünfzig Schritte getan hatte, da stand er auf der Wiese, wo die Jünglinge noch immer mähten und sangen. „Ach," dachte er, „käme nun doch auch die schöne Frau, ich würde mich ganz anders gegen sie benehmen wie der dumme Andreas; ich heiratete sie auf der Stelle." Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als die Tür des nahen schönen Hauses sich öffnete und ein Weib herauskam, welches dicker war als die größte Biertonne; sie hatte einen Mund, der ging nicht weiter als von einem Ohr zum andern, Augen so groß wie dicke Nadelköpfe, ganz kurze Beinchen und ganz breite und lange Füße. „Ach, gnädige Frau," stotterte Peter erschrocken, „wolltet Ihr mir wohl sagen, wo denn eigentlich die drei Töpfe stehen?" — „Also du kommst nicht hierher, um mich zu heiraten," schrie die Dicke, „dann soll dich der Tausend holen," und damit schrie sie, so laut sie konnte, und stürzte auf den armen faulen Peter los. Dieser besann sich aber nicht lange, sondern lief weg, bis zu den Töpfen, während die Jünglinge mit der Dicken hinter ihm drein eilten. Unglücklicherweise hatte er aber

nie von Andreas gehört, welchen von den drei Töpfen der aufgehoben hatte; in seiner Hast und Not und Angst griff er darum aufs Geratewohl nach dem mittelsten und hob ihn auf; da drang aber ein so grausames Gequak und Gekrähe unter dem Topf hervor, daß Peter vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Als er wieder aufwachte, fand er sich im Sande wieder; er raffte sich zusammen und suchte rings nach dem ledernen Sacke, mit Gold und Edelsteinen gefüllt, aber er mochte suchen wie er wollte, er fand nichts. „Halt da," dachte er endlich, „vielleicht finde ich ihn zu Hause; wer kennt das Treiben der Geister, oder weiß Gott, wer sie sind, die da im Wasser spuken;" und er machte sich auf den Weg nach seiner Hütte. Schon von ferne merkte er, daß die kleinen Fensterlein hell schimmerten, als wenn Licht in der Kammer gebrannt hätte, und das war ihm gar verdächtig; darum schlich er ganz, ganz sachte heran und guckte einmal durch eine Türritze, aber da rät nun keiner, was er da sah; man kann es nicht raten, es ist unmöglich, darum will ich es nur sagen: er sah seine Frau, die mitten in der Kammer saß und ihre Fische zählte und auf ihren Taugenichts von Mann schimpfte. Es fehlte wenig und Peter wäre von neuem in Ohnmacht gefallen; er faßte aber Mut und schlotterte bebend an allen Gliedern in die Kammer hinein und warf sich, ohne ein Wort zu sprechen, aufs Bett, hörte gar auf nichts, was seine Frau ihm auch vorwerfen und nachrufen mochte. „Ich bin an meinem Unglück selbst schuld," dachte er, „hätte ich den Topf zur Rechten oder den zur Linken aufgehoben, ich wäre sonder Zweifel ein reicher Mann, aber wer konnte auch denken, daß meine böse Frau gerade in dem mittelsten saß?"

Die beiden Fleischhauer in der Hölle



Es waren einmal zwei Brüder, beide Fleischhauer, der eine reich, der andere arm, der reiche bösen Sinnes, der arme gutmütig. Weil aber der arme nicht selbst schlachten konnte, so half er seinem Bruder und empfing dafür immer einen kleinen Lohn. Einmal hatte der reiche wieder geschlachtet und zwar sehr viel, und der arme Bruder hatte sich müde gearbeitet; doch der reiche gab ihm wieder nur eine kleine Wurst. „Gib mir noch ein Würstchen, ich habe es wohl verdient!" sprach der Arme. „Nu so nimm," rief der Reiche unwillig und warf ihm eins hin, „und geh damit zum Teufel!" Der Arme ging ruhig nach Hause und schlief bis zum andern Morgen, dann briet er eine Wurst, um sie auf den Weg zu nehmen, hing die andere an einen Stab, so wie es die Zigeuner machen, wenn sie sich vom Markte Fleisch holen, nahm diesen auf den Rücken und ging geradeswegs zum Teufel. Aber weil die Hölle, wie ihr euch denken könnt, sehr weit ist, so langte er erst am andern Morgen an; die Teufel waren gerade zur Arbeit ins Holz gefahren, nur die Teufelsgroßmutter war zu Hause geblieben und diese schaute eben zum Fenster heraus. Da grüßte der Fleischhauer freundlich: „Guten Morgen, alte Großmutter, na, wie geht es Euch noch?" — „Gut, mein Sohn, aber was hat denn dich hergeführt; sonst kommt kein Menschenkind aus freien Stücken hierher!" — „Auch ich wäre nicht gekommen!" sprach der Fleischhauer, „allein mein Bruder schickte mich mit dieser Wurst!" Damit langte er mit seinem Stabe hin, und die Teufelsgroßmutter nahm die Wurst zum Fenster hinein und dankte dafür und rief ihn hinein in die Hölle. „O wie gerne," sprach der Arme, „will ich das tun; bei eurem großen Feuer kann ich mich und meine Wurst erwärmen, denn hier draußen ist es verteufelt kalt!"

Die Teufelsgroßmutter tat ihm alles mögliche zu Gefallen, und

gegen Abend verbarg sie ihn unters Bett, damit die hungrigen Teufel, wenn sie heimkämen, ihn nicht finden sollten. Bald kamen diese und schrien: „Essen her, Essen her! Oh weh, welch' eine Pein ist doch der Hunger! — Ha, hier riecht es nach Menschenfleisch, nicht?" Dabei schnupperten alle im Zimmer herum. Die alte Großmutter beschwichtigte sie aber gleich, denn sie stellte die dampfende Schüssel auf den Tisch und sagte, es sei wohl ein Mensch dagewesen, allein der sei entwischt, davon rieche es noch. Damit waren sie zufrieden. Sie aßen sich nun satt, torkelten darauf nach ihren Betten und schliefen bis an den Morgen und fuhren dann wieder ins Holz. Jetzt rief die alte Großmutter den Fleischhauer unterm Bett hervor und sprach: „Nun kannst du unbesorgt nach Hause gehen!" Dann nahm sie ein Haar, das in der Nacht von einem der Teufel auf das Polster gefallen war, schenkte es ihrem Gast und sprach: „Wenn du zu Hause bist, wirst du erst sehen, was für einen Schatz du daran hast!" Der Fleischhauer dankte für die freundliche Aufnahme und das Geschenk, sagte in seiner Gutmütigkeit noch zur guten Letzt: „Gott segne dich, alte Großmutter!" und zog dann heim. Als er zu Hause anlangte, wurde das Haar plötzlich so groß wie ein Heubaum und war von purem Golde. Dadurch wurde er ein reicher Mann, viel, viel reicher als sein Bruder, schlachtete von nun an für sich und hielt noch viele Gesellen.

Da wurde sein Bruder neidisch und konnte es nicht länger verwinden, daß er ärmer sein sollte. Er hatte aber erfahren, wie sein Bruder reich geworden; und eines Tages nahm er eine große, große Wurst und zog damit in die Hölle; er langte auch erst am andern Morgen an und sah die Teufelsgroßmutter im Fenster. „Was machst du denn hier, du alte Hexe?" rief er spöttisch, ohne ihr einen guten Morgen zu bieten. „Ich warte auf deine Wurst, her damit!" — „Daran wirst du deine grünen Wackelzähne nicht wetzen, die bringe ich für die Teufel und ich will dafür einen goldnen Heubaum." — „Gut denn, so komme herein und warte hier; auf den Abend kommen die Teufel aus dem Holz nach Hause." Der Fleischhauer ging hinein und setzte sich auf einen Stuhl hinter die Türe. Als am Abend die Teufel wieder hungrig

nach Hause kamen, schrien sie: „Essen her, Essen her! O weh, welch' eine Pein ist doch der Hunger!" Bald aber witterten sie den Fremden und riefen: „Es riecht nach Menschenfleisch!" — „Hinter der Tür ist der Braten!" sprach die Teufelsgroßmutter. Da fielen die hungrigen Teufel über den Fleischhauer her und zerrissen ihn auf einmal in tausend Stücke.

Der früher so arme, jetzt aber reiche Fleischhauer erbte nun auch das Vermögen seines geizigen und habsüchtigen Bruders. So geht es oft in der Welt; wenn es nur immer so ginge!

Der Grafensohn



Es war einmal ein Graf, der hatte drei Söhne; die beiden ältesten dienten dem König, der eine als Hauptmann, der andere als Fähnrich, und der Vater hatte eine rechte Freude an ihnen; um so größer war sein Kummer über Hans, den jüngsten, der war zu nichts etwas nutze; er wollte nicht Soldat und nicht Landwirt werden. Endlich riß dem Alten die Geduld, er rief ihn zu sich und sprach zu ihm: „Ich hab's jetzt lange genug getragen; etwas mußt du lernen, und da du sonst nichts willst, so magst du die Schweine hüten." Hans bekam keinen kleinen Schreck, als er seinen Vater so sprechen hörte; doch hoffte er, es sei nur Spaß. Aber am andern Morgen um vier Uhr ward Hans aus dem Bett getrieben, bekam ein Tuthorn umgehängt und eine Peitsche in die Hand, und dann mußte er die Schweine in den Buchenwald treiben.

Das war ein saures Stück Arbeit, und dazu wiesen die Leute mit Fingern auf ihn und lachten ihn aus. Ehe noch die Sonne dreimal aufgegangen war, lief er darum zu dem alten Grafen und sagte zu ihm: „Vater, ich hab' mich besonnen; ich will Euch forthan keine Schande mehr machen, und will werden, was meine

Brüder sind." Da war der Graf aller Freuden voll, denn den Soldatenstand schätzte er am höchsten. Hans bekam nun alle Taschen voll guter Speisen und Getränke und dreihundert Taler obendrein, daß er keine Not litte. Dann machte er sich auf den Weg in die Stadt; und als er dort war, wurde er eingekleidet. Die Soldaten sind aber lose Vögel; die merkten bald, daß der neue Rekrut bei Gelde sei, und sie gingen ihm um den Bart und sorgten dafür, daß er keinen Dienst mitzumachen brauchte, und redeten ihm zu, daß er etwas draufgehen ließe. Da waren sie gerade an den Rechten gekommen, Hans ließ sich nicht lange bitten und verlebte mit ihnen einen Tag wie den andern in Saus und Braus; und als die zweite Woche zu Ende gegangen war, hatte er auch keinen roten Heller mehr in der Tasche.

„Was machen wir jetzt?" sagte Hans. „Du schickst einen Boten an den alten Grafen," rieten die Kameraden, „und läßt ihm melden: Vater, mir ist es sehr gut gegangen unter der Fahne, und mein Hauptmann hat mich zum Gefreiten gemacht!" — Das tat denn Hans auch; und als der alte Graf die Botschaft vernommen hatte, kamen ihm schier vor Freuden die Tränen in die Augen, so vergnügt war er. Dann ging er zum Geldschrank und holte vierhundert Taler heraus, gab sie dem Boten und sprach: „Das bring' meinem Sohne und grüß' ihn mir schön von seinem alten Vater. Und das schicke ich ihm, denn ein Gefreiter muß Geld haben, daß er keine Not leidet." Als der Bote mit dem Geld in der Stadt angekommen war, fing das gute Leben von neuem an, bis auch die vierhundert Taler draufgegangen waren. Da beförderte sich Hans auf den Rat seiner Gesellen zum Fähnrich und erhielt fünfhundert Taler; dann ward er ein Feldwebel und bekam sechshundert Taler; ein paar Wochen später wurde er ein Leutnant, und der Vater sandte siebenhundert Taler; endlich kündete er ihm sogar an, er sei Hauptmann geworden.

Da hielt es den Alten nicht länger zu Haus: „Mutter, ich muß meinen Hans wiedersehen," sprach er zu der Gräfin, „der macht mir mehr Freude, wie die beiden andern zusammen genommen." Und weil ein Hauptmann reiten muß, so nahm er die beiden schönsten Hengste aus dem Stall, und weil ein Haupt-

mann Geld braucht, so steckte er tausend Taler in die Tasche; dann ritt er in die Stadt und fragte den ersten besten auf der Straße, wo sein Sohn Hans, der Hauptmann, wohne. „Einen solchen Hauptmann gibt's hier gar nicht," antwortete der Angeredete, und ging weiter. „Der Mann wird wohl hier nicht bekannt sein," dachte der Graf und fragte die Schildwache, die vor dem Schlosse auf und ab ging: „Wo wohnt mein Sohn Hans, der Hauptmann?" — „Einen solchen Hauptmann gibt's hier gar nicht," antwortete auch der Soldat, legte sein Gewehr auf die andere Schulter und ging wieder auf und ab. „Der Bauernlümmel," schalt der Graf, „kennt nicht einmal die Hauptleute in der Stadt!" Dann ging er zum General und fragte den, wo sein Sohn Hans, der Hauptmann, wohne. Der General ließ die Listen nachschlagen, dann sagte er: „Einen Hauptmann des Namens gibt es hier nicht, wohl aber einen liederlichen Rekruten, der die meiste Zeit im Loche sitzt oder mit seinen Gesellen Geld verpraßt." Da ward der alte Graf fuchsteufelswild und rief: „Hat mich der Schlingel so an der Nase herumgeführt, so will ich's ihm gedenken!" Damit lief er zum Haus hinaus und kehrte mit den tausend Talern und den beiden Hengsten, ohne seinen Sohn gesehen zu haben, wieder auf sein Schloß zurück.

Als Hans nun hörte, was sich zugetragen hatte, da wußte er, daß er nun kein Geld mehr von Hause bekommen würde, um es mit seinen Kameraden zu verjubeln; darum schloß er sich sechs andern Soldaten an, die eben desertieren wollten.

Als sie nun schon eine Zeitlang über die Grenze waren, kamen sie eines Tages an einen grünen Platz, dort machten sie halt, um auszuruhen. Da sahen sie auf einmal, wie eine Klippe sich auseinandertat und sieben wunderschöne Hirsche mit goldenen Ringen um die Hörner herauskamen. Nachdem sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, sprangen sie auf und zogen in den Felsen hinein, und siehe, da fanden sie ein verwünschtes Schloß. Vor den Toren standen zwei Reihen Soldaten, welche aber Geister waren, und präsentierten, als sie hereintraten. Das gefiel den desertierten Soldaten gar wohl. Sie gingen nun in die Zimmer des Schlosses, dort war alles wüst und öde, und die

sieben, denen der Magen gar schief hing, sahen sich vergebens nach etwas Eßbarem um; als aber einer zum andern sprach: „Bruder, wie bin ich hungrig," stand sogleich eine große Schüssel voll Speise auf dem Tische und daneben sieben Teller und sieben Löffel. Nach Tische sprachen sie zueinander: „Hätten wir jetzt doch auch Wein und eine Pfeife Tabak", und sogleich waren sieben Flaschen Wein und sieben Pfeifen Tabak da. Am Abend kamen auch die sieben Hirsche mit goldenen Ringen um die Hörner wieder herein, und die Klippe schloß sich hinter ihnen zu. Danach gingen die sieben Soldaten schlafen, und für jeden war eine kostbare Kammer mit einem prächtigen Bett in dem Schloß.

In der Nacht kam einer der Geister, die vor dem Schlosse Wache standen, an das Bett des jungen Grafensohnes und sprach: „Schläfst du oder wachst du?" — „Ich schlafe nicht, ich wache," antwortete Hans. „So höre denn," sprach der Geist weiter; „die sieben Hirsche, die ihr gesehen habt, sind sieben verwünschte Prinzessinnen. Ihr könnt sie erlösen, wenn ihr sieben Jahre in diesem Schlosse bleiben wollt; und jeder bekommt dann eine der Prinzessinnen zur Frau, und alle Schätze des Schlosses sind euer." Am andern Morgen erzählte Hans seinen Kameraden, was er vernommen hatte; die wollten aber nichts von dem Vorschlage hören; sie hatten ein Bund Schlüssel gefunden, das die Schatzkammer aufschloß, füllten sich ihre Mantelsäcke mit Gold, und dachten davon in der Welt lustiger zu leben, als daß sie sieben Jahre in solcher Einsamkeit auf die Erlösung der Prinzessinnen warteten. Traurig tat Hans wie seine Kameraden und nahm sich auch seinen Mantelsack voll Gold; und wie sie sahen, daß an diesem Tage die sieben Hirsche wieder auf die Weide gingen, folgten sie ihnen nach durch die offenstehende Klippe. Die Geister aber, die am Schloßtor Wache standen, schüttelten verdrießlich ihre bärtigen Köpfe.

Nachdem die sieben Kameraden eine Strecke gewandert waren, kamen sie in eine große Stadt. Dort nahmen sie sich Weiber und kauften sich von ihrem Golde prächtige Häuser. Nur Hans heiratete nicht und zog noch weiter in der Welt umher. Und als er

nach einem Jahre wieder durch die Stadt kam, da hatten seine Gesellen all ihr Geld vertan und sprachen: „Kamerad, jetzt ziehen wir wieder nach dem verwünschten Schlosse und holen uns Gold aus der Schatzkammer.“ — „Tut, wie ihr wollt,“ antwortete der junge Graf, „doch wenn ich mitgehe, so bleibe ich sieben Jahre da und sehe, ob ich nicht die eine der sieben Prinzessinnen erlösen kann.“ Darüber spotteten die andern, er aber ließ sich nicht irre machen. Als sie nun auf den grünen Platz vor der Klippe kamen, graste nur ein Hirsch mit goldenen Ringen um das Geweih dort und sah die Soldaten traurig an. Die sieben ritten durch die offenstehende Klippe und durch das Schloßtor; dort standen die Geister noch immer Wache und schauten grimmig auf die sechs Gefährten des jungen Grafen. Als sie ihre Pferde in den Stall zogen, fanden sie dort nur für ein Pferd Hafer und Heu. Als sie in den Speisesaal gingen und sich zu essen wünschten, kam nur ein Teller und ein Löffel, und wenn ein anderer als Hans mit dem Löffel essen wollte, schnapp, war er ihm vom Munde verschwunden. Sie wünschten sich Wein, aber es kam nur eine Flasche, und wenn ein anderer als der Grafensohn sich an dem köstlichen Trank erlaben wollte, verschwand ihm der Becher vom Munde, er wußte nicht wie. Schließlich wünschten sie sich jeder eine Pfeife Tabak, aber es kam nur eine Pfeife für Hans. Danach wollten sich die sechs hungrig zu Bett legen, aber da waren auch die sechs Betten fort und nur des jungen Grafen Bett stand noch da und kostbarer als zuvor. Seine Kameraden mußten deshalb auf dem Fußboden schlafen, und am andern Morgen standen sie in aller Frühe auf der Lauer, um zu sehen, ob der Hirsch mit goldenen Ringen um das Geweih nicht bald aus der Klippe gehen würde. Als sie aber meinten, es sei Zeit, und die Schatzkammer aufschlossen und hineingingen, ihre Mantelsäcke zu füllen, drehten die Geister ihnen den Hals um.

Hans aber blieb in der Einsamkeit und fürchtete sich nicht vor den Geistern im verwünschten Schlosse. Als die sieben Jahre bald um waren, zeigte sich ihm die Prinzessin oft in ihrer menschlichen Gestalt und ermahnte ihn, doch ja standhaft auszuhalten. Sie war aber so schön, daß dem jungen Grafen, dem die Weile all-

gemach doch gewaltig lang geworden war, nun, seit er sie gesehen hatte, die Tage wie im Traum dahingingen. Und als die Zeit nun endlich abgelaufen, da war der Hirsch mit goldnen Ringen ums Geweih für immer erlöst und reichte ihm als schöne Königstochter die Hand. Da wußte sich Hans vor lauter Glückseligkeit nicht zu lassen. Auch alle die Geister waren nun erlöst, und lustig exerzierten viele Regimenter von Soldaten ums Schloß herum.

Hans hatte nun schon einige Jahre lang in seinem Reiche geherrscht, da sprach eines Morgens seine Frau, die junge Königin: „Hans, hättest du nicht Lust, einmal deinen alten Vater zu besuchen?" — „Das hätte ich wohl," antwortete Hans, „aber ich dachte, du nähmst es mir übel und das Reich könnte solange den König nicht entbehren." — „Das hat nichts auf sich," antwortete die Königin, „ich lasse dich gern ziehen und das Reich will ich gern derweile für dich verwalten." Da ließ Hans vier Wagen mit Geld und Geschenken für seinen Vater beladen, bestieg ein prächtiges Roß und nahm fünfzig Soldaten zur Bedeckung mit. Nach drei Tagen kamen sie in einen dichten Wald, verloren sich darin und erreichten am späten Abend ein großes hell erleuchtetes Gasthaus. Darin waren an die hundert Gäste, die aßen und tranken, sangen und jubelten, und mit ihnen die Diener und Dienerinnen, die geschäftig zwischen ihnen hin und her gingen. Ein altes Mütterchen saß dabei, dem gehörte die Gastwirtschaft. Das Haus war aber eine Räuberherberge und die Alte war der Räuberhauptmann. Der König und seine Leute merkten das jedoch nicht und hatten ihre Freude daran, wie sie so flink von den verkleideten Räubern bedient wurden und die Gäste so lustige Lieder sangen. Als sie nun alle recht guter Dinge waren, trat die Alte zu dem jungen König und sagte, daß die Vornehmsten von ihren Gästen jeden Abend in einem kostbaren Gemach Karten zu spielen pflegten, und lud ihn ein, daran teilzunehmen. Das gefiel Hansen gar wohl, und in wenigen Stunden hatte er seine vier Wagen mit Geld und zuletzt selbst seine königlichen Kleider verspielt. Unterdessen hatten die Räuber in den andern Gemächern die Soldaten beim Trunk umgebracht

und die Fuhrleute und andern Diener des Königs gefesselt und ihnen angekündigt, daß sie unter ihre Räuberbande treten oder sterben sollten. Dem König zogen sie auch seine prächtigen Kleider aus und warfen ihn nackt und bloß in eine Grube im Walde. Von seinem Hilferuf wurde ein Einsiedler herbeigezogen, der durch den Wald ging; er half ihm aus der Grube und bekleidete ihn mitleidig mit einem blauen Kittel und einer alten leinenen Hose. Dafür gab der König ihm einen goldenen Ring, den die Räuber ihm abzuziehen vergessen hatten.

Noch vor Tagesgrauen langte er vor seines Vaters Schlosse an und pochte an die Tür, aber niemand öffnete ihm. Da rief er: „Vater, mach' doch auf! Hans, dein jüngster Sohn, ist da!" Als der alte Graf ihn in seiner leinenen Hose da stehen sah, glaubte er, Hans sei nichts, als ein entlaufener gemeiner Soldat. „Bist du's, du Galgenstrick!" rief er zornig, riß die Reitpeitsche von der Wand und trat hinaus. „Vater, du wirst mich doch nicht schlagen!" sagte Hans, „ich bin ja dein König!" — „So?" sprach der Alte grimmig, „erst Gefreiter, dann Fähnrich, dann Feldwebel, dann Leutnant, dann Hauptmann, und jetzt gar König! Warte, Schlingel, ich werde dir helfen!" Und damit nahm er die Reitpeitsche beim andern Ende und schlug mit dem Rehfuß auf den armen Hans ein, bis dem Hören und Sehen verging.

Dann befahl er seinen Knechten, seinem Sohn Tuthorn und Peitsche zu geben, und nun mußte Hans, wie damals, die Schweine in den Buchenwald treiben, und wenn er abends nach Hause kam, so sperrte ihn sein Vater in den Schweinskoben und ließ ihm auch das Essen dahin bringen.

Aber ein guter, freundlicher Stern wachte auch noch über dem unglücklichen und in Elend und Schmach lebenden König. Denn als sein holdes Gemahl ersah, daß er nicht zurückkehrte, ward sie gar unruhig, ließ acht Wagen mit Gold beladen, nahm viele Hornisten und hundert Mann Soldaten zur Bedeckung mit sich und machte sich auf die Reise zu ihrem Schwiegervater. Nach drei Tagen gelangten sie in den dichten Wald, verirrten sich und kamen in das schöne Wirtshaus. Da ward die Königin mit ihrem Gefolge von den verkleideten Räubern gar herrlich aufgenom-

men und bewirtet. Allein die Diener des Königs, welche unter die Räuberbande hatten treten müssen, sagten der Königin heimlich, daß sie in einer Räuberhöhle sei, und warnten sie, daß sie sich ja nicht zum Spiele niedersetzen sollte. Am Abend kam der Räuberhauptmann, der in die alte Wirtin verkleidet war, und sagte: „Wir haben ein kostbares Bankett zugerichtet, und es sind viel reiche junge Herren unter meinen Gästen, die gelüstet es, mit der Königin Karten zu spielen.“ — „Mich aber,“ sprach da die Königin, „gelüstet es, zuerst mit den Herren einen Tanz aufzuführen, und es sollen alle die Herren, die hier im Hause sind und alle die Jungfern, die in der Küche kochen und braten, hereinkommen und mit meinen Soldaten nach der Musik tanzen, welche meine Hornisten machen werden.“ Den Soldaten war zuvor Bescheid gesagt, und als die Räuber meinten, es würde zum Tanz aufgespielt, bliesen die Hornisten ein ander Signal und die Soldaten ergriffen die dargebotene Hand der Räuber und töteten sie alle bis auf die früheren Diener des Königs und die alte Wirtin, die sich noch zu rechter Zeit versteckt hatte. Am andern Morgen befahl die Königin, das Haus nach ihr zu durchsuchen, und weil sie das gehört hatte, so kam sie freiwillig die Treppe herunter, übergab der Königin alle Schlüssel des Hauses und bat, daß sie doch eine alte Frau verschonen möchte. Da sprach die Königin: „So wahr du ein alt Weib bist, sollst du auch leben!“ ergriff die Schlüssel zu all den Schätzen, welche dem König und andern Reisenden im Spiel abgenommen waren, und ließ die Alte an einen Baum aufhängen, denn sie hatte schon gehört, daß die alte Wirtin der Räuberhauptmann und keine alte Frau wäre.

Danach zog die Königin weiter, kam zu dem Einsiedler und sah des Königs Ring an seinem Finger. Von ihm erfuhr sie, daß ihr Gemahl nicht tot, sondern in schlechter Kleidung zu seinen Eltern gereist sei. Vor Freuden über diese Nachricht und aus Dankbarkeit übergab die Königin dem Einsiedler die Schlüssel des Räuberhauses, hieß ihn von den dort aufgehäuften Schätzen nehmen soviel er möchte und das Übrige an die Armen verteilen. Dann eilte sie mit ihren Reitern dem Grafenschlosse zu. Das waren einmal Verbeugungen, die der alte Graf machte, als

er den hohen Besuch bekam; er hielt der Königin selbst den Steigbügel und half ihr vom Rosse und bat sie, in sein Haus zu treten und damit fürlieb zu nehmen, was er ihr zu bieten vermöge. Der Königin aber lag nichts an Essen und Trinken, und sie fragte ihn sogleich, ob er denn keine Kinder habe. „Gewiß, Frau Königin," antwortete der Graf, „und das sind zwei Jungen, an denen ich meine Herzensfreude habe; sie stehen beide in des Königs Heer, der eine ist ein Hauptmann und der andere ein Fähnrich!" — „Sind das Eure einzigen Kinder?" forschte die Königin. „Nein," sagte der alte Graf, „leider Gottes nicht: ich habe noch einen Erzschelm und Taugenichts, einen Tagedieb und Tunichtgut; ach, wenn ich ihn doch erst los wäre, dann hätte ich Ruhe und Frieden!" — „Schäm' Er sich doch," versetzte die Königin, „wer wird denn so von seinem eigenen Kinde sprechen! Wo ist denn Euer Sohn? Habt Ihr ihn bei Euch, oder ist er in der Fremde?" — „Der hütet die Schweine," sagte der Alte giftig, „seht, dort treibt er sie gerade in den Hof hinein." Da schaute die Königin aus dem Fenster und erblickte ihren lieben Mann in schlechten Lumpen, das Tuthorn auf dem Buckel, hinter den Schweinen einherschreitend. Das tat ihr in tiefster Seele weh, aber sie bezwang sich und sagte: „Mag er auch noch so schlecht sein, zum Schweinehirten sollte ein Graf seinen Sohn denn doch nicht machen." Darauf gingen sie zur Tafel. Nach dem Essen bat die Königin den Grafen, daß sie seine Felder besichtigen dürfe. Das war ihm eine große Ehre, und er wollte sie selbst hinausfahren, aber die Königin wehrte ihm und sagte, er habe wohl wichtigere Sachen zu tun; dann stieg sie in den Wagen, und der Kutscher mußte sie hinaus in den Wald fahren, wo Hans die Schweine hütete. Dort sprang sie aus dem Schlage heraus und schritt geradeswegs auf ihn zu. „Hans, kennst du mich nicht mehr?" rief sie und klopfte ihm auf die Schultern. Da schaute Hans in die Höhe, und als er seine Frau, die Königin, erblickte, lachte ihm das Herz im Leibe, und er sprach: „Frau, wie hast du's angefangen, daß du mich gefunden hast?" Sie erzählte ihm darauf, wie alles gekommen war, und neckte ihn, wie sie als waffenunkundige Frau die Räuber überwältigt habe, während er ihrer nicht habe Herr werden können.

„Ja, du bist klüger als ich," entgegnete Hans, „und darum hilf mir auch jetzt aus meinem Elend." Seine Frau versprach ihm das und vertröstete ihn auf den Abend, wenn er sich bei seinen Schweinen im Stalle zum Schlafen niedergelegt habe. Darauf sagte sie ihm Lebewohl, stieg in den Wagen und fuhr wieder auf das Grafenschloß zurück.

Hans aber hatte draußen keine Ruhe mehr, seit er wußte, daß seine liebe Frau auf dem Schlosse bei seinem Vater war. Es war erst die fünfte Stunde, da kehrte er schon mit den Schweinen vom Busche heim, und der alte Graf schalt ihn, daß er schon so früh zurückgekommen sei. Vor Schlägen rettete ihn zwar die Königin, aber das konnte sie nicht verhindern, daß er ohne Abendbrot zu den Schweinen in den Stall gesperrt wurde, und der Graf zog selbst den Schlüssel ab.

Als am Abend alles zu Bette gegangen war, gab die Königin ihren Reitern Befehl, den Stall zu erbrechen und Hans herauszuholen; dann zog sie ihm seine königlichen Kleider an, die sie im Räuberhause gefunden hatte, und sie blieben die Nacht über beisammen. Ob sie geschlafen haben, ich glaub' es nicht; sie hatten, einander gar viel zu erzählen. Noch vor Tag ging die Königin mit ihrem Mann herab vors Schloß und ließ ihre Hornisten blasen. Da sprangen der Graf und seine Diener aus den Betten und alle rieben sich verschlafen die Augen, aber die Königin sprach: „Freuet euch mit mir! Denn mitten in der Nacht ist mein Herr und Gemahl mir nachgekommen!" Der Graf und seine Diener schauten ganz geblendet auf den jungen König, den sie nicht erkannten, und machten ohne Unterlaß tiefe Bücklinge vor ihm, dachten auch den ganzen folgenden Morgen nicht daran, den andern aus dem Schweinskoben herauszulassen. Als es bald Mittag war, seufzte der König tief. Da fragte sein Vater, ob denn Könige auch zu seufzen Ursache hätten? Und der König sagte: „O ja!" Und zum Beweis erzählte er: „Ich habe einen Vater, der sperrt mich immer in den Schweinskoben und schlägt mich, und glaubt jetzt auch, ich säße noch drin, und hat mir an diesem Tage nicht einmal mein ärmliches Futter dahin geschickt." Da weinte der alte Graf laut mit allen seinen Dienern, denn er

erkannte seinen Sohn. Der König aber verzieh seinem Vater, und als der Graf sprach: „Laß mich mit dir ziehen, mein Sohn, daß ich all deine Herrlichkeit mitgenieße,“ erlaubte der junge König es gern. Allein die Königin sprach: „Nicht anders kann das geschehen, als wenn Ihr Euch einer Strafe dafür unterwerft, daß Ihr meinen Herrn und Gemahl in den Schweinestall geworfen habt.“ Der König wollte freilich nicht dulden, daß sein Vater die Strafe leiden sollte, aber der Graf sprach: „Ich ziehe nicht anders mit euch, es sei denn, daß ich zuerst die Strafe leiden muß.“

Darauf verteilte der junge König die Schätze, welche auf die acht Wagen geladen waren, in dem Dorfe, und dann nahmen sie den Grafen mit sich und zogen zurück nach dem Königsschlosse. Dort bestimmte die Königin, daß der Graf sechs Wochen lang die Puter füttern mußte, was dem jüngsten Verwalter zukommt, weshalb auch die, welche die Wirtschaft erlernen, die Puterjungen genannt werden. An dieser Strafe aber ließ die Königin sich genügen, bewirtete und verpflegte auch den alten Grafen in dieser Zeit schon aufs schönste und beste, und als die Strafzeit vorüber war, lebten sie alle miteinander in Herrlichkeit und in Freuden bis ans Ende.

Der Schneider und der Schatz



Ein Schneider, der gern in Samt und Seide prangierte, den Jungfrauen schön tat und am liebsten war, wo es recht toll und lustig herging, war einmal zu einem Taufschmaus über Feld gegangen. Als er nun um Mitternacht sich auf den Heimweg machte, da merkte er, daß er diesmal zu tief ins Glas geguckt hatte, und geriet alsbald weit von der Straße ab. Nicht lange, so sah er rechts und links nur Baum an Baum, hinter sich nichts als Dornen und Moorland, und vor sich eine senkrechte Felswand mit

einer Spalte, gerade weit genug, um einen Menschen durchzulassen. „Halt!" dachte der Schneider, „hier kommst du ohne ein Abenteuer nicht weg. Also frisch drauflos!" Und weil ihm der Taufwein einen überschüssigen Mut gegeben hatte, so trat er beherzt in die Höhle, tappte darin herum und suchte eine Stelle, wo er sein Haupt hinlegen und die Nacht verbringen konnte. Aber kaum war er ordentlich drinnen, so huschte ein Hund unter seinen Füßen auf, und der Schneider fiel, so lang er war, gegen eine eiserne Türe, die plötzlich aufsprang. Hui! war das aber eine Pracht! Was der Schneider jetzt vor sich sah, hatte ihn auf einmal nüchtern gemacht; er stand und guckte mit offenem Maul in ein hell erleuchtetes Gemach: keine Kerze, keine Lampe, nein, das lautere Gold und Silber der Wände und unzählige eingelegte Edelsteine wandelten die Finsternis in sonnenhellen Tag um. An den Wänden standen kostbare Schreine mit Prunkgeschirr und mitten im Saal stand eine offene Kiste voll funkelnder Goldmünzen. „Warum nicht gar?" sagte der Schneider anfangs, als er den Kram erblickte; aber es ging nicht lange, so trat aus einer Seitentüre eine wunderliebliche Jungfrau in den Saal; die hieß ihn mit freundlicher Stimme willkommen. Da gewann der Schneider erst alle seine Besinnung wieder und ging ohne Umstände auf die Jungfrau zu, um ihren Gruß mit einem Kuß zu erwidern. Aber die Jungfrau blickte ihn so streng an, daß er wie angenagelt stehen blieb, und sagte: „Ich habe dich freilich schon lange erwartet; denn für dich hab' ich alle Schätze, die du hier siehst, aufgespeichert. Aber du bekommst sie nur unter der Bedingung, daß du mich dreimal küssest, ohne zu wanken." — „Ei, wer wollte das nicht!" rief der Schneider und spitzte den Mund; im gleichen Augenblick war aber die Jungfrau in ein abscheuliches Krokodil umgewandelt, und wäre der Schneider nicht schon im Anlauf gewesen, so hätt' er den Kuß wohl bleiben lassen. So aber verrichtete er denselben fast wider Willen und schüttelte sich hernach am ganzen Leib. Im Nu stand wieder die Jungfrau da und sah ihn mit so freundlichen Blicken an, daß er zum zweitenmal zum Küssen ausholte. Da verwandelte sich die Jungfrau vor seinen Lippen in eine garstige dicke Kröte; es schüttelte den Schnei-

der wieder, aber er drückte gleichwohl beherzt den Kuß auf das Krötenmaul. Und jetzt stand wieder die Jungfrau da und lächelte ihm noch viel lieblicher zu als das erstemal, so daß er noch mutiger zum dritten Kuß sich anschickte. Aber o weh! Diesmal zitterte und bebte der Schneider bis ins Mark hinein, denn vor ihm stand langbehaart und meckernd ein kohlschwarzer Ziegenbock und glotzte ihm entgegen; Angst und Graus kam über ihn und er entfloh mit großen Sprüngen aus dem Saal und aus der Höhle; eine Windsbraut fuhr hinter ihm drein, und es toste und krachte dabei, daß ihm Hören und Sehen verging und er todmüde vor dem Felsen niederfiel. Als er sich wieder aufraffte, konnte er die Öffnung in der Felswand nirgends mehr finden; er schlich also traurig davon und konnte sein Lebtag nimmer von Ziegenböcken reden hören, ohne in Zorn zu geraten.

Der faule Hans



Ein Reisender langte in dunkler Nacht bei einer Herberge an und verlangte, daß ihn der Hans ohne Verzug heut abend noch durch den Wald fahre, der gleich hinter der Herberge anfing; denn der Hans war der Hausknecht und ein Kutscher trotz einem. Er griff es also an und fuhr mit dem Reisenden davon. Als sie an einer einsamen Stelle im Walde anlangten, wo es auch mitten im Tag nie hell wurde, verspürten die Pferde eine besondere Unruhe und rannten als wenn die Räder von den Achsen springen sollten. Da fielen ihnen drei Räuber in die Zügel und forderten den Reisenden auf, ihnen gutwillig Geld und Gepäck zu übergeben. Dieser dachte an Gegenwehr und rief den Knecht zum Beistand auf; aber Hans blieb ruhig auf dem Bocke sitzen und rauchte sein Pfeifchen so stumm und dumm fort, als sollte er daheim eine Schüssel weißer Rüben miteessen helfen. Der Reisende mußte aus-

steigen und konnte nichts tun, als den Straßenräubern Hab und Gut überlassen. Da sie nun alles ausgeleert zu haben glaubten und sich fortmachen wollten, sprach der Fremde: „Erfüllt mir jetzt eine Bitte, ihr sollt es nicht umsonst tun; hier in der Kutsche ist euch ein Kistchen mit etlichen Dutzend Talern entgangen, nehmt sie auch noch; aber nehmt mir dafür jetzt auch den Knecht da droben auf dem Bock herunter und prügelt ihn durch aus Leibeskräften." Die Räuber waren bei Laune; sie rissen den Hans herab und schlugen erbärmlich auf ihn los. Das ließ er sich eine Weile gefallen; am Ende aber brummte er: „Potztausend!" und erhob die breiten Schultern, und eben, da sie ihn zu werfen meinten, machte er seine erste Wendung, da küßte der vorderste bereits den Boden. Nun ergriff er den zweiten beim Schopf, den dritten beim Kragen und schlug ihnen in angemessenen Zwischenpausen mehrmals so tapfer die Köpfe zusammen, daß ihnen die Eingeweide im Bauch klangen und sie hinfielen wie Fliegen im Spätherbst. Jetzt kniete er erst noch von einem auf den andern hinüber und gab ihnen der Reihe nach alles Empfangene mit Zinsen zurück. Der Fremde, der bis jetzt verwundert zugesehen hatte, bekam wieder Mut, packte Stück für Stück seiner verzettelten Ware behend in die Kutsche, und hatte zuletzt nur noch die Mühe, den Hans von den drei Schlachtopfern loszumachen, in die er wie ein Stier mit den Hörnern festgebohrt war. So machten sich beide fort und ließen die Zerschlagenen liegen. „Aber sag' nur einmal," sprach der Fremde hernach zum Knechte, als sie wieder in der Kutsche saßen, „was für ein sonderbarer Heiliger bist du! Warum hast du mich und dich solange von den Schurken mißhandeln lassen, die du dann wie auf einen Schlag bezwungen hast?" — „Ihr fragt eben auch," antwortete Hans, „wie einer, der nichts versteht. In diesem Wald ist schon mancher umgekommen, eben weil er sich gewehrt hatte; und Ihr wißt wohl, daß ein solcher dann als Gespenst umgehen muß; nun wünsche ich mir erstens nach meinem Tode eine bessere Anstellung als eine solche; und zweitens müßt Ihr wissen: Warm muß ich doch erst werden, eh' ich dreinschlage."

Die verstorbene Gerechtigkeit



Vor langer Zeit lebte ein gewaltig reicher und mächtiger Graf, dem alles nach seinem Kopfe gehen mußte. Er fragte nicht nach Recht und Billigkeit, sondern schaltete und waltete nach Willkür. Da kam er einmal auf einem Spazierritt zu einem großen, schönen Bauernhause, das ihm gar sehr in die Augen stach. Er besichtigte deshalb das ganze Gehöft und ritt dann vor das Haus hin, wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Haustüre stand. Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Rosse und sprach: „Guter Freund, möchtest du mir nicht deinen Hof zu kaufen geben? Ich würde ihn sehr gut bezahlen.“ Der Bauer aber bedachte sich nicht lange und antwortete: „Euer Gnaden, nichts für ungut. Aus dem Handel wird nichts. Auf diesem Hofe saßen meine Voreltern schon, und ich will auch darauf meine alten Tage zubringen. Also nichts für ungut!“ Da sagte der Graf: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Überleg' es dir gut.“ Dann bestieg er sein Pferd und sprengte davon. Der Bauer blieb aber bei seinem Vorhaben, schüttelte den Kopf und dachte bei sich: Daraus wird einmal nichts.

Am folgenden Tage kam der Graf schon in aller Frühe dahergeritten und fragte, ohne abzusteigen, den Bauern, was er jetzt beschlossen habe. Da antwortete der Bauer: „Ich denke wie gestern, Euer Gnaden. Ich bleibe auf meinem Hofe, und aus diesem Handel wird nichts.“ Da wurde der Graf wild und sprach: „Ich frage dich noch einmal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst. Wo nicht, so bekomme ich es doch!“ Der Bauer schüttelte den Kopf und erwiderte: „Dabei bleibt's, ich verkaufe meinen Hof nicht.“ Da kannte sich der Graf nicht mehr vor Wut, ritt spornstreichs zu einem Advokaten, bestach ihn mit vielem Golde und ließ dem Bauern einen Prozeß anhängen. Die Richter wußten, daß der Graf ein steinreicher Mann sei und bei dem

Handel Geld herausschaue. Deshalb hielten sie zu dem Grafen und versprachen ihm, das Bäuerlein mürbe zu machen. Sie ließen nun den Bauern durch den Gerichtsdiener herbeiholen und fragten ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als er ein entschiedenes Nein erwiderte, wurde ihm eine Klageschrift vorgelesen, und man sagte ihm, wenn er den Hof behalten wolle, so müsse er mit dem Herrn Grafen einen Prozeß führen. Der einfältige Bauer, der sich nicht zu helfen wußte, ging darauf ein. Der Graf hatte einen pfiffigen Advokaten, der Bauer aber hatte keinen, weil er sparen wollte. Da wurde nun hin und her prozessiert und der Bauer so oft in die Stadt gerufen und übertölpelt, bis er ganz verschuldet war. Und schließlich entschieden die Richter gegen ihn so, daß er vom Hofe mußte und ihm nur noch hundert Gulden blieben. Er gab sich darein, machte aber den Richtern bittere Vorwürfe und sprach: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt droben noch ein Richter, der euch finden wird." Da lachten die Herren und einer sagte: „Ja, die Gerechtigkeit ist lange gestorben; die kann dir nicht helfen!" — Der betrogene Bauer ging schweigend aus der Kanzlei hinaus und begab sich geraden Wegs zum Kirchenvater; das war ein guter Bekannter von ihm. Als dieser den Bauern kommen sah, rief er ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, Hans. Kommst auch einmal in die Stadt, mich heimzusuchen?" — „Ja," antwortete Hans, „aber es ist mir eine sehr traurige Sache, um die ich zu dir komme." Und dann erzählte er dem Kirchenvater die Geschichte und schloß: „Jetzt hab' ich noch hundert Gulden, und die geb' ich dir. Es ist gerade so viel Geld, als man bei euch in der Stadt da zahlen muß, wenn man die große Glocke für einen Verstorbenen läuten läßt. Da hast 's Geld und jetzt läute schnell der Gerechtigkeit, weil sie gestorben ist, zur Scheidung. Aber läute recht lang!" — Der Kirchenvater nahm das Geld, ging mit seinem Knechte in den Turm und läutete die große Glocke und zwar länger als gewöhnlich. Da gab's nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer gestorben sei, für wen es so lange läute. Doch niemand wußte Bescheid darauf, und die Neugierde wurde immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte

sich, wer gestorben sei, konnte aber keine Auskunft erhalten. Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen es so lange Scheidung geläutet habe. Sprach der Kirchenvater: „Für die Gerechtigkeit.“ Der Läufer eilte mit dieser Antwort zum Könige zurück. Wie der König dies hörte, ward er rot vor Zorn und rief: „Die Gerechtigkeit ist nicht gestorben. Sie schläft nur, und ich will ihr neues Leben einhauchen.“ Dann ließ er den Kirchenvater holen und fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen. Sprach dieser: „Eure Majestät, der Schauferle Hans, der früher Schauferlebauer war.“ — Alsogleich ließ der König den Schauferle Hans herbeiholen und fragte ihn, warum er die Glocke habe läuten lassen. Da erzählte Hans, wie er des Grafen wegen um Haus und Hof gekommen sei, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König ward über die Richter ganz ergrimmt, machte kurzen Prozeß und gab dem Bauern sein Eigentum zurück. Dann ließ er den Grafen, den durchtriebenen Advokaten und die bestochenen Richter rufen, die Sache untersuchen und verurteilte allesamt zum Tode. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zu Leben und die Richter sprachen Recht, wie es sich geziemt.

Goldig Betheli und Harzebabi



Lebte einst, niemand weiß vor wie langer Zeit, eine Frau, die dem Betheli, ihrem Stiefkinde, recht bös war, dagegen ihrem eigenen, dem Babi, alles nachsah, selbst das Gröbste. Babi hatte immer recht, Betheli immer unrecht; Babi behielt immer den Vorzug, bekam die Haut voll zu essen, was es nur wollte, und ging hoffärtig gekleidet daher, während Betheli oft hungerte, daß ihm fast die Ohren abfielen und es in Lumpen armselig dastand.

Babi hatte immer Feiertag, Betheli mußte Mühsal und hartes Leben erdauern. Tag und Nacht sollte Bethelis Spinnrädchen schnurren, und so wohl ihm's auch dabei ausgab, Stiefmutter war nie, nie zufrieden. Einmal fiel sein Wirtli zu Boden, trollte und trollte in ein Mauseloch hinunter. Stiefmutter beharrte durchaus darauf, Betheli müsse jetzt in das Mauseloch hinabschliefen und das Wirtli selber wiederholen. Arm Betheli weiß nun nichts anderes als zu gehorchen; es probiert, und Mauslöchlein macht ihm Platz. Und es ist als ob es von unsichtbaren Händen unaussprechlich weit hinunter in eine ganz andere Welt getragen würde. So geschah es. O wie herrlich sah es da unten aus, welch ein prächtiges Schloß glitzerte ihm entgegen! Wie es demselben nahestand, sah Betheli vor den Pforten spielende Hündchen, gar liebe, gescheite Tierchen, die reden konnten wie Menschen. Sie grüßten das erstaunte Mädchen freundlich und wußten sogar seinen Namen, denn sie riefen: „Wau wau, 's goldig Betheli chunnt!“ Bald erschienen und traten Betheli entgegen mehrere Kinder; sie waren so hold und klug, ich kann nicht beschreiben wie. Betheli machte große, schüchterne Augen; aber es fühlte sich von den wunderbaren Kindern so wohltätig angeblickt, daß ihm ganz heimelig und wonnig wurde, zumal da es sich wieder als das goldig Betheli begrüßen hörte. Die Kinderlein sahen ihm indessen wohl an, wie sehr es hungere, und fragten gleich: „Goldig Betheli, mit wem willst du essen, mit uns oder mit den Hündchen?“ — „Setzt mich nur zu den Hündchen, 's ist lang gut genug für mich,“ sagte demütig das Mädchen. „Nein, du sollst mit uns zu Tische gehen,“ riefen einstimmig die Holden, und hielten ihm sofort zweierlei Gewänder zur Auswahl vor, ein hölziges und ein goldenes. Betheli langte nach dem hölzigen, indem es sagte: „Das ist gut genug für mich.“ Es geschah jedoch dem bescheidenen Kinde zum Lohne das bessere Gegenteil, sie zogen ihm das Goldkleid an und führten's in einen glänzenden Saal des Schlosses, wo ein goldener Tisch mit den allerbesten und süßesten Speisen und Getränken bedeckt stand. Hungrig Betheli bekam es jetzt einmal so gut, fast wie des lieben Herrgotts seine Engelchen bei der himmlischen Mahlzeit. Die lieblichen Kinder spendeten

Betheli von allen guten Sachen, lobten und küßten es, so daß ihm war wie im Paradies. Zum Abschied schenkten sie ihm obendrein vielen kostbaren Schmuck und unter anderem ein goldenes Wirtli. Dann schoben und hoben sie's wieder durch jenes Mauslöchlein hinauf in der bösen Stiefmutter Stube. Da stand Betheli wie ein lichter Engel strahlend im Goldkleid. Kaum hatten sich Mutter und Babi vom größten Erstaunen erholt und Betheli über alles haarklein ausgefragt, als beschlossen wurde, Babi müsse ebenfalls in die andere Welt hinunter und zum mindesten ebenso schöne Sachen als Betheli heraufholen. Mutter und Tochter zweifelten gar nicht daran, daß, wenn dem verachteten einfältigen Betheli solche Aufnahme zuteil ward, dem Babi natürlich noch weit mehr Ehre widerfahren würde. Und sie ließen ein Wirtli durch das Mausloch hinab und Babi setzte ihm nach. Da wirklich das Löchlein wieder Platz machte und Babi verschwand, hoffte die Mutter oben und hoffte das Meitli unten während der Fahrt in die andere Welt das Allerbeste. Babi, dort angelangt, ging die gleichen Wege wie Betheli sie beschrieben hatte, bis es zu den Hündchen und dem Schloß gelangte. Schon lachte ihm das Herz im Leib. Die Hündchen bellten sogleich: „Wau wau, 's Harzebabi chunnt! Wau wau, 's Harzebabi chunnt!" Und das riefen sie in mürrischem Tone, machten glänzende Augen und ließen die Schwänzchen hangen. Wohl eilten auch jene holden Kinder herbei, allein ihr Blick leuchtete nicht so sonnig in Babis Herz wie in Bethelis. Sie fragten das Babi, mit wem es essen wolle. „Mit euch," sagte es; „das Betheli hat auch mit euch gegessen." Dann legten sie ihm zwei Paar Kleider vor, ein hölziges und ein goldiges. Babi sprach, es wolle das goldige; Betheli habe auch ein goldiges; und wolle ein goldiges Wirtli und andern Goldschmuck. Allein sie ließen's ihm nicht, es mußte das hölzige anziehen, sofort mit den Hündchen auf dem Boden zu Gast essen: Abfall und Treber. Zum Abschied ward sein Holzgewand mit Pech und Harz überstrichen, und es wurde dabei immer nur Harzebabi geheißen. Ein Wirtli bekam es, aber ein altes, hölziges. Sie waren froh, seiner bald los zu werden, und machten, daß Harzebabi schnell durch das Mausloch

in die Oberwelt stieg. Hier oben blieb Betheli zeitlebens in Ehre und Ansehen, und hieß immer Goldig Betheli, während Babi verachtet blieb und oft hören mußte:

„Wau wau, 's Harzebabi chunnt!"

Der eiserne Kasten



Es war einmal ein armer Bauer, der fuhr eines Morgens früh, ehe die Sonne aufging, in den Wald, um Holz zu schlagen. Da traf er unter einer Eiche ein steinaltes Mütterchen, das stand vor einem großen, eisernen Kasten und sprach zu ihm: „Du kannst mich erlösen und dich glücklich machen! Hier dieser eiserne Kasten ist bis obenan mit harten Talern gefüllt. Nimm ihn mit dir nach Hause; sag aber keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon, es würde dein Unglück sein." Die Worte gefielen dem Bauern von Herzen wohl, und das alte Mütterchen war noch so freundlich, mit anzufassen, daß er die Kiste auf den Wagen bekam. Dann bedankte er sich schön und fuhr wieder nach Hause zurück. „Mutter," sagte er, als der Wagen vor der Türe hielt, „ich soll's zwar niemand sagen, aber du bist meine liebe Frau; für dich gilt das Versprechen nicht." — „Da hast du auch recht, Vater," erwiderte die Bäuerin neugierig, „ich bin verschwiegen wie das Grab. Was ist's denn? Warum kommst du so früh aus dem Walde zurück?" — „Ja, das ist's eben!" antwortete der Bauer. „Ich habe unter einer Eiche einen großen Kasten voll Geld gefunden. Nun hat all unsere Not ein Ende. — Aber halt' reinen Mund. Und jetzt besorg' uns etwas Gutes zu essen, ich habe seit acht Tagen kein Fleisch mehr gesehen." Sie hoben darauf den Kasten vom Wagen und trugen ihn in den Keller; dann nahm die Bäuerin einen Taler aus der eisernen Kiste, kaufte Fleisch ein und briet am Herde, daß es eine Freude war. Die Nachbarin

roch jedoch kaum den lieblichen Geruch, als sie herbeigelaufen kam und schnüffelte und sagte: „Guten Tag, Gevatterin, was hat Sie denn in der Pfanne?" — „Ach, Nawersch (Nachbarin)," erwiderte die Frau, „ich darf es zwar keinem sagen, aber Sie ist ja verschwiegen. Mein Mann hat im Walde, als er Holzhauen fuhr, unter einer Eiche einen großen eisernen Kasten voll Geld gefunden." — „Ei, das ist ja schön," antwortete die Gevatterin, „und du bist an die Rechte gekommen, ich sag's niemand nach!" Dann lief sie wieder in ihr Haus zurück. Es dauerte gar nicht lange, so kam ihres Bruders Frau vom Hof nebenan zu Besuch. „Schwägerin, weißt du schon, was geschehen ist?" rief sie ihr entgegen. „Du mußt aber auch reinen Mund halten!" — „Als ob ich ein Plappermaul wäre!" — „Na, das weiß ich ja, und darum sag' ich dir's eben. Der Nachbarin Mann von drüben, der kleine Bauer, hat im Walde beim Holzhacken unter einer Eiche eine große Kiste mit Geld gefunden." Die Schwägerin hielt auch reinen Mund und trug die Sache zu des Küsters Frau; und ehe die Sonne untergegangen war, kam die Sache vor den Amtmann. Der ließ den Bauer vor sich rufen und sprach: „Ich weiß alles! Du hast einen Kasten Geld gestohlen, der steht unten in deinem Keller. Heraus mit dem Gelde!" — „Nein, gnädiger Herr," antwortete der Bauer, „das ist die Wahrheit nicht. Ich bin so arm, wie eine Kirchenmaus, aber ein ehrlicher Kerl, und habe nichts gestohlen." —„Das wird sich finden, alter Freund," versetzte der Amtmann, „deine Frau hat es selbst gesagt." — „Ach, gnädiger Herr, meine Frau ist verrückt." — „Geh Er nur! Über vierzehn Tage ist Gerichtssitzung, da wollen wir sehen, ob Seine Frau verrückt ist." Dem Bauer war gar nicht wohl, als er vom Edelgut ging, und er dachte an die Worte, welche das steinalte Mütterchen unter der Eiche zu ihm gesprochen hatte. Aber er verlor den Mut nicht, machte, daß er nach Hause kam und nahm aus der Kiste eine gute Handvoll Taler heraus; dann spannte er an, stieg auf den Wagen und fuhr in die Stadt. Dort kaufte er von den Bäckern alle Kringeln auf, die sie vorrätig hatten, so daß er wohl einen halben Wispel davon auf den Wagen zu laden hatte. Damit fuhr er nach Hause zurück und streute die Kringeln auf dem Hofe aus, derweile

seine Frau in der Küche stand und etwas Gutes in der Pfanne hatte. Ein paar Metzen warf er auf das Dach, und auch vor das Tor legte er einige Stücke. Dann lief er in die Küche und rief: „Frau, du bist doch wie die andern alle! Kaum haben wir ein bißchen Geld in der Tasche, so wirtschaftest du ins Blaue hinein und läßt unsern Herrgott draußen Kringeln regnen und bückst dich nicht einmal danach, sie aufzuheben!" — „Mann, bist du nicht klug?" gab ihm die Bäuerin zurück. „Kringeln hat's geregnet?" — „Gewiß doch, sieh selbst nach," erwiderte der Mann. Da schaute die Bauersfrau zum Fenster hinaus, und als sie die vielen tausend Kringeln auf dem Hof erblickte, war sie aller Freuden voll, lief hinaus und sammelte ein paar Stunden lang und füllte drei große Fleischtonnen voll. Den andern Tag sagte der Bauer: „Höre, Frau, als ich neulich in der Stadt war, hab' ich erfahren, unser König habe sich neue Soldaten verschrieben mit langen, spitzen, eisernen Schnäbeln. Damit picken sie vornehmlich auf die Frauensleute und stechen sie tot. Heute sollen sie durch unser Dorf kommen. Ich werde das große Waschfaß über dich stülpen, dann finden sie dich nicht. Mich sollen sie auch nicht bekommen, ich verstecke mich auf dem Boden." Da setzte sich die Bäuerin in großer Angst nieder, und der Bauer stülpte das Waschfaß über sie. Dann ging er in den Hühnerstall, fing alle Hühner und trug sie auf den Flur, streute Gerste aus, um das Waschfaß herum und oben darauf, und: Pick, pick, pick! fraßen die Hühner die Gerste auf, bis kein Körnchen mehr zu finden war. Danach liefen sie auf den Hof zurück, der Bauer aber deckte das Faß wieder auf und sprach zu seiner Frau: „Mutter, jetzt sind sie aus dem Dorfe heraus!" — „Ach, Vater, was habe ich Angst ausgestanden!" sprach die Bäuerin. „Hu! wie sie pochten: Pick, pick, pick! mit ihren langen, eisernen Schnäbeln! Aber ich habe mich nicht gemuckst, und sie haben mich nicht gefunden." — „Gott sei Dank, auch mich haben sie nicht entdeckt!" sagte der Bauer, und damit war die Sache abgemacht. Als nun die vierzehn Tage vergangen waren, wurde der Bauer mit seiner Frau vor Gericht geladen. Der Bauer leugnete alles rund ab. Als die Herren aber seiner Frau hart zusetzten, verschwur sie sich hoch und teuer, es sei

so gewesen, wie sie ihrer Nachbarin erzählt habe." — „Glaubt dem Weibe nicht, ihr Herren," rief der Bauer, „sie hat's im Kopfe! — Wann ist's denn gewesen, Mutter, daß ich die Kiste nach Hause brachte?" — „Besinn' dich doch, Vater," antwortete die Frau, „den Tag vorher, als unser Herrgott Kringeln regnen ließ!" Die Gerichtsherren schüttelten mit den Köpfen, und der Bauer sagte: „Hab' ich nicht recht? Sie ist verrückt!" — „Ich soll verrückt sein?" fuhr die Bäuerin eifrig fort. „Besinn' dich doch, Vater, es war zwei Tage vorher, als unsers Königs neue Soldaten mit den langen, spitzen, eisernen Schnäbeln durch das Dorf zogen und in unsern Hof kamen und: Pick, pick, pick! an das Waschfaß schlugen, das du über mich gestürzt hattest!" — „Bauer, Er hat recht," sagten die Herren, „Seine Frau ist nicht bei Sinnen. Geh' Er mit ihr nach Hause und trage Er gut Sorge, daß sie kein Unheil anrichtet." Da war der Bauer aus allen Nöten und zog mit seinem Weibe in das Dorf zurück. Dort gab er ihr den Kreuzdornstock zu schmecken, und das bekam ihr so gut, daß sie niemals wieder etwas ausgeplaudert hat. Sie kauften nach und nach von dem Gelde im eisernen Kasten ein Stück Land nach dem andern zu dem Hofe hinzu und wurden endlich steinreiche Leute; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Die Heckentür



Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Eines Tages ging sie auf die Reise und sagte zu ihnen: „Hört einmal, Kinder, ich reise nun fort und ihr bleibt allein daheim, drum paßt mir ja hübsch auf die Heckentür!" Und damit meinte sie, sie sollten sorgen, daß sich kein Spitzbube hineinschliche. Eine Weile war sie schon fort, da bekamen die Kleinen Langeweile, und der Bruder sagte zur Schwester: „Komm wir

wollen ein wenig hinaus in den Wald, und die Heckentür nehmen wir mit, dann ist's gut!" Das war sie zufrieden, und sie gingen hinaus in den Wald; aber wie sie da herumliefen, verirrten sie sich und die Nacht überfiel sie, so daß sie wohl sahen, sie würden doch nicht mehr heimkommen; und vor Angst kletterten sie auf einen Eichbaum, um dort bis zum Morgen zu bleiben, damit sie nicht von den wilden Tieren zerrissen würden. Eine Zeitlang haben sie da gesessen, da kommen Spitzbuben, die schleppen einen großen Haufen Geld zusammen, den zählen sie. Da halten sich die Kleinen ganz still im Baum, damit sie nicht von den Männern bemerkt werden; aber endlich kann sich der Bruder doch nicht mehr halten und sagt zur Schwester: „Ich muß einmal was Kleines machen." — „Na, so tu's." Da tut er's, die Spitzbuben aber zählen ruhig weiter und sagen: „'s ist ein wenig Regen, der fällt!" Wieder nach einer Weile sagt der Bruder zur Schwester: „Ich kann's nicht länger halten, ich muß was Großes machen." — „Na, so tu's." Da tut er's, aber die Spitzbuben zählen ihr Geld ruhig weiter und sagen: „'s ist ein wenig Mist von den Vögeln, die im Baume sitzen." Nun sitzen sie wieder lange still, da sagt auf einmal der Bruder: „Ich kann die Heckentür nicht mehr länger halten!" — „So wirf sie hinab!" sagt die Schwester. Da wirft er sie hinab, und sie fällt mitten unter die Spitzbuben, und die laufen eiligst davon und rufen: „Gehn die Wo—lken hier, gehn die Wo—lken hier!" Nun war's aber Morgen geworden und da stiegen Bruder und Schwester hinab vom Baume und nahmen die Heckentür und das Geld, das die Spitzbuben im Stich gelassen, dazu, und kamen glücklich wieder nach Hause. Die Mutter ging ihnen schon entgegen und jammerte und schalt, daß sie nicht auf die Heckentür gepaßt hätten und nun die Spitzbuben dagewesen seien und das ganze Haus ausgeräumt hätten. Die Kleinen aber erzählten alles, wie es ihnen im Walde ergangen war, und da war sie froh; und von dem Gelde kaufte sie neue Kleider und neues Gerät dazu, und es blieb noch so viel übrig, daß sie ihr Leben lang alle drei daran genug hatten.

Ei so heiß!



Ein armer Holzhauer war das ganze Jahr hindurch mit seiner Frau im Walde und machte Holz; bei jedem Hiebe aber, den er mit der Axt tat, sagte er seufzend: „Ei, so heiß!" Da kam ein vornehmer Graf des Weges daher und hörte dem Manne eine Weile zu, und fragte ihn endlich: weshalb er denn immer „ei, so heiß!" sage? „Ach," antwortete er, „hätte Eva nicht in den Apfel gebissen, so wären wir noch im Paradiese und ich brauchte hier kein Holz zu hauen. So oft ich daran denke, muß ich seufzen und werde bös auf die Eva."

Da nahm der Graf die armen Leute mit auf sein Schloß und gab ihnen Essen und Trinken so gut als sie es nur haben wollten. Einmal gab er ihnen auch ein Fest und hatte alles mögliche für sie kochen und auftragen lassen, darunter war auch eine verdeckte Schüssel, von der sagte der Graf, daß sie dieselbe ja nicht aufmachen sollten, sie dürften sie bloß ansehen. Dann ließ er sie allein in ihrem Zimmer. — Nun hätte die Frau aber gar zu gern gewußt, was in der verdeckten Schüssel war, bald dachte sie an dies, bald an das. Endlich aber trieb sie die Neugier so sehr, daß sie nicht widerstehen konnte und den Deckel nur ein wenig aufhob. Aber in demselben Augenblick sprang auch schon eine Maus aus der Schüssel, und als die Frau sie wieder fangen wollte, da war sie längst in ihrem Loche.

Als nachher der Graf kam und sah, daß die Maus fort war, so sprach er zu dem Manne: „Jetzt beklage dich nicht mehr über die Eva! Deine Frau würde es ebenso gemacht haben!" Und dann behielt er die Leute nicht länger in seinem Schlosse, und sie mußten nun wieder im Walde durch Holzhauen sich ihr Brot verdienen. Bei jedem Hiebe, den der Mann jetzt tat, mußte er an das gute Leben auf dem Schlosse und an die Fürwitzigkeit seines Weibes denken und sagte deshalb nicht mehr: „Ei, so heiß!"

sondern: „Ei, so guck!“ Und wenn er nicht aufgehört hat oder gestorben ist, so kannst du ihn wohl noch im Walde hauen und klagen hören.

Vom glücklichen Schuster

Es war einmal ein Schuster, und der saß auf seinem Dreifuß und zog lustig seinen Pechdraht und pfiff und sang dazu. Da kam der Herr Jesus an seinem Hause vorbei und sah den fröhlichen Mann und setzte sich zu ihm hin und sprach: „Gott grüß Euch, Schustermeister!“ — „Schön Dank, Herr Wandersmann!“ sprach der Schuster, denn er kannte den Herrn Jesus nicht. „Ihr scheint mir ein recht glücklicher Mann zu sein,“ fuhr Jesus fort, und der Schuster entgegnete: „Ei, was sollte mir auch fehlen? Gestern habe ich ein Paar Stiefel verkauft und von dem Gelde neu Leder und frisch Brot mitgebracht, und morgen sind die Stiefel wieder fertig und da hab' ich wieder Verdienst; ist das kein glücklich Leben?“ — „Doch,“ antwortete Jesus, „aber hört einmal, ich muß heute noch fort von hier und hätte doch gern etwas von Eurer Hand gemacht; wollt Ihr mir den einen fertigen Schuh verkaufen? Ich will Euch so viel dafür geben, daß Ihr Leder für zwei und ein halb Paar kaufen könnt; seid Ihr das zufrieden?“ — „Ja, warum nicht?“ sprach der Schuster, „ich bin Euch viel Dank schuldig; aber was wollt Ihr mit dem einen Schuh? Es ist ein gar wunderlicher Einfall von Euch.“ — „Darum kümmert Euch nicht,“ entgegnete Jesus und nahm den Schuh und gab dem Schuster das Geld und ging seines Weges weiter.

Drei Wochen kam der Herr Jesus desselben Weges, um zu sehen, was der Schuster mache; aber in dem Schusterhäuschen war es so stille, so stille, wie in einem Mäuseloche. Das wunderte den

Herrn Jesum sehr, und er trat hinein und fragte den Schuster, warum er nicht mehr sänge. „Ei," sprach der Schuster, „ich habe das Geld da liegen, was mir übrig blieb und was ich durch dich gewann, und sehe nun, daß meine Kinder keine Schuhe noch Strümpfe haben und ich möchte sie ihnen doch so gerne kaufen; aber ich habe nicht genug, und liegt das Geld so da, wie leicht könnte es mir gestohlen werden!" — „Wenn das deine ganze Sorge ist," sprach Jesus, „dann will ich dir schon helfen," und gab dem Schuster Geld, um Schuhe und Strümpfe für die Kinder zu kaufen, und wünschte ihm einen guten Tag und ging seines Weges weiter.

Nach drei Wochen kam der Herr abermals in die Nähe des Schusterhäuschens und freute sich schon, den Schuster nun recht lustig wieder singen zu hören, aber darin betrog er sich, denn es war noch stiller in dem Häuslein als vorher. Erstaunt trat Jesus hinein zu dem Manne und fragte, was denn nun noch fehle; er sänge ja gar nicht mehr. „Ja, das dank' dir der Gottseibeiuns," fuhr der Schuster auf; „dein dummes Geld hättest du nur behalten sollen, das hat mir nur Mäusenester in den Kopf gesetzt," und damit griff er unter das Kopfkissen von seinem Bett und nahm das Geld und warf es dem Herrn Jesus vor die Füße, und Jesus wurde böse darüber und ging weg.

Am andern Morgen dachte der Herr, er müsse doch einmal zusehen, ob der Schuster nun glücklicher wäre, und stieg aus dem Himmel nieder; aber er war gewiß noch sechsmal so hoch als der höchste Kirchturm von der Erde, da hörte er den Schuster schon singen und jauchzen: „Juchhei, juchheisa, juchhei!" Da dachte der Herr: „Ach, was wäre es für ein gutes Leben auf der Welt, wenn alle Menschen so genügsam wären wie der Schustermeister!"

Von dem Breikessel



Sieben Meilen hinter Eulenpfingsten lebten vor alter Zeit ein Mann und eine Frau, aßen und tranken und waren allezeit guter Dinge. Der Mann aber war ein Müller; nun rate, was die Frau war. Und sie hatten eine einzige Tochter, wenn die im Sommer am Bache saß und ihre Füßchen spülte, kamen alle Fische herbei und sprangen vor Freuden aus dem Wasser, so schön war sie. Einst wurde eine teure Zeit, und es kam nur wenig Korn zur Mühle; deshalb hatten sie nichts mehr zu essen. Da ging die Frau eines Tages hin, schüttelte alle Kisten und Kasten und klopfte alle Säcke aus, tat das letzte Salz daran, kochte einen Roggenbrei und sagte: „Dies wird die letzte Mahlzeit sein; wir können uns dann hinlegen und sterben." Als der Brei bald fertig war, kam der Mann in die Küche, nahm den hölzernen Löffel und wollte einmal schmecken. Die Frau verwehrte es ihm, und als er Gewalt brauchen wollte, nahm sie den Kessel auf den Kopf und lief davon, daß ihr die Haare um den Nacken flogen; der Mann mit dem Löffel in der Hand setzte hinter ihr her, und als die Tochter das sah, nahm sie ihre Schuhe in die Hand und lief hinter dem Vater her. Und sie kamen in einen Wald, da verlor das Mädchen den einen Schuh, und während sie den suchte, ohne ihn finden zu können, verschwanden Vater und Mutter hinter den Bäumen; da setzte sie sich hinter einen Busch und konnte nicht mehr weiter, so müde war sie, und weinte und wimmerte; und als sie daran dachte, daß sie ihren einen Schuh verloren hatte, weinte sie noch viel mehr. Den Schuh aber hatte der Zaunkönig gefunden und die Frau Zaunkönigin wiegte ihre Jungen darin. Als sie nun so dasaß und klagte, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen, da stand auf einmal eine alte Frau bei ihr, die sagte: „Was fehlt dir, mein Kind?" Das Mädchen antwortete: „Ja, die Mutter nahm das letzte Mehl und kochte einen Brei davon, da wollte

der Vater schmecken, die Mutter wollte es aber nicht haben; nun ist sie davon gelaufen mit dem Kessel auf dem Kopf, und der Vater läuft hinter ihr her, mit dem Löffel in der Hand; und als ich ihnen nachlief, da verlor ich den einen Schuh, und wie ich den suchte, verschwanden Vater und Mutter hinter den Bäumen. Was soll ich nun anfangen? Hätte ich nur den Schuh!" — „Hier hast du einen andern," sagte die Frau, griff in die Tasche, holte einen funkelnagelneuen heraus und setzte hinzu: „Nun sei ruhig und tu, was ich dir sage, so wird alles gut! Geh noch ein wenig tiefer in den Wald, da kommst du an ein großes Haus, das ist ein Königsschloß, da geh hinein; und wenn sie dir dann viele Kleider vorlegen, seidene, baumwollene und leinene, und dir sagen, du sollst dir davon eins wählen, so suche dir das schönste seidene aus, und wenn sie dich fragen, warum du dir das wählst, so antworte: Ich bin in Seide erzogen." Das Mädchen bedankte sich und ging und kam bald an das Schloß, und als sie hineinkam, und ihr die vielen Kleider vorgelegt wurden, seidene, baumwollene und leinene, suchte sie sich das schönste seidene aus. Da fragte sie der König: „Warum wählst du dir denn gleich ein seidenes?" Sie antwortete: „Ich bin in Seide erzogen." Eigentlich war sie aber in Leinen erzogen. Nun hatte der König einen Prinzen, der war zwölf Jahre alt und sollte heiraten, und als die Müllerstochter in dem seidenen Kleide hereinkam, lief es ihm heiß durchs Herz, und er sagte: „Lieber Vater, wenn ich doch nun einmal mit Gewalt heiraten soll, so gebt mir die; eine andere nehme ich nun und nimmermehr!" Des waren alle froh, und die Hochzeit wurde angesetzt. Eines Tages stand die Braut oben im Saale am Fenster und besah sich die Gegend, und als sie eben noch hinuntersah, siehe, da lief ihre Mutter vorbei mit dem Kessel auf dem Kopf, daß ihr die Haare um den Nacken flogen, und hinter ihr her lief der Vater mit dem großen hölzernen Löffel in der Hand; da konnte sie es nicht lassen, sie mußte laut auflachen. Das hörte der Prinz im Nebenzimmer und kam herein und sagte: „Schätzchen, was lachst du?" Sie wollte die Geschichte von ihren Eltern nicht gerne erzählen und antwortete: „Ich lache darüber, daß wir in diesem kleinen Schlosse Hochzeit halten sollen; denn wo wollen

hier die vielen Gäste unterkommen?" Da versetzte der Prinz: „Hast du denn ein größeres?" Sie antwortete: „Ja, viel größer;" sie hatte aber eigentlich gar kein Schloß. „Ei," sagte der Prinz, „so laß uns die Hochzeit noch acht Tage aufschieben! Wir bestellen dann alle auf dein Schloß, fahren auch dahin und feiern dort die Hochzeit." Damit ging er weg, um es dem Vater zu sagen; sie aber stieg in den Hof hinab und war traurig, denn wo sollte das große Schloß herkommen? Und als sie dasaß und weinte, da war auf einmal die alte Frau bei ihr und sagte: „Was fehlt dir?" — „Ich stand gerade oben im Saale am Fenster und besah mir die Gegend, und siehe, da liefen meine Eltern unten vorbei, und da mußte ich laut auflachen. Das hörte mein Bräutigam im Nebenzimmer, und als er kam und sich fragte, warum ich gelacht habe, wandte ich vor, es sei wegen dieses kleinen Schlosses geschehen; ich hätte ein viel größeres. Nun soll dort die Hochzeit gefeiert werden, und ich habe doch gar kein Schloß." — „Das hast du doch!" erwiderte die Alte; „sei nur ruhig und fahre getrost mit ihm hin, und wenn ihr ein bißchen gefahren seid, springt ein weißer Pudel aus dem Gebüsch, den du allein sehen kannst; wo er hinläuft, da laß hinfahren." Damit verschwand die alte Frau, und das Mädchen ging wieder in den Saal. Als die acht Tage um waren, und die Gäste zur Hochzeit kamen, fuhren sie über die Brücke in den Wald, und bald sprang ein weißer Pudel aus dem Gebüsch, den das Mädchen allein sehen konnte, und wo der hinlief, ließ sie ihren Wagen fahren und die anderen Wagen kamen alle hinterdrein. Als sie eine Zeitlang unterwegs waren und es den Gästen allgemach zu lange dauerte, fragten sie: „Sind wir noch nicht bald da?" Sie antwortete: „Sogleich," und in demselben Augenblick stand der Pudel still und verschwand in dem Gebüsch, und wo er verschwunden war, stand plötzlich ein großes Schloß mit hohen Türmen und hellen Fenstern, und lustig drängte sich der Rauch aus allen Schornsteinen. „Das ist mein Schloß," sagte die Braut, und alle stiegen aus und gingen hinein. Und siehe, die Tische waren gedeckt, die Betten gemacht, und die Bedienten liefen ein und aus. Da hielten sie ein halbes Jahr Hochzeit. Und am letzten Tage, als sie schon eingepackt hat-

ten, um wieder nach dem alten Schloß zu fahren und eben zum letztenmal bei Tische saßen, da plötzlich rannte etwas gegen die Tür, daß sie krachend aufsprang. „Frau Königin! Frau Königin!" rief eine Frau, die mit einem Kessel auf dem Kopfe hereinstürzte, „Frau Königin, schütze mich; mein Mann will mich schlagen!" Und der Mann kam hereingestürzt mit einem hölzernen Löffel und war ganz wütend und wollte die Frau schlagen; als er aber die hohen Gäste sah, ließ er es bleiben. „Das sind meine lieben Eltern!" sagte die junge Königin, und der junge König freute sich und der alte auch, denn sie hatten die schöne Frau über die Maßen lieb; und als diese ihre ganze Geschichte erzählt hatte, mußten die Bedienten den größeren hölzernen Löffel nehmen und jedem der Gäste einen Löffel voll von dem Brei, dem alle ihr Glück verdankten, auf den Teller geben, und alle aßen davon und lobten ihn; der Müller und die Müllerin aber bekamen so viel Wein und Braten, wie sie nur essen konnten, und das war sehr viel, denn sie hatten sich ungemein hungrig gelaufen.

Von den achtzehn Soldaten



Achtzehn Soldaten, nämlich ein Feldwebel, ein Sergeant, ein Korporal, ein Tambour und vierzehn Gemeine waren zusammen auf einer einsamen Wacht.

Weil nun der Dienst sehr hart und das Traktament schlecht war, so tat sich die ganze Wachtmannschaft zusammen und beschloß, zu desertieren; nur der Feldwebel, der ein alter Soldat war und zwei Feldzüge mitgemacht hatte, wollte nichts von der Sache wissen. Da er's nicht anders wollte, so banden sie ihm Hände und Füße zusammen, auf daß er nicht in Verantwortung und Strafe käme, legten ihn unter die Pritsche und gingen alle siebzehn mit Sack und Pack davon. Sie waren aber kaum ein paar hundert Schritt

weit gegangen, so fiel dem Korporal ein, daß er seine Pfeife auf dem Tisch hatte liegen lassen, und er ging zurück, um sie zu holen. Unterdessen hatte sich der Feldwebel unter der Pritsche die Sache noch einmal überlegt, und weil er dachte, er könnte doch vielleicht in harte Strafe kommen, so ward er andern Sinnes und reute es ihn, daß er nicht mitgegangen war. Als nun der Korporal wieder hereintrat, sprach er: „Bind' mich los, Kamerad, es liegt sich unter der Pritsche noch schlechter, als oben darauf;" und als er los war, schloß er die Wachtstube zu, steckte den Schlüssel ein und desertierte mit.

Eine schöne Zeit waren sie zusammen umhergezogen, — das Geld war alle, aber der Hunger und Durst noch nicht und sie dachten mittags zuweilen an den großen Fleischkessel in der Kaserne, — da kamen sie einmal an ein einsames Waldwirtshaus. Sie gingen hinein, der Feldwebel klapperte mit dem Schlüssel und ein paar Gamaschenknöpfen im Sack, und sie ließen sich einschenken und auftragen, was in der Küche und im Keller war.

Als es danach ans Bezahlen ging, griff der Feldwebel in den Sack, als wenn er ein paar von seinen Kronentalern wollte springen lassen, aber „das kann nicht sein, Herr Feldwebel!" rief der Sergeant, „an mir ist das Bezahlen!" und griff dabei in seinen Hosensack; der Feldwebel aber ging einstweilen hinaus. „Haltet ein, Herr Sergeant!" rief jetzt der Korporal, „wollt Ihr immer die Zeche bezahlen?" Dabei fuhr er eilig in die Tasche, der Sergeant aber ging einstweilen hinaus. Da sprach der Tambour: „An mir ist heute die Reihe, soll ich mich immer von Euch füttern lassen?" — und der Korporal folgte den andern. Von dem Tambour wollte sich aber der älteste Gemeine nicht lumpen lassen und so immer fort keiner von dem andern, bis herunter zu dem jüngsten Soldaten, der noch ein Rekrut war. Der aber sprach, er wollte die andern noch einmal alle hereinrufen, damit man genau nachrechnen könnte, was jeder gegessen und getrunken — fort war er und lief den andern siebzehn nach.

Der Wirt hätte schwarz und blau vor Ärger werden mögen, als er sich so geprellt sah; doch weil er ein böser, heimtückischer Mann war, machte er das Fenster auf und rief seinen Gästen mit

freundlicher Stimme nach: „Was lauft ihr so, ihr braven Burschen? Kommt zurück, euer Spaß gefällt mir so wohl, daß ich euch noch eine Zehrung mit auf den Weg geben will!“ — Als sie nun wiederkamen, gab er noch einem jeden einen halben Gulden, und sie sollten doch den Weg rechter Hand einschlagen und dann das zweite Pfädchen links gehen, so würden sie an einen Berg mit einer offenen Tür kommen; wenn sie dahineingingen, so möchten sie glücklich werden für all ihr Lebtag!

Das leuchtete den Soldaten ein, sie dankten für die Zehrung und den guten Rat, versprachen auch, nicht wiederzukommen und machten sich spornstreichs auf den Weg nach dem Berge; der Wirt aber freute sich, daß ihm sein schlimmer Anschlag so wohlgelungen war, denn in den Berg hinein war schon gar mancher gegangen, aber keiner wieder heraus.

Die achtzehn gingen den Weg rechter Hand und an dem großen Baum das zweite Pfädchen links und dann durch die offne Tür in den Berg hinein. Dadrinnen war es ganz hell, wie draußen auch, und eine schöne breite Straße führte immer weiter hinein. Da sie ein gutes Stück darauf fortmarschiert waren, kamen sie vor eine aufgezogene Zugbrücke; die ließ sich aber von selber vor ihnen herab, daß sie darübergehen konnten. Nun waren sie in einem großen Hof. Sie wanderten wieder eine Zeitlang weiter, dann kamen sie an eine zweite Zugbrücke, die sich niederließ wie die erste und über welche sie in einen andern Hof gelangten. Ebenso ging es noch einmal über eine dritte Brücke und in einen dritten Hof — da stand aber mitten darin ein wunderschönes Schloß.

„Rangiert euch!“ kommandierte der Feldwebel, ließ die Mannschaft in Reih und Glied herantreten und die Unteroffiziere auf die Flügel; „Geschwindschritt Marsch!“ hieß es dann, der Tambour schlug ein, und die achtzehn marschierten zum Schloßtor hinein, und als sie darinnen waren, erklärten sie das Schloß für erobert. Sie hatten freilich gut erobern, denn es war ringsum nichts Lebendiges zu sehen und zu hören; wohl aber fanden sie einen großen Saal, wo für achtzehn Mann gedeckt und aufgetragen war, was ihnen gar wohl gefiel. Neben dem Saale waren achtzehn schöne Schlafkämmerchen, eines wie das andere, ein

jedes mit einem prächtigen seidenen Bett, und das gefiel ihnen auch.

Nun setzten sie sich ohne weiteres zu Tisch, damit es nicht kalt werden sollte, und lebten hoch in Freuden bis in die Nacht hinein, dann krochen sie in die weichen seidenen Betten und schliefen wie die Grafen. Der Feldwebel war der erste, der des andern Morgens wieder aufwachte. Er wollte sich anziehen und den Tambour wecken, daß er Reveille schlüge, doch seine Montur war fort und nirgends mehr zu sehen. Er hing sich das Bettuch um und rief seine Kameraden — da kamen sie auch heraus, einer nach dem andern, aber einer wie der andere im Bettuch gleich dem Feldwebel, denn ihre Kleider waren auch verschwunden, als wären sie niemals dagewesen. Als sie sich im Saale umschauten, sahen sie mitten auf dem Tisch zwei große Kisten stehen; sie machten deu Deckel auf, da fanden sie in dem einen Kasten eine Feldwebelsmontur, eine Sergeanten-, eine Korporals- und eine Tambours-Montur und vierzehn Stück gemeine Soldaten-Monturen. Alles war funkelnagelneu, als wenn es eben vom Schneider käme, und paßte wie angegossen. —

In der anderen Kiste waren siebenzehn prächtige neue Gewehre, Säbel und Patrontaschen und eine nagelneue Trommel für den Tambour! Das war eine Herrlichkeit!

Als die erste Freude vorüber war, sagte der Feldwebel, weil sie jetzt wieder das Ansehen von ordentlichen Soldaten hätten, so wollten sie auch ihren Dienst tun wie es sich gehöre.

Darauf führte er einen Teil der Mannschaft in die Wachtstube am Schloßtor, teilte sie zum Schildwachtstehen in drei Nummern ab, und von nun an mußten sie ordentlich auf Posten ziehen und alle zwei Stunden ablösen, wie es sich gehörte.

Als sie es schon eine Zeitlang so getrieben hatten, da kam eines Tages eine prächtige sechsspännige Kutsche angefahren und hielt vor dem Schloßtor. Ein Bedienter in einem goldnen Rock machte den Schlag auf und eine wunderschöne Dame stieg heraus. Sie ließ sich von der Schildwache den Feldwebel herausrufen, ging mit ihm hinauf in seine Schlafkammer und sprach zu ihm: „Ich bin eine verwünschte Prinzessin, du aber sollst

mich erlösen und mein Bräutigam sein. Von morgen an wird jeden Tag eine andere Prinzessin kommen, die erste zum Sergeanten, die zweite zum Korporal und so immer fort, bis ein jeder von euch die seinige gesehen und mit ihr gesprochen hat. Also muß es geschehen, damit ihr uns erlösen könnt."

Das und noch anderes redete sie mit dem Feldwebel, ehe sie von dannen fuhr; und wie sie gesagt, so kam es.

Die zweite Prinzeß kam des anderen Tages, ging mit dem Sergeanten hinauf in die Kammer und beredete sich allda mit ihm, und so ging es immer weiter, jeden Tag kam eine andere und eine immer noch schöner als die andere. Dem jüngsten Soldaten blieb aber die seinige gar zu lange aus, und weil er dachte, wer weiß, wann die Reihe an mich kommt, so entschloß er sich kurz und desertierte.

Als er aber wieder an die erste Brücke kam, so stand da der Teufel und frug ihn: „Wohinaus?" — „Aus dem Berg hinaus!" sprach der Soldat, da faßte ihn der Teufel und drehte ihm das Genick ab.

Als die anderen Soldaten ihren Kameraden vermißten, schickte der Feldwebel eine Patrouille aus, um ihn zu suchen. Bald fanden sie ihn denn auch tot am Boden liegen; er hatte seine alten zerrissenen Kleider wieder an, die er mitgebracht, und regte kein Glied mehr. Aber noch desselbigen Tages kam die älteste Prinzessin wieder gefahren, ging mit ihrem Feldwebel hinauf und sprach zu ihm: „Daß euer Kamerad desertiert ist, das hat die ganze Erlösung verdorben; entweder müßt ihr jetzt wieder einen achtzehnten Mann herbeischaffen, daß alles von neuem beginnen kann, oder ihr seid des Todes alle siebenzehn." So sprach sie und fuhr wieder weg. Nun berief der Feldwebel die ganze Mannschaft zu sich, hielt einen Rat mit ihnen, was sie tun sollten, und sie wurden einig, daß der Korporal mit zwei Gemeinen auf Werbung ausziehen müsse nach dem achtzehnten Mann. Als nun die drei an die erste Brücke kamen, stand der Teufel davor und frug: „Wohinaus?" — „Auf Werbung," sprach der Korporal. „Passiert!" rief der Teufel und ließ sie hinaus. So gelangten sie ungehindert über die drei Brücken bis

vor den Berg, gingen dieselben Wege, die sie früher hergekommen waren, wieder zurück, und fanden auch bald das Waldwirtshäuslein von damals wieder. Sie setzten sich an den Tisch zu dem Wirt, der sie in den Berg hineingeschickt hatte; weil sie aber so sauber und ordentlich aussahen, erkannte er sie nicht mehr und sie taten als ob sie ihn auch nicht kennten. Es dauerte nicht lange, so kam ein armer Handwerksbursch herein, setzte sich ganz traurig an einen anderen Tisch und ließ sich ein Stück trocken Brot geben und ein Glas Wasser dazu. Da riefen ihn die drei Soldaten zu sich, gaben ihm Wein zu trinken und Braten zu essen. Da er nun satt war und guter Dinge wurde, fragten sie ihn: ob er nicht für ein gutes Handgeld sich wolle anwerben lassen? Das gefiel dem Handwerksburschen schlecht, deshalb antwortete er im Spott, wenn sie ihm hundert Gulden Handgeld geben wollten, so wär' er's zufrieden. Der Korporal aber, der sich aus der Schatzkammer des verwünschten Schlosses einen ganzen Tornister voll Geld mitgebracht hatte, zählte ihm auf der Stelle zweihundert Dukaten auf den Tisch und die Sache war abgemacht. Sie machten sich nun auf den Heimweg, der Teufel ließ sie ungehindert einpassieren und im Schloß gab es eine große Freude, als sie mit dem Rekruten ankamen.

Als sie aber aus dem Wirtshaus weg waren, sprach zum Wirt die Wirtin: „Du bleibst doch ein Esel all dein Lebtag, sonst hättest du gemerkt, daß der Korporal und die zwei Soldaten schon einmal bei uns waren, unter den achtzehn lumpigen Kerlen, die dich so schmählich angeführt haben. Und zum Lohn dafür hast du sie glücklich gemacht für all dein Lebtag!" Wie sie das meine? fragte der Wirt. „Ei, du Narr," sprach sie, „hast du denn das viele Gold nicht gesehen? Das haben sie nirgends anders geholt, als in dem Berg, in den du sie geschickt hast, daß sie nicht wiederkommen sollten. Jetzt aber will ich auch keine Bettlerin mehr bleiben. Auf der Stelle packst du den Sack da auf und kommst mir nicht wieder, ohne daß er voll Dukaten ist!"

Einreden half dem Wirt nicht, er mußte ohne Zaudern hinaus in den Wald, den Weg rechter Hand, das zweite Pfädchen links und hinein in den verzauberten Berg. Wer aber an der ersten

Brücke stand, war niemand anderes als der Teufel, der frug ihn: „Wohinaus mit deinem Sack?" — „Geld holen für meine Frau!" sprach der Wirt; da erwischte ihn der Teufel am Kamisol und brach ihm das Genick ab. Das hatte er nun davon. Die Wirtin daheim konnte es aber nicht aushalten vor Erwartung und Ungeduld nach dem schönen Geld; sie dachte, es möchte ihm zu schwer werden unterwegs, sie könnte ihm ja entgegenlaufen und es ihm abnehmen. Sie kam bis vor den Berg und wartete erst noch eine Zeitlang vor der Tür; doch als der Wirt immer noch nicht erschien, dachte sie: er hat zu schwer geladen und kann es nicht allein auf die Achsel heben, du willst hineingehen und ihm helfen! Also ging sie hinein und kam zu der ersten Brücke, wo der Teufel stand und auf sie wartete. „Wohinaus, liebe Frau?" frug er. „Zu meinem Mann!" — „Da kann Sie hinkommen, liebe Frau," sprach der Teufel, griff sie bei den Haaren, drehte ihr den Hals ab und warf sie hinab zu ihrem Manne. Jetzt waren sie beisammen. —

Den achtzehn Soldaten ging es besser. Da die Zahl durch den Rekruten voll geworden war, so kamen die Prinzessinnen wieder angefahren, immer eine nach der andern, jede zu ihrem Liebsten, und alle, bis zum achtzehnten, hielten es diesmal richtig aus. Als die letzte Prinzessin dagewesen war, da kamen sie des anderen Abends alle achtzehn auf einmal, die Älteste aber sprach: „Heute nacht müßt ihr die Erlösung zu Ende bringen; eine jede von uns legt sich zu ihrem Bräutigam, aber ruhig und stille muß ein jeder bei seiner Prinzessin liegen und keiner reden oder sich rühren, bis es Reveille schlägt." So geschah's. Sie legten sich alle sechsunddreißig zusammen und alle hielten tapfer aus, nur der Tambour hätte beinahe alles verdorben. Denn gegen Morgen fiel es ihm plötzlich brühheiß ein: holla! wer kann denn die Reveille schlagen, wenn ich bei der Prinzessin liege? Als er gerade herausspringen wollte, da begann es auf einmal Reveille zu schlagen, aber was für eine Reveille! So hatte der Tambour noch keine gehört! Es war gerade als ob zehnmalhunderttausend Tamboure im Schloßhof stünden und schlügen! Jetzt war alles Liebes und Gutes. Die älteste Prin-

zessin blieb mit dem Feldwebel in dem erlösten Schlosse wohnen, die andern fuhren mit ihren Männern fort, die einen dahin, die andern dorthin, wo eine jede ihr Königreich hatte. Die Brücke war jetzt gut zu passieren, denn der Teufel hatte nun andere Sachen zu tun, als dort Schildwacht zu stehen.

Die schöne Königstochter im Garten



Eine arme Frau hatte drei Söhne und keinen Mann, und auch nichts zu essen, und das tat ihr so weh, so weh, daß sie meinte, das Herz im Leibe müßte ihr zerspringen vor lauter Jammer und Not, und sie setzte sich hin und weinte bittere Tränen. Als die drei Söhne das sahen, tat es ihnen leid, und der älteste sprach zu seiner Mutter:

Moer, geef my'ne Koeck,
Lapp my myn Broeck,
Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und flickte ihm seine Hose, und er ging weg und kam in einen großen Wald; und darin ging er immer weiter und weiter, bis es stockdunkel geworden war. Da kletterte er auf einen hohen Baum und sah, wie von fern ein ganz kleines Lichtlein schimmerte, auf das Lichtlein ging er zu und wanderte die ganze Nacht; und als es Morgen geworden war, da stand er vor einem wunderschönen Schlosse, das glänzte als wenn es von lauter Diamanten gewesen wäre. Weil das Tor nun offen stand, ging er hinein und kam in einen Garten; aber der war so schön, oh, so schön, wie noch kein Mensch in der ganzen Welt einen gesehen hatte. Wo er nur hinschaute, da standen Blumen und Bäume mit Äpfeln und Birnen und goldnen Nüssen, und er hatte so große Freude daran, daß er immer weiter darin fortging, bis er an das Ende kam; da sah

er eine Königstochter sitzen, die war von so großer Schönheit, daß er im ersten Augenblick glaubte, es wäre ein Englein aus dem Himmel. Er zog höflich sein Käpplein und sprach: „Gott grüß Euch, schöne Jungfrau!" — „Schön Dank", antwortete die Königstochter. „Aber sage mir nun auch, was dir am besten gefällt in meinem Garten." Darauf antwortete der Älteste: „Ach, schöne Jungfrau, das sind die lieben Blümelein." — „Ei du dummer Tölpel," sprach die Königstochter, „weißt du nichts Schöneres, dann marsch fort mit dir in den Keller!" und mit dem nahm sie ihn beim Kragen und setzte ihn in den Keller. — Als der Älteste nun nicht wiederkehrte, da sprach der zweite zu seiner Mutter:

Moer, geef my'ne Koeck,
Lapp my myn Broeck,
Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte ihm seine Hose, und er zog fort, immer weiter bis in den großen Wald und endlich auch bis an das Schloß; da ging er hinein und rundherum in dem Garten, bis er an die Laube kam, wo die schöne Königstochter saß. „Gott grüß Euch, schöne Jungfrau," sprach er. „Schön Dank," antwortete die Königstochter. „Aber sage mir nun auch, was dir in meinem Garten am besten gefällt." Darauf antwortete der Zweite: „Ach, schönste Jungfrau, das sind die roten Äpfel und die gelben Birnen und die goldenen Nüsse." „Ei, du dummer Tölpel", sprach da die Königstochter, „weißt du nichts Besseres, dann marsch fort mit dir in den Keller." Und sie faßte ihn am Kragen und setzte ihn in den Keller.
Als der Zweite nun auch nicht zurückkehrte, da beschloß der Jüngste, sein Glück auch einmal zu versuchen, und er sprach zu seiner Mutter:

Moer, geef my'ne Koeck,
Lapp my myn Broeck,
Ik zal uit reizen gaen.

Da gab ihm die Mutter einen Kuchen und lappte seine Hose, und er zog aus und kam gleichfalls in den Wald und an das schöne

Diamantenschloß. Er verwunderte sich über die Maßen ob der schönen Blümelein und der lachenden Früchte, bekam auch wohl Lust, einmal davon zu kosten, doch bezwang er sich und ging immer fort, bis er von ferne die Königstochter erblickte. „Nein," sprach er da zu sich selbst, „ein so bildschönes Mädchen habe ich doch in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen," und er zog sein Käpplein und trat ihr näher und grüßte sie höflich: „Gott grüß Euch, schöne Jungfrau!" — „Schön Dank," entgegnete die Königstochter; „aber sage mir doch, was dir in meinem Garten am besten gefällt. — „Ach das seid Ihr, schöne Jungfrau, denn neben Euch sieht man keine Blümelein und keine Äpfel und nichts," sprach der Jüngste schnell. Da fiel die Königstochter ihm um den Hals und sprach: „Du bist mein und ich bin dein und du bist mein lieber Mann," und sie führte ihn in das Schloß und am andern Tage wurde die schöne Königstochter seine Frau, und sie lebten zufrieden und glücklich miteinander.

Das Kind mit dem goldenen Apfel



Da war einmal eine Bäuerin, die hatte einen Sohn namens Michel; der war nie weiter als vom Tisch bis an den Kachelofen gekommen. Und da dachte sie endlich, du mußt ihn doch einmal in die Welt schicken, sprach daher zu ihm: „Geh, Michel, hinaus an den Teich, und hol' Wasser." — „Jawohl," sagt Michel, „aber wo ist denn der Teich?" — „Wenn du aus der Haustür trittst, dann mußt du den Steig im Garten gerade hinunter gehen, dann wirst du ihn zur Linken finden." — Michel machte sich auf den Weg, fand auch wirklich Haustür, Garten und Steig und kam an den Teich; wie er da den Eimer herauszieht, springt ein großer Hecht heraus, der bittet ihn, er möge ihn doch wieder ins Wasser werfen, er wolle es ihm wohl vergelten. „Hab' ich

dich denn heißen herausspringen?" sagt Michel; „so springe du auch wieder hinein!" Aber der Hecht bat gar zu sehr und versprach Micheln endlich, alles was er wünsche, solle geschehen, nur solle er ihn wieder ins Wasser werfen. Da tat er's denn, nahm seinen Eimer und ging wieder nach Hause.

Nun hatte er aber, als er draußen am Teich war, drüben in der Ferne ein Haus gesehen, das glänzte prächtig wie lauter Gold und Silber; darum fragte er seine Mutter: „Mutter, was ist das drüben für ein Haus, das man am Teich sieht?" — Sprach die Mutter: „Das ist des Königs Haus, da wohnt er mit der schönen Prinzessin drin." Wie Michel das hört, denkt er: Ich will doch mal versuchen, ob der Hecht wahr gesprochen hat; ich möchte, daß die Prinzessin noch vor Abend einen kleinen Jungen kriegt. Als nun der Abend kam, so hatte die Königstochter einen kleinen Jungen, mit einem goldnen Apfel in der Hand, und wußte selber nicht, warum und woher. Da kam ihr Vater, der König, in einen großen Zorn, ließ alle weisen Männer aus dem ganzen Land zusammenkommen und befahl ihnen, herauszubringen, wer des Kindes Vater wäre. Sie rieten lange hin und her und keiner wußte was. Da ließ eine alte Zigeunermutter, die auf den Tod gefangen saß, dem Könige sagen, wenn er ihr das Leben schenken wolle und so viel Geld, daß sie von nun an sich ehrlich ernähren könne, so wolle sie die Sache zu einem guten Ende bringen. Da ward sie alsbald losgelassen und bekam das Geld. Ob sie hernach nicht mehr gestohlen hat, weiß ich nicht zu sagen, aber ihr Rat war der: man solle das Kind mitten im Saal auf einen Tisch setzen und alle ledige Mannschaft aus dem ganzen Lande aufs Schloß kommen und im Kreis herum an dem Kinde vorbeigehen lassen; dann würde es mit dem Apfel nach seinem Vater werfen.

Der König tat wie ihm die Alte geraten hatte, er ließ überall in seinem Reiche ein Gebot ausgehen, daß alle unbeweibten Mannsleute sich an seinem Hofe versammelten. Und als nun der bestimmte Tag kam und das Kind mit dem Apfel in der Hand inmitten des Saales auf dem Tische saß, da traten zuerst all die Fürsten, Herzöge und Grafen herein, aber das Büb-

lein blieb unbeweglich und warf nach keinem den Apfel. Darauf kamen die Minister und alle Beamte und Diener des Königs von den höchsten bis auf den Nachtwächter, aber das Büblein rührte sich nicht. Darauf mußten auch die geistlichen Herren und die Kaufleute und die Bauern und Handwerker und die Tagelöhner, die Dienstknechte und alle bis auf den Schinder herein in den Saal und gingen an dem Jungen vorüber; aber der rührte sich nicht. Als sie alle vorübergegangen waren und der König nicht anders glaubte, als daß alle ledigen Männer aus seinem Lande dagewesen wären, kam noch einer in den Saal gestolpert, in einem alten schmutzigen Teerrock und mit einem alten dreitütigen Hut; das war Michel, den hatte seine Mutter mit Gewalt hinaustreiben müssen und hatte ihn zurecht gestutzt so gut es ging. Kaum hatte ihn das Büblein erblickt, so warf es den goldenen Apfel nach ihm.

Nun hatte das Kind einen Vater und die Prinzessin einen Mann, aber der König geriet ganz außer sich vor Zorn darüber, daß Michel sein Schwiegersohn sein sollte und sagte, er wollte nun weder Vater noch Mutter noch Kind bei sich behalten. Er ließ sogleich eine große gläserne Kugel mit einer Schraube gießen, daß man sie öffnen und schließen konnte, ließ den Michel, seine Tochter und den Kleinen hineinbringen, und die Kugel auf das Wasser setzen, und nun schwamm sie auf die weite See hinaus. Wie sie nun so dahintrieben und die Königstochter traurig dasaß, daß sie einen solchen Vater zu ihrem Kinde gefunden habe und nun hier elend würde umkommen müssen, da wünschte Michel, daß sie doch an eine Insel kommen möchten, und augenblicklich geschah es; die Kugel saß auf dem Strande fest, sprang auseinander und alle drei traten wohlbehalten heraus. Da wünschte sich Michel ein prächtiges Schloß mit der reichsten Bedienung und allen dazugehörigen Häusern, und gleich war alles da. Nun wurde die Prinzessin auch zufriedener; Michel wünschte sich prächtige Kleider und sah jetzt ganz stattlich aus, und so lebte er hier lange Zeit mit seiner Frau und seinem Kinde in großer Herrlichkeit. Aber endlich verlangte doch die Königstochter mehr und mehr nach ihrem Vater und ihrer Hei-

mat, und sie sagte das ihrem Mann; da wünschte er sich eine Brücke nach ihrers Vaters Reich. Sogleich stand eine da, und zwar immer ein Balken von Gold, der andere von Silber; nun stiegen sie in eine prächtige goldene Kutsche, und fuhren übers Wasser zum Schloß des alten Königs. Dessen Zorn legte sich sogleich, als er erfuhr, wie gut seine Tochter noch angekommen sei, und nun lebten sie glücklich und zufrieden miteinander bis an ihr Ende.

Ode und de Slang'



Da weer enmael en Mann, de harr dree Döchter, unn de jüngste de nömeden (nannten) se Ode. Enmael do wuld' he to Markt. Do froeg he sine Döchter, wat he se mitbringen sull. Do sä' de Öldste, se wull en golden Spinnrad, de Twete, se wull en golden Haspel hebben, Ode awer sä', se wull dat hebben, wat achter sinen Wagen häerleep, wenn he wedder keem. Do koff de Vader denn op den Markt allens in, en golden Spinnrad för sine öldste Dochter, unn en golden Haspel för de twete, as awer de Markt uet is unn he wedder to Hues faert, so löpt daer en Slang' achter den Wagen; do nimmt he de för de Ode mit. He smit se achter innen Wagen unn lett se nöes (nachher) foer de Huesdoer liggen. As nu Ode oewer de Däel (Diele) geit, so fangt de Slang' an to spräken und röpt: „Ode, lewe Ode, schall ik man op de Däel?" — „Wat," seggt se, „myn Vader hett dy bet an de Huesdoer mitnamen, unn du willst oek noch op de Däel?" Awer damit lett se är doch in. — Als se nu na är Kamer geit, so röpt de Slang' wedder: „Ode, lewe Ode, schall ik man foer dyn Doer liggen?" — „Ei wat," seggt se, „myn Vader hett dy bet an de Huesdoer brocht, ik heff dy op de Däel laten, unn du willst noch för myn Kamerdoer liggen? Doch et mag darum syn." Nu wull se in de Kamer gaen, unn makd' de Kamerdoer apen, do röpt

de Slang' wedder: „Och Ode, lewe Ode, schall ik man in dyn Kamer?" — „Nu," seggt se, „hett myn Vader dy nicht bet an de Huesdoer mitnamen, heff ik dy nicht op de Däel laten und do för der Kamerdoer leggt, unn nu willst du noch mit in de Kamer? Awer wenn du tofreden syn wullt, so kumm man in, ligg nu awer still." Damit so leet se de Slang' in unn fangt an sik uettotrecken (auszuziehen). Als se nu awer to Bett gaen wull, so röpt doch de Slang' wedder unn seggt: „Och Ode, lewe Ode, schall ik man in dyn Bett?" — „Nu wart et awer to dull," seggt se, „myn Vader hett dy bet an de Huesdoer mitnamen, ik heff dy eerst op de Däel brocht, do för de Kamerdoer, do in de Kamer liggen laten, unn nu willst du gaer noch by my int Bett? Awerst bistu verfraren, arm Dink, so kumm man herin unn warm' dy". Unn do neem se de Slang' by sik int Bett. Als de Slang' awerst eerst by äer leeg, do verwandelt se sik mit enen Mael und word to'n foernämen Prinzen, und Ode word' syn Fru.

Die Wasserlisse



Es starb einmal ein armer Mann, der hinterließ eine Witwe mit zwei kleinen Mädchen, die mußten sich nun den Sommer über zu einem Bauer als Kuhmädchen vermieten; die Mutter aber verdingte sich als Magd ein paar Meilen davon weg, so daß sie den ganzen Sommer lang nicht nach ihnen sehen konnte. Nun war gerade ein sehr trockenes Jahr. Die liebe Sonne schien ohne Unterlaß, so daß alles Laub und der ganze Rasen bis auf die Sohle verbrannte und ausdorrte. Da konnte nun auch das Vieh nicht gut aussehen; es fand ja nichts zu fressen auf der Weide. Aber den Mädchen ihr Bauer fragte danach nicht; er prügelte sie alle Tage, wenn ihm das Vieh nicht satt genug heimkam, denn bei dem konnte man freilich immer alle Rippen zählen. Er be-

fahl ihnen, ans Wasser zu treiben, nach dem Lissenteich (Nixenteich); da wär' noch viel Grünes, meinte er; die Lisse würde sie schon nicht hineinziehen. Aber die Mädchen wußten schon, daß keine Seele dort hüten mochte wegen der Wasserlisse und fürchteten sich deshalb auch. Wie aber das Prügeln gar nicht bei ihnen aufhörte und sie sich eines Tages schon wieder zu Tode fürchteten vor dem Eintreiben, weil sie heute auch wieder soviel Hiebe kriegen würden, da sagten sie zueinander: „Ach, wenn uns nur lieber die Wasserliss' hineinzög', da wären wir die Plage los!" Und in ihrer Einfalt riefen sie: „Wasserlisse, zieh mich 'rein! Wasserlisse, zieh mich 'rein!" wie sie beim Wasserliss'-Spielen oft gesprochen hatten, wenn's auch nicht wirklich ihr Ernst damit war. Aber das Wort war einmal heraus auf der Liss' ihrem Gebiet. Und gleich darauf hörten sie schön singen vom Wasser her, und dann sahen sie eine schöne, vornehme Frau, die hatte ein Weidenzweiglein in der Hand und kam auf sie zu. Die Kinder wollten davonspringen, sie konnten aber nicht von der Stelle. Die Frau war aber gar freundlich und fragte sie, was ihnen denn fehlte, denn die Augen waren ihnen noch naß, so hatten sie geweint. Die Mädchen erzählten ihr nun alles. Da sagte sie zu ihnen: „Kommt mit mir, ich will euch eine Weide zeigen, wie in ganz Schlesien keine zweite zu finden ist."

Den Mädchen war's, als zög' sie wer; sie mußten mit ihr fort, sie wußten selber nicht wie; und das Vieh lief auch von selbst mit. Wie sie am Wasser waren, schlug die Frau mit der Weidenrute hinein; da ging das Wasser auseinander, und es war auf einmal ein schöner grüner Viehweg da und schöne grüne Wiesen mit Gras, das den Kühen bis an den Bauch ging. Darauf durfte das Vieh gehen und fressen, wo es wollte, die Mädchen brauchten es nicht zu hüten, die gingen mit der Liss' in ein schmuckes Häuschen hinein; darin war's ganz wunderschön; auch gab's gut Essen und Trinken da und schöne Musik. Und es waren auch noch viele solche vornehme Frauen da, die zogen den beiden Mädchen neue Kleider an — die alten Lumpen legten sie derweil beiseite — und bedienten sie hinten und vorn und waren um sie herum wie die Ohrwürmer. Das gefiel den beiden gar

über die Maßen gut, und sie aßen und tranken wie auf der Kindtaufe, und wünschten nicht mehr heim.
Wie es aber Zeit zum Eintreiben war, da ließen es die Wasserfrauen nicht mehr zu, daß sie noch verweilten; sie zogen ihnen die neuen Röckchen und Häubchen, Schürzen und Tüchlein, Schuhchen, Strümpfchen und alles aus und die alten Klunkern wieder an, gaben ihnen eine Weidenrute in die Hand, und die Wasserlisse sagte zu ihnen: „Wenn ihr mit der Rute hinterm Viehweg auf die Erde schlagt, dann seid ihr wieder da, wo ihr wart, wie ich ins Wasser schlug, als ich zuerst zu euch kam. Dann treibt ein; verwahrt euch aber das Zweiglein gut, daß es nicht vertrocknet; denn sowie das verdorrt, so verdorren auch die Kühe wieder, ob sie jetzt gleich noch so gut aussehen. Wollt ihr wieder einmal zu mir, dann braucht ihr nur mit der Rute ins Wasser zu schlagen, dort, wo ich hineinschlug, da seid ihr gleich bei mir. Aber grün muß das Reislein sein, sonst ist's nichts mehr nütze und hilft gar nichts, wenn ihr auch damit hineinschlagt. Stellt's nur ja ins frische Wasser; denn wenn ihr zu mir wollt und müßt mich rufen, weil die Rute verwelkt ist, dann kommt ihr nicht so leicht fort wie heute, da kostet's etwas von eurem Leibe; viel wohl nicht, es schmerzt auch nicht und obendrein kriegt ihr noch viele Dukaten dafür. Aber ich rat' euch, ihr Kinder, seht euch vor! Euer Bauer ist ein alter Schalk. Nun geht in Gottes Namen!"
Die Mädchen schlugen mit der Gerte auf die Erde, als sie auf dem Viehweg waren, und es geschah alles so, wie es die Lisse gesagt hatte.
Als sie nun in den Hof eintrieben, da wunderten sich die Wirtsleute nicht wenig, daß das Vieh so satt gehütet war. Und erst beim Melken, da rissen sie noch viel mehr die Augen auf, als die Kühe so sehr viel Milch gaben, und lobten die Mädchen gar sehr; und die sagten auch, daß sie beim Lißteich gehütet hätten. Wie sie aber zu Tisch kamen, und nur wenig essen konnten, weil sie noch satt waren von der guten Mahlzeit bei der Liss', und wie sie die Weidengerte so fleißig in ein Näpfchen mit Wasser setzten, da trieb sie der Bauer so lange aufs Gewissen, bis sie ihm alles haarklein erzählten vom Anfang bis zu Ende.

Das Ding war gut. Die Mädchen legten sich schlafen; der Bauer aber nahm den Zweig aus dem Wasser im Napf heraus und legte ihn auf den Ofen; und des Morgens, ehe die Mädchen aufstanden, tat er ihn wohl wieder in das Näpfchen, er war aber schon ganz verdorrt; und dazu goß er das Wasser auch noch aus, daß sich der Zweig nicht mehr erholen konnte. Die Dukaten stachen ihn halt gar zu sehr, von denen die Mädchen erzählt hatten.

Als die Kinder in der Frühe den verwelkten Zweig sahen, weinten sie so bitterlich, daß sie nur immer so einmal übers andere das Böcklein stieß, und sie wollten die Liss' nicht mehr rufen, denn es war ihnen doch ein bißchen unheimlich dabei, wenn es ihnen auch gestern gefallen hatte. Der Bauer prügelte sie aber so lange, bis sie sagten, sie wollten die Liss' wieder rufen. Die Kühe sahen wieder aus wie die Gerippe, und der Bauer drohte ihnen noch einmal: „Ihr Plauzen ihr! ich schlage euch halbtot, wenn die Kühe nicht wieder so dick und satt hereinkommen wie gestern.“ Die Kinder greinten den ganzen Weg und auch noch draußen auf der Hutung. Zuletzt sagten sie zueinander: „Ach, rufen wir nur wieder die Liss', es hilft ja doch nichts! So ein Leben hab' ich satt!“ Und sie riefen halt wieder alle beide: „Wasserlisse, zieh mich 'rein! Wasserlisse, zieh mich 'rein!“ — Die Liss' kam auch gleich, und es war alles wieder wie gestern. Aber als sie wieder fort wollten und mit dem eben erst abgebrochenen Weidenreis auf dem Viehweg auf die Erde schlugen, da half's diesmal nicht. Da fürchteten sie sich sehr, weil es nun was von ihrem Leibe kostete. Sie baten aber die Liss' zuvor noch einmal: „Wasserlisse, laß uns fort! Wasserlisse, laß uns fort!“ — „Nein“, sagte die, „so gleich geht's nicht, ihr müßt erst was von eurem Leibe hier lassen. Eine jede muß ein Glied vom kleinen Finger geben, oder ihr müßt Lißjungfern werden, wie die hier, die euch bedient haben, das sind alles solche Hütemädchen gewesen wie ihr.“ — „Nein, nein,“ gaben sie zur Antwort, „lieber ein Fingerglied weniger“! Da kam eine Lißjungfer mit der Schere und schnitt das Glied nur so Gott vergeb's ab. „Das tut ja nicht weher, als wenn mir ein Sperling drauf sch—“,

sagten die Mädchen und lachten; und es war auch gleich geheilt und der Fingernagel drauf, der Finger war halt nur ein bißchen kürzer; es blutete gleichwohl ein wenig, doch aus einem jeden Tropfen Bluts wurde ein schöner blanker, funkelnagelneuer Dukaten. „Lest sie euch auf und nehmt sie euch mit," sagte die Liss', „und wickelt sie euch zusammen in ein Läpplein; solange sie alle hübsch zusammenbleiben, könnt ihr das Fingerglied wiederkriegen, wenn ihr sie auf einmal ins Fließwasser werft. Aber daß ja keiner fehlt, und gerade dieselben müssen's sein, die ihr für das Glied gekriegt habt. Fehlt nur ein allereinzigster, oder ist auch nur einer ein andrer, dann fängt der Finger an zu bluten und blutet und blutet immerfort, und hört nicht mehr auf, und aus jedem Tröpflein Blut wird ein ganzer Zuber voll Wasser, der immer im Wirbel herumgeht und alles mit sich zieht und verschlingt. Vergeßt's nicht und geht nun in Gottes Namen."

Das Ding war gut. Die Kinder gingen, die Kühe waren satt und hatten Bäuche wie die Tonnen. Das Rütchen versagte diesmal nicht, und guten Mutes trieben die Kinder ein. Wie sie heimkamen und der Bauer das satte Vieh sah, war er ganz katzenfreundlich gegen sie; aber als er sie nun fragte, wo sie den frischen Weidenzweig her hätten, da ging die Not wieder bei ihnen an. Er ließ aber nicht eher nach, bis sie ihm alles haarklein erzählt hatten und bis sie ihm auch die Dukaten gegeben hatten. Und mit dem heutigen Reislein machte er's gerade wieder so wie gestern, und am andern Morgen kriegten die Mädchen wieder Hiebe wie gestern, eher noch mehr als weniger. Und sie riefen die Liss' wieder wie gestern, und die Liss' kam wieder wie gestern, und es war halt alles grad so wie gestern. Zum Schluß kostete es auch wieder ein Fingerglied bei einer jeden, das zweite am kleinen Finger. Und sie nahmen wieder viele Dukaten dafür mit heim, die mußten sie dem Bauer wieder geben, und der tat sie zu den anderen und verschloß sie wieder ins Beikästchen in der Lade, wie gestern. Und daß wir's nur kurz machen, das ging nun jeden Tag so fort, einen Tag und alle Tage, bis die Kinderchen nur noch an jeder Hand einen Daumen und einen Zeigefinger

hatten, daß sie grade noch einen Löffel zum Suppen und Essen und die Peitsche beim Hüten halten und sich selber anziehen konnten, und bis sie an den Füßen nur noch die große und die zweite Zehe behalten hatten, daß sie noch so ebenforthumpeln konnten. Der Wirt hatte aber das ganze Beikästchen voll Dukaten, einen immer schöner als den andern. Doch er wurde nur immer geiziger, und denkt nur, er prügelte die armen Würmchen, daß sie sich auch die Ohren stückweis von der Liß abschneiden lassen sollten, damit sie ihm ja nur immer mehr Dukaten hereinbrächten; und trieb sie mit Prügeln zum Hause hinaus bis zum Lißteich hin, und wartete dort bis sie der Liss' gerufen haben würden.

Da gab's den guten Mädchen ein Engel ein, daß sie diesmal riefen: „Wasserlisse, zieh uns 'rein! Wasserlisse, zieh uns rein!“ Sie sagten's wirklich in ihrer Unschuld. Wie jetzt der Bauer zurückwollte, da konnte er nicht mehr von der Stelle; denn er war durch das Wörtchen „uns“ schon festgebannt von der Liss'.

Die Liss' sang und kam und sah den Bauer; der wollte mit aller Gewalt fort, aber es war nicht möglich, der Bann war ihm zu stark; erst wie die Liss' wieder auf den Teich zuging, konnte er die Beine wieder heben und laufen, aber nicht etwa heimwärts ging's, nein, mit hin auf das Wasser zu. Da er nun sah, es war einmal nicht anders, da dachte er: „I nu, auf ein Fingerglied soll mir's nicht ankommen; ich gehe aber ein andermal nicht wieder mit bis hierher.“ Es kam aber gar anders.

„Du geiziger Teufel,“ sagte die Lisse zu ihm, als er auf dem Viehweg war, „dir sollte das Genick gebrochen werden und solltest zuvor mit glühenden Zangen gezwickt werden; aber die Lissen sind nicht so unbarmherzig. Deine Finger aber und deine Zehen mußt du verlieren, daß die Mädchen ihre wiederkriegen, denn davon machen wir sie denen nun.“ Da sank dem Bauer der Mut, und er verlor alle Kraft; er war angezaubert an dem Fleck, wo er stand und konnte kein Glied mehr nach seinem Willen rühren. Die Lißjungfern schnitten ihm nun mit der Schere drei Finger von jeder Hand ab und drei Zehen von jedem Fuß, und obwohl viel Blut herumtröpfelte, wurden keine Dukaten dar-

aus, sondern bloß Rechenpfennige, die mußte er sich auflesen, so böse wie's auch ging, denn ihm schmerzten die Stümpfe doch ein wenig.

Aus jedem Finger des Bauern aber machten die Jungfern den Kindern immer zwei Finger, und aus jeder Zehe zwei Zehen. Sie schnitten sie nur entzwei, hämmerten ein klein bißchen mit einem hölzernen Hammer darauf herum, und da waren sie fertig; dann heilten sie die neugemachten Finger geschwind an, und sie waren so gut wie die gliederweis abgeschnittenen. Und nun sagte die Liss' zum Bauern: „Du Menschenschinder kannst dich nun fortpacken; unterwegs wirst du deinen Zahlaus kriegen. Und wenn du deine Gliedmaßen wiederhaben willst, du weißt ja, was du mit den Dukaten machen mußt; die laß dich nicht etwa reuen, sonst bist du verloren; und weißt du was nicht mehr recht, dann frag' erst hier bei mir, wenn's dich auch deine paar Finger vollends kostet. — Ihr Kinder aber," sagte sie, „ihr bleibt noch ein paar Tage hier bei mir, bis ich euch wieder zu eurer Mutter schicke." Drauf schlug sie mit dem Rutchen auf die Erde, und gleich war der Bauer mit seinem Vieh auf dem Heimwege; der war aber nun gar mordsböse.

Aber es dauerte gar nicht lange, da pfiff ihm ein Rechenpfennig vor der Nase vorbei, und ehe er sich's versah, wurde aus dem Rechenpfennig ein Prügel, und der Prügel drosch ihm so lange auf dem Buckel herum, bis er entzwei ging. Es war aber niemand zu sehen, der den Prügel in der Hand hatte; es kam halt von der Liss' her. Und die andern Rechenpfennige wurden auch zu Prügeln und droschen gerad so auf ihm herum, bis sie alle entzwei waren. Einmal griff er in die Tasche und warf eine ganze Handvoll hinaus, aber da wurden ebensoviel Prügel und Stecken draus und schlugen alle auf einmal auf ihn ein. Da schrie er, als wenn er am Spieß stäke, aber er starb nicht davon, er konnte alle Prügel und Hiebe aushalten, daß er sie ja recht fühlen sollte; so war's schon eingerichtet von der Wasserlisse. Die Leute sahen das alles, hörten ihn schreien und liefen zu ihm hin. Aber wer nahe zu ihm herankam, der kriegte tüchtig was ab, und das Zerwalken hörte nicht eher auf,

bis auch kein einziger Rechenpfennig mehr in seiner Tasche war, und bis auch jeder von den tausend Stöcken — so viel mögen's wohl gewesen sein — in lauter kleine Stücke zerschlagen war. Und als er nach Hause kam, war das Vieh schon lange in den Ställen angebunden.

Die Nachricht davon, wie es dem Bauern ergangen, war schon lange vorher bei seinem Weibe angekommen. Sie lief ihm ein paar Ackerstücke entgegen und schalt und schandierte mächtig über ihn und sagte, das wäre nun die Strafe dafür, daß er die armen unschuldigen Mädchen gar so schindermäßig schlecht behandelt hätte, und so eine himmelschreiende Sünde könne er bis zum jüngsten Gericht nicht verbüßen, und er habe sie selbst und seine eigenen Kinder dazu unglücklich gemacht. Sie hätt's ihm ja immer gesagt, er hätte ihr aber nicht folgen wollen; nun brächte ihn die Gier nach den elenden Dukaten ins Unglück; er wäre ein Rabenvater — und noch viel andere solche Reden schüttete sie über ihn aus, so daß er wohl hätte zur Erkenntnis kommen können. Aber es kam noch keine Reue in sein böses Herz; er dachte noch immer: auf ein paar Finger und Zehen soll mir's nicht ankommen; wenn die auch fehlen, deswegen geht's doch, ein paar werde ich mir schon wiederverschaffen. Ich muß halt eine ganze Menge Dukaten opfern, das hilft schon nichts; und der Buckel, und wo's sonst noch blau ist (der ganze Kerl war blitzblau), das wird wohl in vier, fünf Wochen nicht mehr schmerzen. Wenn ich andere Mädchen zum Hüten habe, werde ich wohl ein gut Teil klüger sein. Fürs erste muß ich mir wieder ein paar Fingerglieder verschaffen, die brauche ich zu notwendig, so dachte er. Und der Satan hätte am Ende seine eigenen Kinder nicht geschont, wenn ihn unser Herrgott nicht zuvor gestraft hätte.

Wie er nun weiter nachsann, wie er noch ein paar Finger zu den zweien an jeder Hand kriegen könnte, da wußte er nicht mehr, wieviel Dukaten die Kinder für jedes Glied hereingebracht hatten, und er wußte auch schon gar nicht mehr, welche es gerade gewesen waren. Leicht konnte er nun zuviel oder zuwenig ins Wasser werfen, und danach war's dann bös. Das überlegte er

aber in seiner Hast nicht. Mit schwerem Herzen überwand er sich und nahm so viel Geld aus dem Beikästchen heraus, als wie er dachte, daß die Mädchen für die beiden kleinen Finger hereingebracht hätten, und warf sie ins Fließwasser. Er sah die Hände nun an, und das Herz lachte ihm im Leibe, denn die Finger fingen an zu wachsen, und er lief, was das Zeug hielt, nach Hause zu. Aber es war die rechte Zahl Dukaten nicht, und es waren auch nicht die, welche er gerade für die Finger gekriegt hatte. Als er wieder zu Haus war, hörten deshalb die Finger wieder auf zu wachsen und fingen an zu bluten, und aus jedem Tropfen Blut wurde ein ganzer Zuber voll Wasser, daß die Stube bald schwamm und das Wasser zu Türen und Fenstern hinauslief, und dazu ging es immer im Kreis herum, als wenn's kochte, und zog alles, was in der Stube war, Tisch, Schemel, Spinnräder, Bett, Wiege, Ofenbank, Bügelsäge, Lade, Eimer, halt alles, mit in den Strudel hinein, und den Bauer dazu, und die Finger bluteten immerzu, so daß viel mehr Wasser dazukam, als hinauslief, und die Sachen, die in dem Wasserwirbel herumschwammen, stießen immer an den Bauern an, so daß er immer einen Puff nach dem andern kriegte; dabei war er mitten im Strudel drin und konnte nicht von der Stelle, er war von den Sachen, die da schwammen, wie eingemauert. Zuletzt kam die Bügelsäge an ihn herangeschwommen; und andere Stücke, der Tisch oder was es sonst sein mochte, drückten die Säge immer fester an den Bauer an, daß ihm die Sägezähne bis ins Fleisch schnitten. Helfen konnte er sich nicht selbst; da schrie er nun wohl unsern Herrgott um Hilfe an, aber der half ihm nicht mehr; er strafte ihn. Und auch kein Mensch konnte ihn retten, das Wasser wirbelte immer höher und wilder um ihn her, er mußte elend in dem Strudel ertrinken.

Wie er tot war, da verlief sich das Wasser. Die Dukaten waren aber nicht mehr zu finden, die hatte die Liss', weil sie einmal ins Wasser gekommen waren, wiedergekriegt. Die behielt sie aber nicht; sie gab sie den beiden Mädchen, die konnten sie zu ihrer Mutter heimtragen und waren nun mit ihr zusammen zeitlebens glücklich.

Wie der Bauer ein Doktor ward



Es war einmal ein Bauer, der ritt auf seinem Braunen zur Mühle, und damit er es dem guten Tier nicht zu schwer machte, nahm er selbst den Roggensack auf den Buckel. Kam ein Handwerksbursch des Wegs daher und sagte: „He, Bauer, der Sack ist ohnehin schwer genug. Er könnte hübsch nebenher laufen, dann hätte der Gaul es leichter."

„Du sprichst wie du es verstehst," antwortete der Bauer, „Das Korn trägt nicht mein Brauner, das trage ich."

Da merkte der Handwerksbursch, wieviel die Glocke geschlagen habe; und nachdem er sich erkundigt hatte, wo des Bauern Hof läge, machte er, daß er in das Dorf kam. Als er auf den Hof trat, stand die Bäuerin gerade vor der Tür und fütterte die Hühner.

„Mutter," sagte der Handwerksbursch, „dein Mann läßt dich schön grüßen, und ihm wäre es über, noch länger den Bauern zu spielen und mit Knechten und Mägden sich herumzuärgern. Er will in die weite Welt hinaus und sein Glück versuchen. Damit du aber nicht ledig bleibst und der Hof einen Herrn hat, soll ich dein Mann werden."

Die Frau sah den Handwerksburschen an, der jung an Jahren und schön von Gestalt war; dann dachte sie an den alten, griesgrämigen Bauern, und sie besann sich nicht lange, reichte dem Burschen die Hand und führte ihn in die Stube.

„Mutter," sagte der schlaue Fuchs, als sie drinnen waren, „ich will dich nehmen, da ich's dem Bauer nun einmal versprochen habe; aber so wie er jetzt ist, heirate ich nicht auf den Hof hinein. Die beiden großen Lindenbäume zur Rechten und zur Linken des Tores müssen umgehauen werden, und das noch heute."

„Das habe ich längst gerne gewollt," antwortete die Bäuerin; denn sie fürchtete, dem Handwerksburschen möchte am Ende

die Sache wieder leid werden, wenn sie nein sagte. Da schickte der Handwerksbursch die Knechte hinaus, daß sie die Bäume umschlügen; und es dauerte gar nicht lange, so war die Arbeit getan.

Inzwischen hatte der Müller das Korn gemahlen, und der Bauer nahm den Sack wieder auf den Nacken, setzte sich auf seinen Braunen und ritt nach Hause. Es war schon dunkel geworden, als er das Dorf erreichte; aber so viel sah er doch, daß der Gaul in einen falschen Hof einbog, denn vor seinem Tore standen zwei große Lindenbäume. Er warf also das Pferd herum und sprach zu ihm: „Heda, Brauner, aufgepaßt! Du kennst wohl deinen eigenen Stall nicht mehr?"

Der Braune sah noch einmal sehnsüchtig nach dem Stall hinüber, dann mußte er dem Zügel folgen und seinen Herrn die Dorfstraße heruntertragen. Der schaute rechts und links, da waren Bauernhöfe genug, aber einer mit zwei Lindenbäumen vor dem Tore war nirgends zu erblicken. Er wandte um, ritt die Dorfstraße noch einmal entlang, und endlich gar ein drittes Mal; als er aber auch da seinen Hof nicht entdecken konnte, sprach er bei sich: „Es ist ein Dorf wie unsers, und doch ist's nicht unsers. Ich bin in die Irre gegangen, ich weiß nicht wie." Und dann machte er, daß er das Dorf hinter sich bekam.

Er ritt und ritt die ganze Nacht hindurch; und als der Morgen anbrach, langte er in einem Dorfe an, das er noch gar nicht kannte. Dort kehrte er in dem Kruge ein, brachte den Braunen in den Stall und ließ sich von dem Wirt Speise und Trank vorsetzen. Und nachdem er satt gegessen und getrunken hatte, hing er seinen Gedanken nach, wie es gekommen sei, daß er seinen Hof nicht habe wiederfinden können.

Indem er so vor sich hin sah und grübelte, trat ein Mann in den Krug und sprach zu dem Krüger: „Gevatter, weißt du mir nicht Rat und Hilfe? Mein junger Fuchswallach liegt im Stalle und hat alle viere von sich gestreckt."

„Was versteh' ich von Pferden?" antwortete der Krüger. „Ich habe das Doktern nicht gelernt; aber der alte Mann da am Tische, der sieht so aus, als wenn er etwas könnte."

„Vater," sprach darauf der Mann und wandte sich zu ihm, „kommt mit mir in den Stall und helft meinem Pferde!"
Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen und folgte ihm nach. Als sie in dem Stalle waren, ergriff er den Wallach beim Ohre und raunte hinein: „Wenn du nicht Lust hast, zu leben, so sind Hunde genug, dich zu fressen; hast du aber Lust, zu leben, so wächst auch wohl Gras für dich, daß du satt wirst." Das Fohlen war aber nur faulkrank; und als es vernahm, daß es geschlachtet und sein Fleisch den Hunden gegeben werden solle, sprang es geschwind auf und war gesund und munter, wie zuvor. Sein Herr jedoch sperrte Mund und Nase auf und rief: „Was ist das für ein Mann, daß er die Pferde allein durch Reden heilen kann!" Und weil ihm das Fohlen so lieb und wert war, gab er dem Bauern zwanzig harte, blanke Taler zur Belohnung. Damit ging dieser in den Krug zurück und ließ dort etwas draufgehen.
Es dauerte gar nicht lange, so wurde dem Edelmann von dem Doktor erzählt, der allein durch Reden einen halbtoten Fuchswallach wieder gesund gemacht habe. Nun waren ihm ein paar Tage vorher zwei schöne Kutschpferde gestohlen, und niemand wußte, wer der Dieb war. Als der Herr von dem Wundermanne vernahm, schickte er darum gleich zu ihm herab und ließ ihn zu sich holen.
„Würdet Ihr mir wohl meine Pferde wieder schaffen können?" fragte er höflich, als der Bauer vor ihm stand.
„Warum nicht?" antwortete der Bauer.
Da war der Edelmann sehr froh und ließ ihn auf das beste bewirten mit Speise und Trank. Der Bauer aber war das gute Leben nicht gewöhnt. So kam's, daß er in der Nacht oft herausmußte. Und als er vor Tagesanbruch noch einmal den Gang machte, da standen die beiden Pferde vor der Türe; denn sie waren den Dieben entlaufen und hatten den Weg nach Hause allein gefunden. Als der Bauer sie sah, schlug er einen gewaltigen Lärm, daß der Edelmann aus dem Bette sprang, das Fenster aufriß und in der Schlafmütze heraussah.
„Was ist Euch denn?" rief er verwundert.

„Hier sind die Pferde!“ erwiderte der Bauer. „Ich bin so oft vergeblich draußen gewesen, aber kommen mußten sie, das stand fest. Sie sind spät gekommen, denn der Weg war weit.“
Der Edelmann fiel vor Erstaunen fast auf den Rücken und hielt den Bauer hoch in Ehren als einen Wunderdoktor, und gab ihm hundert Taler aus der Kiste, weil er seine Sache so gut gemacht hatte.
Das Gerücht von dem Bauern erscholl nun im ganzen Lande, und auch der König hörte davon. Der konnte aber gerade einen Wunderdoktor gebrauchen, denn seine Frau lag schwer krank danieder. Sie sollte ihm einen Leibeserben schenken, der nach seinem Tode im Lande die Krone trüge; aber ihre Stunde wollte und wollte nicht kommen, und die Ärzte verzweifelten an ihrem Leben. Er sandte darum einen Boten aus, der mußte den Bauer zu ihm bringen.
Als derselbe vor ihm stand, fragte er ihn: „Wer bist du?“
„Ich bin der Doktor Allwissend, antwortete der Bauer, „ich kann alle Krankheiten heilen, und nichts ist mir verborgen.“
Das freute den König, daß er so zuversichtlich sprach, und er sagte zu ihm: „Herr Doktor, wenn Ihr alle Krankheiten heilen könnt, so könnt Ihr auch meine Frau wieder gesund machen; und wenn Ihr es nicht tun wollt, so habt Ihr zum letzten Male gedoktert, und ich lasse Euch das Haupt abschlagen.“
Als der Bauer diese Worte vernahm, war ihm nicht wohl zumute; aber was half's, er hatte sich die Suppe eingebrockt und mußte sie jetzt ausessen. Der König führte ihn an das Bett der Königin und ließ ihn allein, daß er die Kur beginne. Da saß er nun in seiner Angst und brummte immer vor sich hin:
„Kommst du nicht, dann komm' ich; kommst du nicht, dann komm' ich!“
Der kranken Königin kam die Sache lächerlich vor, und sie lachte und lachte und schenkte unter Lachen einem kleinen Prinzen das Leben. Das war einmal große Freude im ganzen Land, und der Wunderdoktor wurde geehrt, als wenn er ein reicher Fürst wäre, und wohnte im Schlosse und aß an der Königstafel.
Einmal ging er in dem Garten vor dem Schloß auf und ab,

und da es ein heißer, schwüler Tag war und ein Gewitter am Himmel stand, so summten die kleinen Mücken und Stechfliegen in Masse herum und setzten sich ihm auf Nase und Stirn, und er hatte zu tun, daß er sie mit der Hand abwehrte. Das sah der König, der nicht weit davon in der Laube saß; und da er glaubte, der Doktor Allwissend wolle ihm einen guten Rat geben und winke ihn zu sich heran, so stand er auf und ging aus der Laube heraus.

Indem fuhr ein Blitz vom Himmel herab gerade auf den Stuhl nieder, auf dem der König soeben gesessen hatte und zerschmetterte ihn in tausend Stücke.

„Habt Ihr mir darum gewinkt, Ihr guter Herr?" rief der König erfreut und erschrocken zugleich.

„Warum denn sonst?" antwortete der Bauer. Ich konnte euch doch unmöglich vom Wetter erschlagen lassen!"

Da wurde der Ruhm des Wunderdoktors erst recht groß, und der König hielt ihn wie seinen Vater und räumte ihm das halbe Schloß ein, daß er darin wohnen könne. Da hat er noch viele Jahre in Glück und in Frieden gelebt; und wenn er noch nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.

Den Seinen gibt's Gott im Schlaf



Da ist einmal ein Knecht gewesen, der war so faul, daß er gern den ganzen Tag im Bett gelegen hätte, und immer noch lange lag, wenn die andern längst draußen bei der Arbeit waren. So geschah es denn einmal eines Tages, daß die andern auch früh hinaus aufs Feld gingen, und als sie eine kleine Strecke vom Hofe waren, einen eisernen Topf fanden, der ganz mit Molchen angefüllt war. Da nahmen sie den Topf, kehrten zurück und setzten ihn dem Schlafenden ins Bett, dachten, wenn ihm die kal-

ten Molche auf den Leib kriechen, wird er schon herausspringen. Danach gingen sie ins Feld, aber der faule Knecht kam nicht und kam nicht. Da ging einer zurück, ihn zu holen; aber als er in die Kammer tritt, traut er seinen Augen kaum: der Topf mit den Molchen ist zu lauterem Golde geworden und der andere ruft ihm jubelnd entgegen: „den Seinen gibt's Gott im Schlaf!“

Der Däumling und der Menschenfresser



Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andere, und der jüngste war bei seiner Geburt nicht größer als ein Daumen, daher nannte man ihn Däumling. Doch war es ein kluger und pfiffiger Knirps, der an Gewandtheit und Schlauheit seine Brüder in den Sack steckte.

Den Eltern ging es gar übel, denn Korbmachen und Strohflechten ist keine so nahrhafte Profession, wie Semmelbacken und Kälberschlachten, und als vollends eine teure Zeit kam, wußten sie nicht mehr, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten. Da beratschlagten sie eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, miteinander, was sie anfangen wollten, und wurden einig, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte aber der Däumling an, der nicht schlief, wie seine Brüder, und simulierte die ganze Nacht, wie er sich und seinen Brüdern helfen könnte.

Frühmorgens lief er an den Bach, suchte die Taschen voll kleiner weißer Kiesel und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Eltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern

auf den Weg fallen; das sah niemand, weil er als der jüngste und kleinste stets hintennach trottelte.

Im Wald machten sich die Eltern unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern: „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wollen den Weg schon allein finden." Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Eltern heimkamen, bescherte ihnen Gott Geld ins Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an sie abbezahlt, und nun wurden Eßwaren gekauft, daß sich der Tisch bog. Aber nun kam auch die Reue, daß die Kinder verstoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentieren: „Ach du lieber allerliebster Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelassen hätten! Ach, jetzt könnten sie sich dicksatt essen, und so haben die Wölfe sie vielleicht schon im Magen! Ach, wären nur unsere liebsten Kinder da!" — „Mutter, da sind wir ja!" sprach da ein Stimmchen, die Tür ging auf und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Ihren guten Appetit hatten sie wieder mitgebracht, und sie konnten sich gleich an den reichlich gedeckten Tisch setzen und satt essen nach Herzenslust. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, solange das Geld reichte, in Freuden gelebt. Nicht gar lange aber währte es, so war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeister, und die Eltern nahmen sich wieder vor, die Kinder im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Der kleine Däumling hatte auch diesmal das ganze Gespräch gehört und wollte am andern Morgen aus dem Häuschen schlüpfen, Kieselsteine aufzulesen, aber o weh, da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können; doch er blieb guten Mutes und gedachte sich schon anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, formte er den ganzen Weg lang kleine Sandhäufchen und meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab sich wie das erste Mal, nur hatte der Wind die Sandhäufchen verweht, so daß sie bald den Weg verloren. Eine Zeitlang tappten sie im Wald herum, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich über die Maßen; nur der Däumling schrie nicht und hatte keine Angst. Unter dem schirmenden Laubdach eines Baumes, auf weichem Moos, schliefen die sieben Brüder, und als es Tag war, stieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst erblickte er nichts als eitel Waldbäume, dann aber sah er nicht gar weit Rauch aufsteigen, der aus einer Hütte kam, er merkte sich die Richtung, rutschte vom Baume herab und ging seinen Brüdern voran tapfer auf das Häuschen zu, klopfte auch ganz bescheidentlich an der Türe an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt und wüßten nicht wohin und hätten gar so großen Hunger. Die Frau ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten und gab jedem ein Stückchen Brot, sagte ihnen aber auch gleich, daß sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Dann verbarg sie eilig die zitternden Kinder unter dem Ofen, und bald darauf hörte man Tritte, und es klopfte stark an der Türe, das war der Menschenfresser, der von seinem Raubzug heimkam. Sowie er in die Stube getreten war, rief er: „Ich wittre Menschenfleisch!" Die Frau wollte es ihm ausreden und briet ihm ein Lamm; als er aber damit fertig war, schnoberte er wieder in der Stube herum, er ging seinem Geruch nach und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entsetzen. Schon wetzte er sein langes Messer, die Kinder zu schlachten, gab aber schließlich seiner Frau nach, die meinte, man müsse sie noch ein wenig am Leben lassen und auffüttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling. Die Kinder wurden zu Bette gebracht, und zwar in derselben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette Menschenfressers sieben Töchterlein schliefen, die so alt waren, wie die sieben Brüder. Sie waren von Angesicht sehr häßlich, jedes hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr worden, machte sich ganz still aus dem Bette, nahm seine und

seiner Brüder Zipfelmützen, setzte diese den Töchtern des Menschenfressers auf, und deren Krönlein sich und seinen Brüdern. Dem Menschenfresser aber fiel es mitten in der Nacht ein, die Kinder könnten bis morgen weggelaufen sein, drum nahm er sein Messer und schlich sich in die Kammer, um ihnen die Hälse abzuschneiden. Es war aber stockdunkel in der Kammer, und Menschenfresser tappte blind umher, bis er an ein Bett stieß, und tastete nach den Köpfen der darin Schlafenden. Da fühlte er die Krönchen und sprach: „Halt! Das sind deine Töchter. Bald hättest du einen Eselsstreich gemacht!"
Nun tappelte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen und schnitt seinen sieben Töchtern die Hälse ab, einer nach der andern. Dann legte er sich nieder schlief bald wieder ganz fest. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder, schlich sich mit ihnen aus dem Hause und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg noch Steg und irrten wieder voll Angst und Sorge umher. Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser und sprach zu seiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die gestrigen!" Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Wie erschrack sie, als sie die sieben Mädchen in ihrem Blut daliegen sah; sie kam von Sinnen darüber und stürzte zu Boden. Als sie nun dem Menschenfresser zu lange blieb, ging er selbst hinauf, und da sah er, was er angerichtet hatte. Ganz rasend vor Wut, zog er seine Siebenmeilenstiefeln an, und nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Täler schreiten und waren sehr in Angst, doch Däumling versteckte sich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschenfresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald schlief er ein und schnarchte, daß es war, als brause ein Sturmwind. Da schlich sich Däumling hervor wie ein Mäuschen aus seinem Loch, zog ihm die Siebenmeilenstiefeln aus und zog sie selber an. Zum Glück hatten diese Stiefeln die Eigenschaft, an jeden Fuß zu passen wie angemessen und angegossen. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brü-

der, diese faßten wieder einander an den Händen, und so ging es, hast du nicht gesehen, mit Siebenmeilenschritten nach Hause. Da hatten die Eltern eine große Freude und konnten sich nicht genug verwundern über die goldenen Krönlein und die Siebenmeilenstiefel; aus den Krönlein lösten sie viel Geld, und der Däumling hat mit seinen Stiefeln sein Glück gemacht und viele große und weite Reisen getan, hat vielen Herren gedient, und wenn es ihm wo nicht gefallen hat, ist er spornstreichs weitergegangen. Kein Verfolger zu Fuß noch zu Pferd konnte ihn einholen, und seine Abenteuer, die er mit Hilfe seiner Stiefeln bestand, sind nicht zu beschreiben.

Wie die Ziegen nach Hessen gekommen sind



In alten, alten Zeiten war das Hessenland mit großen Waldungen umgeben, in welchen viele Wölfe hausten. Manche Ziegenfamilie hat es versucht, in das Land einzudringen, aber alle sind von den blutgierigen Bestien zerrissen worden. Da zieht eines Tages auch wieder ein schwaches Zicklein des Wegs gen Hessen. Kaum ist es im Walde, so tritt ihm ein Wolf entgegen und will es fressen. Da sagt das Zicklein in der Angst: „Meine Mutter kommt auch noch.“ Der Wolf denkt: du willst dir den Appetit nicht verderben; die Mutter ist ein besserer Fraß für deinen hungrigen Magen. Er läßt das Tier in Frieden ziehen. Bald nachher erscheint auch wirklich die Ziegenmutter. Schon will sich der Wolf über sie herwerfen, da spricht sie in ihrer Angst: „Ach, mein Mann kommt auch noch!“ — „Halt!“ denkt der Wolf, „der Mann ist größer und ein besserer Fraß für dich; willst warten mit der Mahlzeit, bis der kommt.“ Endlich kommt auch der Ziegenbock angezogen. Dem Wolfe lacht das Herz im Leibe, als er den stattlichen Kumpan sieht. Schon macht

er sich zum Sprunge bereit, um ihn bei der Kehle zu fassen, da fallen ihm zwei merkwürdige Stücke am Bocke auf: die Hörner und der Beutel. „Sag' mir doch einmal, Bock," spricht er, „was trägst du da für große Zacken auf dem Kopfe und wozu dient dir der Beutel zwischen den Beinen?" — „Ih nun," versetzt der Bock, „die Zacken sind ein Paar Pistolen und in dem Beutel trage ich Pulver und Blei." — „So!" sagt der Wolf ein wenig betroffen. In demselben Augenblick reibt der Bock, wie es seinesgleichen wohl zu tun pflegen, das linke Horn an den Weichen. Da glaubt der Wolf, er ladet, und ergreift die Flucht. Also ist die erste Ziegenfamilie glücklich ins Hessenland gekommen und ihre Nachkommenschaft hat sich dermaßen ausgebreitet, daß Hessen mit seinem Überflusse alljährlich die Nachbarländer versorgt.

Der Jäger und die Schwanenjungfrau



Es ist schon lange her, da lebte einmal tief in einem Walde eine Frau mit ihrem Sohn, der Förster war und sich aufs Weidwerk ordentlich verstand. Eines Tages ging der Förster auf die Jagd und schoß Hirsche und Rehe zusammen, als ob alles Wild nur da wäre, um von ihm geschossen zu werden. Er wollte eben heimkehren, da ließ sich ein wunderschönes Reh sehen, das wollte er noch schießen, bevor er nach Hause ging. Das Reh lief immer weiter und wenn er gerade anschlagen wollte, so war es hinter zehn Bäumen verschwunden. Er aber gab auch nicht nach und dachte: „Nachlaufen tu' ich, solange mich die Beine tragen." Auf einmal sah er einen großen spiegelhellen See vor sich, darin die Fische lustig aufhüpften, als ob ihr Sonntag wär'. Der junge Jäger schaute sich verwundert um, denn er entsann sich nicht, auf all seinen Streifereien je den See gefunden zu haben. Wie er noch dastand, kamen drei schneeweiße Schwäne

angeflogen und ließen sich am Ufer nieder. Dann sah der Jäger plötzlich statt ihrer drei Jungfrauen in den See gehen und darin baden, und die waren so wunderschön, daß er schier erschrak vor dem Anblick. Nach einer Weile kamen sie wieder aus dem Wasser und flogen als Schwäne auf und fort. Voller Verwunderung ging der junge Förster heim und merkte sich den Weg genau. Am nächsten Tage kam er um dieselbe Stunde wieder zu dem See, und da geschah das Nämliche. Die drei Schwanenjungfrauen kamen ihm nicht mehr aus dem Sinn, und weil er eben ans Heiraten dachte, so setzte er sich in den Kopf, niemand anders als die Jüngste und Schönste von den Dreien sollte seine Frau werden. Als er sie am dritten Tage wieder zu derselben Zeit im See baden sah, schlich er sich sacht heran, nahm der Jüngsten ihr Schwanengewand weg und machte sich damit fort. Wie sich nun die beiden andern zur Rückkehr anschickten, kam die Jüngste ihm nachgelaufen und bat und jammerte um ihr Überkleid. Der Jäger aber tat, als ob er gar nichts hörte, blickte nicht ein einziges Mal zurück und ließ die bittende und weinende Schwanenjungfrau hinter sich herlaufen, bis er zu Hause war. Dort gab er ihr ein Kleid von seiner Mutter und hieß sie damit zufrieden sein. Das Schwanengewand aber legte er heimlich in ein Kästchen und versteckte es. Nun mußte das Mädchen bei den Försterleuten bleiben, und die taten ihr zuliebe, was sie ihr an den Augen absehen konnten. Und weil ihr der junge Jäger auch wohl gefiel, so besann sie sich nicht lange, als er sie fragte, ob sie ihn heiraten möge, und sagte „Ja." Da schmückte der Förster sein feines Häuschen mit allen Hirschgeweihen, die er erjagt hatte, ging in die Stadt und kaufte seiner Frau das schönste Gewand, das er nur aufbringen konnte, und bald wurde die Hochzeit gefeiert, und es war ein Singen und Jubeln, als wäre der Himmel voll Baßgeigen.

Friedsam und fröhlich lebte nun der Jäger mit seiner Frau und seiner alten Mutter im Försterhäuschen, Jahr auf Jahr verging. Jetzt hatten die Jägersleute schon ein paar Kinder. Da ging eines Tages der Jäger wieder auf die Jagd, während seine Frau und seine Mutter im Hause herumschäfferten (wirt-

schafteten). Mit eins fand die Mutter jenes Kästchen und öffnete es; da sah sie das Schwanengefieder liegen. „Ach," sagte sie, „sieh doch nur! Hier liegt dein Schwanenkleid — so schön rein und unberührt!" Die junge Frau sah hin und griff danach. Dann streifte sie sich rasch das Kleid ab und warf sich das Schwanengewand über; „Mutter," sagte sie, „wer mich wiedersehen will, muß in den gläsernen Berg kommen, der auf einem blanken Felde steht. Ich bin eine verwünschte Prinzessin und muß dorthin zurück. Grüßt mir meinen lieben Mann und meine lieben Kinderchen und lebt wohl!" Damit schwang sie sich auf — und fort war sie. Die alte Mutter wußte kaum, wie alles so rasch geschehen sei.

Als die Prinzessin überm Wald dahinflog, suchte sie, ob sie nicht zwischen all den vielen Bäumen noch einmal ihren Mann sehen könnte und fand ihn auch. „Leb' wohl, mein lieber Mann!" rief sie, während sie über ihm wegzog, „leb' wohl und grüß' mir meine lieben Kinderchen!" Der Jäger erschrak; „soll ich schießen?" dachte er. „Mein Gott, was würd's mir helfen! Schieß' ich sie tot, dann hab' ich ebensolches Leid, als wenn ich sie nimmer wiederseh'. Mein Gott, warum hat sie mir das doch angetan!"

Als er traurig nach Hause kam, erzählte die Mutter ihm vom gläsernen Berg auf blankem Felde. „Mutter," sagte er, „nun hab' ich keine Ruhe mehr; ich will meine Frau suchen. Ich hab' sie ja so lieb gehabt, wie ich gar nicht sagen kann; ich muß sehen, ob ich sie nicht ausspüre." Und damit ging er fort.

Bald kam er auf eine Heide, die zog sich weit ins Land hinein; und in der wohnten ganz verstreut drei alte Brüder, die Einsiedler waren und mit keiner Menschenseele verkehrten.

Als der Jäger 'ne Zeitlang gewandert war, kam er zu dem ersten Einsiedler. „Gott sei mir gnädig!" sagte der alte Mann, „ich wohn' hier schon seit Urgedenken und hab' all lang', lang' keinen Menschen gesehn; wie kommst du hierher?" Der Jäger erzählte ihm alles und fragte, ob er nicht den gläsernen Berg auf einem blanken Felde kenne. „Höre," sagte der Einsiedler, „ich bin in meiner Jugend viel herumgekommen und hab' so manches gesehn; aber von einem gläsernen Berg und von einem

blanken Feld hab' ich nie gehört. Wandre ruhig weiter! Du triffst vielleicht noch einen Bruder von mir am Leben; es kann sein, daß der Bescheid weiß. Als wir Brüder uns vor langer Zeit trennten, behielt jeder ein Stückchen Geld bei sich, zum Erkennungszeichen, wenn wir uns mal wiedersehen sollten. Hier hast du mein Stückchen! Gib es meinem Bruder!"

Darauf wanderte der Jäger weiter und war sehr traurig in seinem Herzen. „Aber," dachte er, „soll sie so in der Welt herumirren, dann ist es mir auch schon recht, wenn ich's gerade so hab'."

Nachdem er eine lange Strecke durch die Heide gegangen war, kam er zu dem zweiten Einsiedler. „Gott sei mir gnädig!" sagte der, „ich kann die Zeit nicht denken, daß ich zuletzt einen Menschen gesehn hab'; wie kommst du hierher?" Der Jäger erzählte ihm alles und gab ihm das Stückchen Geld von dem ersten Einsiedler. „Also mein lieber Bruder lebt noch!" sagte der Alte. „Hör' mal, ich bin in meiner Jugend viel herumgekommen und hab' viel erlebt; aber von einem gläsernen Berg und von einem blanken Feld hab' ich nie gehört. Wandre ruhig weiter! Du triffst vielleicht noch unsern jüngsten Bruder am Leben; es kann sein, daß der Bescheid weiß. Hier hast du mein Stückchen Geld! Gib ihm das!"

Darauf wanderte der Jäger weiter. Wie er so in seinen Gedanken dahinging, kam er an einen Busch, da lag ein toter Ochse, an dem saßen ein Löwe, ein Windhund, ein Adler und eine Homsk (Ameise). Er wollte vorbeigehen, da hielten ihn die vier an und baten ihn, er möchte ihnen doch den toten Ochsen zerteilen. Das tat denn der Jäger auch. Zum Löwen sprach er: „Du hast ein großes Maul und mußt es immer voll haben; du kriegst das Fleisch!" Und er warf ihm alles Fleisch hin. Zum Windhund sprach er: „Du schleppst dich gern mit Knochen herum und knabberst dran; du sollst dein gutes Teil haben." Und er warf ihm alle Knochen hin. Zum Adler sprach er: „Du dadderst gern in deinem Fressen herum;" und er warf ihm alle Eingeweide hin. Zur Homsk sprach er: „Du wohnst am liebsten gleich in deinem Fressen; du kannst hier in den Kopf kriechen!" Danach ging er weiter. Als er schon eine Strecke weit weg war, kam ihm

der Windhund nachgesetzt und bat ihn, er möchte doch umkehren, sie wollten sich ihm dankbar beweisen. Der Jäger glaubte nicht recht daran, aber ging doch mit dem Windhund zu den andern. „Ja, ja," sagte er, „ich kann's mir denken; ich hab' euch den Ochsen nicht zu Dank geteilt." Da riß sich der Löwe ein Haar aus, gab es ihm und sagte: „Wenn du einmal in Not kommst, so bieg' das Haar krumm, dann bist du ein Löwe und hast dreimal mehr Kraft als ich." Der Hund riß sich auch ein Haar aus und sagte: „Wenn du einmal in Not kommst, so bieg' das Haar krumm, dann wirst du zum Windhund und kannst dreimal so geschwind laufen wie ich." Und der Adler riß sich eine Feder aus, die gab er ihm und sagte: „Wenn du einmal in Not kommst, so bieg' die Feder krumm, dann wirst du ein Adler und fliegst dreimal so schnell wie ich." Und die Homsk riß sich einen Fuß aus, gab ihn dem Jäger und sagte: „Wenn du mal in Not kommst, so bieg' den Fuß krumm, dann bist du dreimal so klein wie ich." Der Jäger bedankte sich und ging weiter. Und es dauerte nicht mehr lange, so kam er zu dem dritten Einsiedler. „Gott sei mir gnädig!" sagte der. „Es ist schon nicht mehr zu denken, wann ich den letzten Menschen gesehen habe; wie kommst du hierher?" Der Jäger erzählte und übergab ihm das Stückchen Geld von dem zweiten Einsiedler. „Also mein lieben Brüder sind noch am Leben!" sagte der Greis. „Hör' mal, mein Sohn, ich möchte dir gern helfen. Es ist zwar schon lang' her, daß ich vom gläsernen Berg auf einem blanken Felde etwas gehört habe; aber dazumal war er verwünscht, und nur einer, der ungeheure Kräfte hatte, so hieß es, hätte ihn erlösen können. Es soll schwer sein, da heraufzukommen, und oben ist nur ein Ritzchen, durch das 'ne Homsk kriechen kann." „Schön," sagte der Jäger, dankte dem Alten und machte sich wieder auf den Weg.

Nun kam er aus der Heide heraus und geriet auf ein weites, blankes Feld; und wie er da so immer zuging, sah er von ferne den gläsernen Berg. Rasch holte er die Feder hervor, bog sie, und flog als Adler hinauf. Richtig! da oben war ein einzigstes kleines Ritzchen zu finden. Mein Jäger verwandelte sich rasch in 'ne Homsk und kroch hinunter und bis an das Haus, das da

unten stand. Hier saß ein Greis am Fenster und guckte hinaus; das war ein verwunschener König. Und sein ganzes Königreich, die Residenzstadt, seine drei Töchter, seine Soldaten und seine Dienerschaft und alles was sonst noch da war — alles war verwünscht.

Der Jäger kroch als Homskchen an dem Greis vorbei, durch die erste Stube, wo die älteste Prinzessin saß, durch die zweite Stube, wo die zweite Prinzessin saß, bis in die dritte Stube, wo er seine Frau fand. Die Prinzessin merkte nicht, wie das Homskchen auf ihrem Kleid herumkroch; sie saß recht traurig da. Aber als jetzt zu Mittag gerufen wurde, stand sie auf und trat vor den Spiegel, da verwandelte sich der Jäger in seine richtige Gestalt und sah auch in den Spiegel. Als die Prinzessin das Gesicht dort erblickte, erschrak sie und drehte sich rasch um. Aber da war nichts zu sehen, denn der Jäger hatte sich schon wieder in eine Homsk verwandelt. Sie schaute abermals in den Spiegel und der Jäger machte es wieder so. „Mein lieber Mann," sprach da die Prinzessin, „bist du hier, so zeig' dich doch!" Da trat der Jäger in seiner rechten Gestalt vor, und sie fiel ihm um den Hals und ließ sich alles von ihm erzählen. „Ach," sagte sie dann, wenn ich nur wüßte, wie wir erlöst werden können! Hier ist alles verwunschen. Ich muß doch mal meinen Vater fragen. Verwandle dich wieder in ein Homskchen! — Ich will dich an meinem Kragen hintragen."

Der Jäger tat wie sie ihn geheißen hatte, und als alle beim Essen saßen, sagte die Prinzessin: „Mein Gott, wann werden wir doch endlich erlöst werden!" — „O," riefen die Schwestern, „wer weiß, ob wir nicht schon längst erlöst wären, wenn du dich nicht hättest greifen lassen. Damals wurden wir noch viel ärger verwünscht."

„Mein Kind," sagte der alte König, „wir könnten wohl erlöst werden, aber es ist schwer. Vor allen Dingen müßte der Drache mit den zwölf Köpfen, dem der Edelmann hier in der Nähe täglich zwanzig Schweine liefern muß, umgebracht werden. Aber wenn ihn auch einer bezwungen und ihm den letzten Kopf abgeschlagen hat, dann wird aus diesem Kopf ein Hase springen,

den muß er greifen; und wenn er den Hasen getötet hat, wird dem aus dem Kopfe eine Taube fliegen. Da muß er hurtig sein und die Taube haschen und umbringen; in ihrem Kopf wird ein Steinchen sein, das muß hier über uns durch das kleine Ritzchen in den Berg geworfen werden. Wie soll aber einer, der uns erlösen will, das alles wissen? — Es müßte schon ein Homskchen sein und zuhören, wie ich das so spreche."

Die Prinzessin sagte nichts. Sie nahm etwas Essen vom Mittagstisch mit in ihre Stube, um es ihrem Mann zu geben. Und der hielt sich einige Tage lang dort versteckt. Dann aber sagte er, er wolle sich zu dem Edelmann begeben und sich bei ihm als Schweinehirt vermieten. Es war aber nicht leicht, aus dem gläsernen Berg herauszukommen. Der Jäger verwandelte sich wohl in ein Homskchen und kroch an der Wand hinauf, aber die war so glatt und hoch; nein, wahrhaftig, das war nicht leicht. Endlich war er draußen und suchte den Edelmann auf, dem er sich als Schweinehirt anbot. „Gut," sagte der Edelmann, „ich will dich nehmen; aber es ist eigentlich schad' um einen so netten, jungen Menschen. Wenn du nicht verstehst, die Schweine auf einen Hümpel zusammenzujagen, dann geht's dir schlecht; gewöhnlich ist der Schweinehirt das erste Frühstück vom Drachen."

Der Jäger ließ sich aber nicht abschrecken, sondern ging am andern Morgen mit zwanzig Schweinen auf das Feld, wo der Drache immer die Mahlzeiten hielt. Anstatt aber die Schweine zusammenzuhalten, um den Drachen nicht zu ärgern, schucherte er sie in die Runde: hier eins und da eins. Nun kam der Drache wütend auf ihn losgefahren. Da nahm der Jäger das Löwenhaar und bog es krumm und fiel als Löwe den Drachen an. Nach langem Kampfe hatte er ihm zwei Köpfe abgerissen; da sagte der Drache: „Hätt' ich nur ein paar Tröpfchen Blut von meinen Schweinen, dann hätte ich mehr Kraft." — „Ja, und hätt' ich nur 'n Krüstchen Brot," sprach der Jäger. Nun ließen sie voneinander ab, und der Jäger trieb die Schweine zusammen und ging mit ihnen nach Hause. Der Edelmann stand am Fenster und wollte seinen Augen nicht trauen, als er ihn mit allen zwanzig Schweinen ankommen sah.

Am andern Morgen trieb der Jäger wieder aus, und alles geschah wie gestern; doch riß der Löwe heute dem Drachen vier Köpfe ab. „Hätt' ich nur ein paar Tröpfchen Blut von meinen Schweinen," sagte der Drache, „dann hätt' ich mehr Kraft." —„Ja, und hätt' ich nur 'n Krüstchen Brot!" sagte der Jäger. Darnach ging er nach Hause mitsamt den zwanzig Schweinen.

„Hör' mal," sagte der Edelmann zu seinem Diener, „ich möchte gern wissen, wie's morgen sein wird. Schleich' du hinter dem Schweinehirten her und sieh zu, was er angibt. Nimm aber Wein und Brot mit für den Fall, daß ihn die Kraft verläßt!"

So nahm der Diener denn eine Flasche Wein und hausbackenes Brot und folgte dem Jäger, als der am andern Morgen austrieb. Es waren dem Drachen beinahe schon alle Köpfe abgerissen, da sagte der wieder: „Hätt' ich jetzt nur ein paar Tröpfchen Blut von meinen Schweinen, dann hätt' ich mehr Kraft." — „Ja, und hätt' ich nur 'n Krüstchen Brot," sagte der Jäger. Sofort sprang der Diener vor, schlug der Flasche den Hals ab und reichte sie, samt dem Brot, dem Jäger. Der trank den Wein so quantsweise aus und aß sich am Brot satt. Und dann warf er sich wieder dem Drachen entgegen und riß ihm die letzten Köpfe ab. Aus dem allerletzten Kopf wischte ein Hase. Aber da war der Jäger schon ein Windhund, sprang dazu und biß den Hasen tot. Da kam aus dem Hasen eine Taube; sofort war der Jäger ein Adler und erwürgte sie. Und nun nahm er aus dem Taubenkopf den Stein und ging vergnügt zum Edelmann.

Der war von Herzen froh und behielt den Jäger einige Tage bei sich, um ihn recht zu pflegen. Danach marschierte mein Jäger ab, um den gläsernen Berg, das verwunschene Königreich, zu erlösen. Er flog auf die Spitze des Berges und warf das Steinchen hinein; dann eilte er, was er konnte, fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, so gab es einen fürchterlichen Knall. Nun war alles rundum erlöst.

Wie es wieder still geworden war, wanderte der Jäger nach dem erlösten Schlosse. Seine Frau stand am Fenster und erkannte ihn sofort. Als sie hinauslief, um ihn zu begrüßen, riefen die Schwestern: „Was fällt dir ein? Was willst du jetzt schon wieder

tun? Wir sind knapp erlöst, und nun willst du uns wohl aufs neue verderben?" Aber die Prinzessin hörte nicht darauf, sondern rief ihrem Vater und ihren Schwestern zu: „Das ist ja unser Erlöser!" — lief ihrem Mann entgegen und fiel ihm um den Hals.

Nun kann man sich denken, wie glückselig alle waren! Die alte Mutter und die Kinder wurden geholt; der König gab die Regierung an seinen Schwiegersohn ab, und alle lebten miteinander glücklich und in Freuden bis an ihr Ende.

Die beiden Goldkinder



Vor vielen, vielen Jahren geschah es einmal, daß zwei Mägde im Feld nicht weit von der Landstraße arbeiteten; die eine rupfte Hanf, die andere schnitt Korn; sie sprachen aber miteinander von mancherlei und waren lustig und guter Dinge. Auf einmal kam auf einem stattlichen Roß der junge König herangeritten. Die Mägde ließen von ihrer Arbeit, standen und staunten. Als der König ganz nahe war, grüßte er die Jungfern freundlich, und da rief die jüngere gleich der ältern zu: „Wenn mich der König zum Weibe nähme, würde ich ihn und seinen ganzen Hof mit meinem Hanf bekleiden!" „Und ich," sagte die ältere, „würde, wenn er mich zu seiner Köchin machte, ihn und sein ganzes Haus mit meinem Korn ernähren!"

Diese Reden hatte der König gehört, und da sie ihm wohlgefielen, schickte er am folgenden Tage nach den beiden Mägden und wählte sich die jüngere zu seiner Gemahlin, die ältere aber machte er zu seiner Oberköchin und gab ihr die Aufsicht über alle Bäcker und Köche des Reiches. Anfangs fühlten sich beide Mägde sehr glücklich, bald aber erwachte in der älteren der gelbe Neid: sie wäre selbst gerne in der Stelle ihrer jüngern

Freundin gewesen. Darum erdachte sie bei sich einen Plan, wie sie dieselbe verderben sollte. Sie stellte sich gegen die junge Königin sehr untertänig und treu, und diese in ihrem arglosen Herzen liebte sie wie zuvor, als sie noch Gespielinnen waren. Nun kam aber die Zeit, daß die junge Königin gebären sollte; die Köchin hatte unter gutem Vorwande alle Leute aus der Nähe entfernt; die Königin gebar zwei wunderliebliche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen mit goldenen Haaren. Die arge Köchin nahm nun diese schnell, ohne daß es die kranke Königin merken konnte, eilte mit ihnen in den Hof und begrub sie in den Mist, lief dann wieder hinein und legte ein Hündchen und ein Kätzchen an die Stelle der Kinder und setzte sich neben das Bett. Bald darauf bat die Königin ihre Freundin, sie möchte ihr die Kinder zeigen. Da fing diese an zu jammern und zu klagen: „O Gott, wünsche dir das nicht; es ist ein großes Unglück geschehen.“ Damit stand sie auf und lief wehklagend hinaus und erzählte es den Hofleuten, und diese erzählten es weiter und bald kam es an den König. Als dieser hörte, daß sein Weib einen Hund und eine Katze geboren hätte, ward er sehr zornig und ließ gleich die beiden Tiere ersäufen und sein Weib lebendig begraben. Nicht lange danach heiratete er die Köchin. Aus dem Mist aber, worin die beiden Kinder begraben worden, wuchsen zwei goldene Tannenbäumchen hervor, so schön, daß es eine Lust war, sie anzuschauen, und der König besonders hatte große Freude daran. Doch der Königin pochte immer das Herz, wenn sie die Bäumchen sah, und am Ende konnte sie ihren Anblick nicht mehr ertragen; sie stellte sich daher krank und sprach zum König: sie könne nicht eher genesen, bis sie nicht auf Brettern ruhe, die aus den beiden Tannenbäumchen gemacht worden wären. So leid es dem König um die Bäumchen tat, so ließ er es doch geschehen, daß man sie fällte und daraus zwei Bretter für das königliche Ehebett machte. In der Nacht aber, als der König und die Königin zuerst darauf ruhten, fingen beide Bretter auf einmal an zu reden. „Brüderchen,“ sprach das eine, „wie drückt es mich so schwer, auf mir liegt die böse Stiefmutter!“ „Schwesterchen,“ sagte das andere, „wie ist mir so leicht, auf mir liegt der

gute Vater!" Der König schlief fest und hörte nichts; die Königin jedoch hatte alles wohl vernommen und war voller Unruhe die ganze Nacht.

Als es Tag wurde und der König erwachte, sprach sie: „Ach lieber Mann, die Bretter taugen gar nichts, mein Übel ist nur ärger geworden, laß uns sie verbrennen!" Der König widerredete nicht, denn er wünschte ja, sein Weib solle gesund werden. Alsbald wurde der Ofen geheizt, und als die Glut groß genug war, ließ die Königin die zwei Bretter hineinwerfen und sah zu, wie sie verbrannten. Zwei kleine Funken aber waren herausgesprungen und in die Gerste gefallen, das hatte die Königin nicht bemerkt. Bald darauf gab die Magd die Gerste den Schafen, und ein Mutterschaf aß die beiden Funken mit und nach einiger Zeit brachte es zwei Lämmlein mit goldner Wolle zur Welt. Der König hatte große Freude darüber, aber als die Königin sie sah, gab's ihr einen Stich ins Herz, daß sie gleich krank wurde. Man verordnete ihr allerlei, allein sie konnte nicht gesund werden; da sagte sie endlich, wenn sie die Herzen der beiden Lämmlein äße, müßte ihr das wohl helfen. Was sollte nun der König tun; er mußte zulassen, daß sie geschlachtet wurden. Die Herzen briet man und brachte sie der Königin; die Gedärme aber wurden in den Fluß geworfen; zwei Stücke nun wurden weithin vom Wasser fortgeführt und endlich ans Ufer ausgeworfen. Hier wurden daraus wieder die zwei Kinder mit den goldnen Haaren und waren gleich so groß, als wären sie seit ihrer Geburt immer gewachsen; nur blieben sie nackt, denn noch keine Mutter hatte ihnen ja ein Hemdchen angelegt. Sie waren aber so lieblich und schön, daß die Sonne auf ihrem Tagesgange stehen blieb, sich nicht satt sehen konnte und sieben Tage nicht unterging.

Da es nun so lange nicht Nacht werden wollte, so wunderte sich des unser Herrgott und dachte: „das hast du doch nicht also geordnet!" Er kam daher zur Sonne und fragte sie, warum sie so lange am Himmel verweile und nicht untergehe? Da zeigte sie ihm unten auf der Erde die beiden schönen Kinder, wie sie an dem Flusse spielten. Unser Herrgott war entzückt und ge-

rührt bei dem Anblick der Kleinen, welche so mutterseelenallein und nackt waren und sprach: „Ich will mich ihrer annehmen.“ Da stieg er auf die Erde als ein alter guter Mann, und die Kinder liefen, sobald sie ihn sahen, gleich zu ihm und waren froh. Da gab er jedem ein Hemdchen und ein goldnes Hämmerchen und sprach: „Gehet nur immer auf der Straße fort, da werdet ihr in die große Stadt kommen; klopfet an die Türen an, und wo man euch aufmacht, da tretet ein. Wenn nun ein freundlicher Mann euch fragt, wer ihr seid, so erzählt ihm dieses Märchen.“ Nun erzählte ihnen unser Herrgott ihre ganze Lebensgeschichte, ging dann fort und stieg wieder in seinen Himmel hinauf. Die Kleinen aber wandelten weiter und kamen endlich in die große Stadt; sie klopften an viele Türen, aber keine wurde ihnen aufgetan; zuletzt kamen sie auch an den Palast des Königs. Sowie sie hier anklopften, öffneten sich gleich von selbst die großen Flügeltüren. Sie traten ein, und es saß der König gerade in tiefem Nachdenken und härmte sich, daß er keine Kinder hatte; indem fiel sein Blick auf die kleinen himmlisch schönen Kinder mit den goldnen Haaren. „Kommt her,“ rief er, „was für ein Engel hat euch zu mir gesendet? erzählt mir's!“ Die Kleinen gingen hin, setzten sich ihm vertraulich auf die beiden Knie und liebkosten ihn; der Knabe fing darauf an zu erzählen, wie ihn unser Herrgott gelehrt hatte und wenn er etwas ausließ oder nicht gut erzählte, verbesserte ihn sein Schwesterchen.
„Gott, o Gott!“ seufzte der König, als die Erzählung zu Ende war, und in dem Augenblicke trat auch die Königin ein. Als sie die Kinder erblickte, erfaßte sie ein grausiges Entsetzen; sie kehrte um, schlug die Türe hinter sich zu und lief wie wahnsinnig fort. Die Kinder aber saßen dem König auf dem Schoße ruhig und voller Unschuld und wußten nicht, warum er so schwer geseufzt und die Frau sie so entsetzlich angesehen hatte.
Endlich sagte er: „O ihr meine lieben Kinder, das ist kein Märchen, was euch der alte Mann erzählt hat, sondern euere und meine wahrhaftige Geschichte. Der alte gute Mann aber ist der liebe Gott, der alles so wunderbarlich geleitet und nun offenbart hat. Wehe, wehe der bösen Königin!“ Damit ging er hin-

aus und gab Befehl, daß man sein Weib sogleich lebendig begraben solle. Aber man konnte sie lange nicht finden; endlich traf man sie am Ufer des Flusses, wie sie sich die Haare zerraufte. Sie hatte sich erhängen wollen, allein der Strick war zerrissen, darauf hatte sie sich ins Wasser gestürzt; allein der Fluß hatte sie wieder herausgeworfen; nun wurde sie ergriffen und lebendig verscharrt; die Erde behielt sie nun und bedeckte ihre große Sünde mit. Der König aber schickte nun sogleich in das Land der sieben Zwerge um Wasser des Lebens, ließ seine rechte Gemahlin ausgraben und machte sie lebendig. Beide lebten nun froh und vergnügt und hatten große Freude an ihren Kindern. Der Knabe wurde ein stattlicher Jüngling und Nachfolger im Reiche seines Vaters, das Mädchen eine wunderschöne Prinzessin. Ach, die war so schön, so schön, daß es nicht zu beschreiben ist; ich will nur dieses sagen: wenn sie ausging, neigten sich alle Blumen vor ihr demütig, und alle jungen Kaiser und Könige warben um ihre Hand. Da sie aber gelobt hatte, nur den zu heiraten, der das beste Herz habe, so nahm sie zuletzt einen armen Kohlenbrenner, denn damals hatte der das beste Herz in der Christenheit.

Auch du hättest sie wahrlich gerne bekommen;
Allein dich hätte sie nicht genommen!

Großmütterchen Immergrün



Es war einmal eine kranke Mutter, die hatte Herzweh nach Erdbeeren und schickte deshalb ihre beiden Kinder ins Holz, daß sie ihr welche suchten. Als das Körbchen voll war — keins aber hatte eine gegessen, so lieb hatten sie die Mutter —, da kam ein altes Mütterchen daher, das war ganz grün angezogen und sprach zu ihnen: „Ich bin hungrig und kann mich nicht mehr bücken, so alt bin ich; schenkt mir ein paar Erdbeeren." Und sie erbarm-

ten sich der alten Frau und schütteten ihr das Körbchen in den Schoß. Als sie hierauf forteilten, um andere zu pflücken, rief das Mütterchen sie zurück, nahm sie bei der Hand und sagte: „Nehmt die Erdbeeren nur wieder, ich finde doch schon welche; und weil ihr ein so gutes Herz habt, schenke ich dir eine weiße und dir eine blaue Blume. Nehmt sie wohl in acht, bringt ihnen alle Morgen frisches Wasser, und zankt nicht miteinander!" Sie dankten und eilten nach Hause. Als die Mutter die erste Erdbeere an die Lippen brachte, da war sie gesund, und das hatte Großmütterchen Immergrün getan; und als die Kinder die Geschichte erzählten, da dankte sie der holden Frau und freute sich der Kinder, und so oft diese die Blumen ansahen, die immer frisch und lieblich waren, gedachten sie an das Wort: „Zankt nicht miteinander!" Eines Abends jedoch entzweiten sie sich und gingen friedlos zu Bette; und als sie am Morgen die Blumen tränken wollten, siehe, da waren sie kohlrabenschwarz. Da erschraken sie, nahmen sie traurig in die Hand und weinten viele, viele Tränen auf die Blumen; und siehe, die weiße wurde wieder weiß, die blaue wieder blau. Seit dem Tage haben sie immer Frieden miteinander gehalten; und die Mutter hat sie gesegnet im Leben und im Tode. So sind also die Blumen ein großer Schatz für sie geworden und haben sie Großmütterchen Immergrün lieb gehabt bis in ihren Tod.

Siebenschön



In einem Dorfe wohnten ein paar arme Leute in einem kleinen Häuschen, die hatten eine einzige Tochter. Das Mädchen besorgte ihnen den Hausstand, sie wusch, fegte, kochte und schaffte alles, was zu tun war; das Gärtchen vor dem Hause war immer wohl bestellt, im Hause war alles so blank und reinlich, daß es

ein Lust anzusehen war. Es gab auch kein Mädchen in der ganzen Gegend, die geschickter im Nähen und Sticken gewesen wäre, und damit verdiente sie ihren armen Eltern das Brot; denn feine Arbeit wird immer gut bezahlt. Weil das Mädchen aber schöner war, als sieben andere zusammen, so nannten die Leute sie Siebenschön. Sie war dabei so sittsam, daß, wenn sie Sonntags zur Kirche ging, was sie fleißig tat, sie immer einen Schleier vor dem Gesichte trug, damit die Leute sie nicht angaffen sollten. Da sah sie nun einmal des Königs Sohn, und sie war so schlank wie eine Esche, da verliebte er sich in sie und hätte herzlich gerne auch einmal ihr Gesicht gesehen, aber das konnte er nicht vor dem Schleier. Er sprach zu seinen Dienern: „Warum trägt Siebenschön immer einen Schleier, daß man ihr Gesicht nicht sehen kann?" Die Diener antworteten: „Das tut sie, weil sie so sittsam ist." Da sandte der Königssohn einen Diener mit einem goldenen Fingerreif zu Siebenschön und ließ sie gar sehr bitten, heute abend bei der großen Eiche zu sein, er hätte was mit ihr zu sprechen. Siebenschön ging hin, denn sie dachte, gewiß will der Prinz bei dir ein Stück feine Arbeit bestellen. Als aber der Prinz sie nun sah, da verliebte er sich noch viel mehr und verlangte sie zur Frau. Doch Siebenschön sprach: „Du bist so reich und ich nur so arm; dein Vater wird sehr böse werden, wenn er hört, daß du mich zur Frau genommen." Aber der Prinz bat so viel und sagte, wie lieb er sie hätte; da sagte Siebenschön endlich: „Wenn du noch ein paar Tage warten willst, so will ich mich darauf bedenken." — Aber schon am andern Tage schickte der Königssohn seinen Diener zu Siebenschön, der brachte ihr ein paar silberne Schuhe und bat sie, sich heut abend wieder bei der Eiche einzufinden, denn der Prinz wollte mit ihr sprechen. Siebenschön ging hin, und als der Prinz sie sah, so fragte er, ob sie sich schon besonnen hätte.

Da antwortete Siebenschön: „Ich habe mich noch nicht bedenken können, denn meine Tauben und Hühner wollten gefüttert, der Kohl mußte geschnitten und die Hemden sollten genäht werden; aber was ich dir sagte, ich bin so arm und du so reich, dein Vater wird böse werden, darum kann ich nicht deine Frau

werden." Da bat sie aber der Prinz wieder so viel, daß sie endlich sagte, sie wollte sich ganz gewiß bedenken und mit ihren Eltern sprechen. Am anderen Tage schickte er durch seinen Diener ein prächtiges goldenes Kleid und ließ sie bitten, heute abend wieder zu der Eiche zu kommen. Siebenschön ging abends auch wieder hin und der Prinz fragte, wie sie sich denn nun besonnen hätte. „Ach," sagte Siebenschön, „ich habe mich nicht bedenken können und meine Eltern habe ich auch noch nicht gefragt, es gab den ganzen Tag wieder so viel zu schaffen in und außer dem Hause, daß ich nicht dazu kommen konnte; aber was ich immer gesagt habe, dabei muß ich bleiben, ich bin viel zu arm und du zu reich und dein Vater wird sehr böse werden." Nun ließ der Prinz gar nicht mit Bitten nach und stellte ihr vor, daß sie endlich Königin werden sollte, er würde ihr auch ganz gewiß treu bleiben und keine andere heiraten, was da auch kommen möchte. Da Siebenschön nun sah, wie lieb er sie hatte, so sagte sie endlich ja.

Von nun an trafen sie sich jeden Abend bei der Eiche und waren ganz glücklich, denn sie liebten einander recht von Herzen. Der König sollte es nicht wissen; aber es war da eine alte garstige Dirne, die sagte es ihm endlich doch, daß sein Sohn mit Siebenschön jeden Abend spät zusammenkäme. Da ward der König ganz grimmig und schickte seine Leute hin, Siebenschöns Haus in Brand zu stecken, damit sie darin verbrenne. Siebenschön saß am Fenster und stickte; als sie aber merkte, daß das Haus brenne, sprang sie geschwind hinaus und gerade hinein in einen leeren Brunnen; ihre armen Eltern aber verbrannten beide mit dem Hause.

Da war es ihr erst gewaltig gram und so traurig ums Herz, daß sie tagelang im Brunnen saß und weinte. Nachdem sie aber ausgeweint, arbeitete sie sich allmählich hinauf und grub sich dann mit ihren feinen Händen etwas Geld aus dem Schutt ihres verbrannten Hauses.

Dafür kaufte sie sich Mannskleider. Dann ging sie zum Könige an den Hof und bat, er möge sie doch als Bedienten annehmen, sie heiße Unglück. Dem Könige gefiel der hübsche junge Mensch und er nahm ihn zum Bedienten an. Sie war nun immer treu

und fleißig, und bald mochte der alte König Unglück von allen seinen Bedienten am liebsten leiden und ließ sich von keinem andern bedienen.

Der Königssohn aber, als er hörte, Siebenschöns Haus sei niedergebrannt, trauerte sehr, denn er meinte nicht anders, als daß Siebenschön auch mit verbrannt sei. Nachher aber wollte sein Vater, daß er sich eine Frau nehmen sollte; der alte König wollte seinem Sohn das Reich übergeben, aber dann mußte dieser auch eine Königin haben. Also freite der Prinz um eines andern Königs Tochter und ward mit ihr verlobt. Als nun die Hochzeit sein sollte, ward das ganze Land dazu eingeladen, und als der König mit seinem Sohn hinreiste, die Braut zu holen, mußten alle Bedienten mit. Das war eine traurige Reise für Unglück und es lag ihm so hart auf dem Herzen wie ein Stein. Er hielt sich immer hinten im Zuge, damit die Leute nicht seine Traurigkeit sähen; als sie aber in die Nähe des Schlosses der Braut kamen, hub er an zu singen mit klarer Stimme:

Siebenschön bin ich genannt,
Unglück ist mir wohl bekannt.

Da sagte der Prinz zu seinem Vater, neben dem er vorne an im Zuge ritt: „Wer singt doch da so schön?" — „Wer sollte es wohl anders sein," antwortete der Alte, „als Unglück, mein Bedienter?" Darauf sang er zum zweiten Male:

Siebenschön bin ich genannt,
Unglück ist mir wohl bekannt.

Da fragte der Königssohn wieder: „Wer singt doch da? Sollte es wirklich Unglück, dein Bedienter sein, lieber Vater?" — „Ja, gewiß," sagte der alte König, „wer anders sollte wohl so schön singen, als Unglück, mein Bedienter?" Nun waren sie ganz nahe vor das Tor des Schlosses der Braut angekommen, da sang Unglück zum dritten Male:

Siebenschön bin ich genannt,
Unglück ist mir wohl bekannt.

Als der Prinz das nun wieder hörte, wandte er schnell sein Pferd um und ritt hintenhin zu Unglück und sah ihm einmal scharf

ins Gesicht; da erkannte er Siebenschön und nickte ihr ganz freundlich zu, dann aber ritt er wieder weg.

Als sie nun alle beisammen waren auf dem Schlosse der Braut und ward eine große Gesellschaft da, so sagte der König, der Vater der Braut: „Wir wollen Rätsel spielen, und der Bräutigam soll anfangen." Da fing der Königssohn an: „Ich habe einen Schrank, und vor einiger Zeit verlor ich den Schlüssel dazu; da ging ich gleich hin und kaufte mir einen neuen; als ich aber nach Hause kam, fand ich meinen alten wieder; nun frage ich dich, Herr König, welchen Schlüssel soll ich zuerst gebrauchen, den alten oder den neuen?" Der König antwortete sogleich: „Natürlich den alten!" Da sagte der Königssohn: „So behalte du nur deine Tochter, hier ist mein alter Schlüssel." Da griff er Siebenschön bei der Hand und führte sie mitten unter sie; der alte König aber, sein Vater, rief: „Nein, das ist ja Unglück, mein Diener!" Doch der Königssohn antwortete: „Lieber Vater, es ist Siebenschön, meine Frau!" Da gingen allen die Augen auf, und sie sahen nun erst, wie schön sie war.

Die diebische Spinnstube



Es war einmal ein Dorf, wenn da die Liebesleute in den Spinnstuben beisammen saßen, so war es von alten Zeiten her Sitte, daß jeden Abend ein Paar in die Obstgärten einbrechen und für die ganze Gesellschaft Äpfel und Birnen stehlen mußte. Da kam die Reihe denn auch einmal an ein Pärchen, das sollte von den schönen Birnen aus des Pfarrers Garten holen, die waren so mürbe wie Taffent. Die Braut wollte durchaus nicht mit in den Garten hinein und blieb draußen am Zaune stehen, der Bräutigam aber stieg mit einem Sacke, den er mitgebracht hatte, auf den Baum und fing an, ihn vollzupflücken.

Nun war der Pfarrer, obgleich er nicht hatte heiraten dürfen und keine Kinder hatte, doch ein rechter Geizhals; seine blanken Dukaten ließen ihn manches Mal nicht schlafen, und auch in dieser Nacht war er noch auf den Beinen. Und als der junge Bauer eben mitten im besten Einsacken war, sah er ein Licht vom Pfarrhause sich her bewegen; der Pfarrer kam mit einer Leuchte und trug einen Kessel voll Geld und hatte den Teufel bei sich. Gerade unter dem Birnbaum machte er halt, fing an, ein Loch zu graben und merkte nicht, daß der Bräutigam oben im Geäst saß. Der Teufel schrie immerzu: „Hei kucket! hei kucket!" (er guckt); aber der Pfarrer hatte kein Arg daraus und ließ sich nicht stören. Endlich setzte er den Geldkessel in die Grube hinein und machte mit dem Teufel aus: den Schatz solle niemand heben können, es sei denn, daß ein junges Ehepaar in der Brautnacht splitterfaselnackt angeritten käme, die Pferde an den Zaun bände und den Kessel unter dem Birnbaum ausgrübe. Er beschwor auch den Teufel bei allen Höllenstrafen, daß er das Geld unter keiner andern Bedingung hergeben solle, und dachte: das geschieht in alle Ewigkeit nicht. Darauf ging er mit dem Teufel fort, und der Bräutigam stieg vom Birnbaum herunter und erzählte sogleich seiner Braut, was er gesehen und gehört hatte.
Drei Wochen darauf hatte das Paar schon Hochzeit. In der Brautnacht aber ritt es zusammen splitterfaselnackt durch die Gartentür bis unter den Birnbaum, band die Pferde an den Zaun und hob des Pfarrers Schatz.
Ebenso ungehindert und voller Freude brachten sie den Geldkessel nach Hause und luden noch nachträglich die ganze Spinnstube zur Hochzeit ein; da sollen sie wieder von des Pfarrers Birnen geschmaust haben.

Wie der Teufel das Geigenspiel lernte



Ein Soldat, der seine Zeit abgedient hatte und von seinem Regimente entlassen war, kehrte auf seiner Heimreise spät abends ganz ermüdet in einem Wirtshause ein und bat um Herberge. Der Wirt entgegnete, daß er ihm diese Bitte bei dem besten Willen nicht gewähren könne, weil alle Zimmer dergestalt besetzt seien, daß er auch nicht eine einzige Person mehr unterzubringen vermöge. Der Soldat überzeugte sich alsbald davon, daß der Wirt die Wahrheit gesprochen habe, sagte aber auch: „Weiter kann ich nun heute einmal nicht; ist denn gar kein Rat zu schaffen, Herr Wirt?" — „Ja," sagte der Wirt, wenn du den Mut hast, da unten in dem schönen Schlosse zu schlafen. Essen und Trinken kannst du bei mir so viel bekommen, als du willst, aber ich muß dir nur sagen, es ist mehr als einer hinuntergegangen, jedoch keiner wiedergekommen. Dies Schloß mit einem herrlichen Rittergute gehörte einem meiner Verwandten, der es aus Bosheit dem Teufel verschrieben hat; dieser treibt nun da unten, hauptsächlich des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr sein Wesen, und weder ich noch andre, die es versucht haben, können sich dort aufhalten. Hast du aber Mut, dazubleiben und gelingt es dir, den Bösewicht zu vertreiben, so sollst die Wahl unter meinen drei Töchtern haben und das Schloß und Rittergut dazu." — Will's versuchen," sagte der Soldat, aß und trank sich erst satt, nahm dann zwei geladene Pistolen, schnallte sich einen großen Säbel um und wanderte mit zwei Wachskerzen hinab ins Schloß. Hier suchte er sich das beste Zimmer aus, in dem ein prächtiges Bett, Sofa, Tische und Stühle vom feinsten Holze und blank poliert standen, und da ließ er sich nieder. Darauf sah er sich auch noch anderweitig im Schlosse um und fand eine vollständig eingerichtete Schreinerwerkstatt mit einer Hobelbank und allem dazu gehörigen Gerät; auch waren viele Schlosserwerkzeuge

darin, wie Feilen, Schraubstöcke und anderes derart. Als er sich alles im Schlosse angeguckt hatte, kehrte er wieder auf sein Zimmer zurück, und da ihm die Zeit lange wurde, nahm er eine Geige, die neben der Wanduhr hing, herunter und fing drauf an zu spielen, nachdem er den blanken Säbel und die geladenen Pistolen auf den Tisch neben die Wachskerzen gelegt hatte. Kaum aber hatte die Glocke elf geschlagen, als über ihm auf dem Boden ein solches Getöse entstand, daß das ganze Schloß erbebte; er horchte einen Augenblick auf, ließ sich aber nicht weiter stören und spielte wacker seine Violine. Das Getöse aber kam immer näher und näher und mit einem Male wurde die Türe sperrangelweit aufgerissen und der Teufel mit Pferdefuß und Bockshörnern stand vor ihm und schnauzte ihn an, was er hier mache. „Ich logiere hier," sagte lachend der Soldat, „das siehst du ja wohl!" — „Aber das ist ja mein Eigentum," schnaubte der Böse weiter, „und ich werde dir den Hals brechen." — Nun, nun, nun, so rasch ist das nicht getan," sagte der Soldat, „und wenn es dein Eigentum ist, so ist's mir auch gleichgültig; mein Schlafgeld bezahle ich dem Wirt, der hat mich hier hingewiesen, und willst du's dir von dem holen, so ist dir das unbenommen." Diese Unerschrockenheit gefiel dem Teufel so sehr, daß sich sein Zorn nicht nur ganz legte, sondern daß er den Soldaten sogar bat, er möge doch noch einige seiner lustigen Stücke spielen, die er vorher schon gehört. „Das kann wohl geschehen," sagte der Soldat; „hast du aber solch Vergnügen am Spiel, so gib genau acht, wie ich's mache, dann lernst du's auch und kannst dir nachher selber was vorspielen." Nachdem er ihm darauf eins seiner besten Stücke vorgespielt hatte, gab er ihm die Geige in die Hand und sagte: „Nun mach's nach!" Der Teufel nahm die Geige, war aber so ungeschickt, daß er bei jedem Griffe eine Saite zerdrückte. Da rief der Soldat: „Halt, so grausam darfst du nicht drücken, da lernst du's im Leben nicht." Der Teufel aber sagte: „Ich drücke ja gar nicht, sieh doch nur her, ich fühle ja kaum etwas unter den Fingern." — „Das ist's eben," sagte der Soldat, „du hast Schwielen unter deinen Krallen, so dick wie ein Brett, damit sollst du etwas fühlen! Doch weil ich sehe, daß

du wirklich Lust hast, das Geigenspiel zu lernen, so will ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen und dich tüchtig dazu vorbereiten. Komm mit in die Schreinerei, da sind Raspeln und Feilen, mit denen ich dir die Schwielen etwas von den Fingern nehmen kann, dann fühlst du die Saiten und sollst wohl noch ein tüchtiger Spielmann werden." Darüber war der Teufel ungemein erfreut, und sogleich gingen sie in die Schreinerei, wo der Soldat eine kleine Feile nahm und an den Schwielen etwas zu feilen begann, dann aber zum Teufel sagte: „So geht's nicht recht, so haben die Finger keinen rechten Halt, und wenn ich mit der Feile drauf drücke, geben sie immer nach, du mußt sie hier in den Schraubstock stecken, zunächst die beiden Zeigefinger, auf die kommt es beim Spielen am meisten an." Auch das tat der Teufel gern und der Soldat schraubte nun zu, und wie er erst merkte, daß sie fest saßen, da drehte er aus Leibeskräften, daß der Teufel laut aufbrüllte vor Schmerz und rief: „Schraub' los, schraub' los, ich habe mich anders besonnen, das Geigenspiel ist mir leid, will's gar nicht lernen." Aber je mehr er schrie, je fester schraubte der Soldat zu und sagte endlich: „Du Bösewicht! Nun und nimmer sollst du hier wieder loskommen; dies Schloß mit allem Zubehör besitzt du mit Unrecht, und ehe du es nicht gutwillig wiedergibst, lasse ich dich nicht frei!" Da schrie und heulte der Teufel ganz jämmerlich, versprach Besserung und schenkte dem Soldaten das Schloß samt Zubehör und gelobte, sich auch in Zukunft so wenig als möglich auf der Erde sehen zu lassen, und auch nur dann, wenn er gerufen werde. Da erbarmte sich der Soldat endlich seiner und schraubte los; fort war er und hat sich nie im Schlosse wieder sehen lassen. Der Soldat aber heiratete des Wirts jüngste Tochter und sie lebten noch lange vergnügt in dem Schlosse.

Der Königssohn und die Teufelstochter


s war einmal ein König, der hatte in einem großen Krieg alle Schlachten nacheinander verloren; seine Heere waren alle vernichtet, und jetzt war er in der Verzweiflung daran, sich ein Leid anzutun. Da, in dem Augenblicke erschien vor ihm ein Mann, der sprach zum König: „Ich weiß, was dir fehlt; fasse Mut, ich will dir helfen, wenn du mir ‚en noa Sil' aus deinem Hause versprichst. Nach dreimal sieben Jahren will ich dann kommen und mir das Versprochene abholen." Der König wußte nicht, wie ihm geschah; er dachte, der fremde Mann meine ein neues Seil (en noa Sil = eine neue Seele, und e noa Sil = ein neues Seil, klingt im Siebenbürgischen gleich), und einen so geringfügigen Preis versprach er ohne weiteres. „Du hast ja," dachte er, „solche Sachen in deiner Gerätekammer in Menge!" Der König aber hatte lange keine Kinder gehabt und in der Zeit, daß er im Kriege war, ward ihm ein Sohn geboren, davon wußte er nichts; der fremde Mann aber wußte es, denn es war der Oberste der Teufel. Sowie der König das Versprechen gegeben hatte, entfernte sich der Fremde ein wenig aus seinen Augen, nahm eine eiserne Geißel mit vier Schwänzen und knallte damit nach den vier Winden. Siehe, da strömte auf einmal von allen Seiten zahlreiches Kriegsvolk herbei. Mit dessen Hülfe gewann der König bald eine Schlacht nach der andern, so daß in kurzem sein Feind um Frieden bitten mußte.

Darauf zog er heim in sein Reich, und seine Freude über den Sieg ward noch größer, als er hörte, daß ihm ein Sohn und Nachfolger geboren sei. Jetzt hielt er sich für den glücklichsten Menschen der Welt, denn er war erstens ein starker und gefürchteter König und wurde auch von seinen Untertanen geliebt; und dann hatte er einen Sohn, der war an Leib und Seele ohne Fehl und nahm immer mehr zu an Kraft und Schönheit. Dreimal sieben

Jahre waren bald zu Ende seit dem großen Kriege und der König hatte seines Versprechens schon ganz vergessen; da erschien plötzlich eines Tages der fremde Mann in der nämlichen Gestalt wie ehemals und forderte nach dem Vertrage „en noa Sil". Der König wollte sich recht dankbar bezeigen und ließ aus seiner Gerätekammer das längste neue Seil holen. Der Fremde aber wies es hohnlächelnd zurück und rief: „Eine neue Seele habe ich gemeint, und das ist dein Sohn, der damals geboren war; der ist nun mir verfallen und muß mir sogleich mitfolgen in mein Reich!" Da entsetzte sich der König, zerraufte sein Haar, zerriß seine Kleider, rang die Hände und wollte vor Schmerz fast vergehen. Das half aber alles nichts. Der Königssohn mit seinem unschuldigen, kindlichen Herzen tröstete den Vater und sprach: „Laßt es gut sein, Vater, dieser abscheuliche Höllenfürst wird mir doch nichts tun können!" Der Teufel fuhr zornig auf: „Warte, du junger Tugendspiegel, das sollst du mir schwer büßen!" damit faßte er ihn und führte ihn durch die Luft auf einmal in die Hölle.

Da war große Trauer im ganzen Königreich: alle Häuser wurden mit schwarzem Flor behangen und der König verschloß sich in seinem Gram in den Palast und war wie ein Toter unter Lebendigen.

Als der Höllenfürst mit dem Königssohn in seinem Reiche angelangt war, so zeigte er ihm das höllische Feuer und sagte, man werde jetzt noch siebenmal ärger heizen, und in dieses Feuer solle er morgen früh geworfen werden, wenn er in der kommenden Nacht nicht tun könne, was er ihm auftrage. Es war aber in der Nähe ein ungeheurer Teich. Diesen sollte er, so verlangte der Teufel, in der Nacht trocken legen, in Wiese verwandeln, die Wiese mähen, Heu machen, das Heu in Schober bringen, daß man's am Morgen nur gleich einfahren könne. Darauf schloß der Teufel den Königssohn in ein einsames Gemach ein. Da ward dieser sehr traurig und verzagt und nahm Abschied vom Leben; denn daß er seinen Auftrag ausführen könne, daran durfte er nicht einmal denken. Auf einmal öffnete sich die Türe und herein trat die Teufelstochter und brachte zu essen. Als sie

den schönen Königssohn sah mit den verweinten Augen, da regte sich etwas in ihrem Herzen und sie erbarmte sich seiner und sprach: „Iß und trink und sei guten Mutes, ich will schon dafür sorgen, daß Alles geschieht, was mein Vater dir aufgetragen hat; zeige nur morgen früh ein heiteres Antlitz!" Damit ging sie fort. Der Königssohn aber blieb traurig. In der Nacht, als alles schlief, stand die Teufelstochter leise auf, ging an ihres Vaters Bett, verstopfte ihm die Ohren, nahm dann dessen eiserne Geißel mit den vier Schwänzen und ging hinaus vor den Palast und peitschte nach allen vier Weltecken, daß es tausendfach wiederhallte und das ganze Höllenreich erzitterte. Da sauste und brauste es in der Luft und es kamen von allen Seiten die Höllengeister herbei und fragten: „Was steht zu Befehl?" Die Teufelstochter gab ihnen den Auftrag: den Teich geschwind auszutrocknen, in Wiese zu verwandeln, Heu zu machen und dasselbe in Schober zu legen. Man hörte einige Zeit ein heftiges Sausen, wie wenn der Sturmwind einherfährt und einige heftige Schläge, dann aber wurde es still.
Als am frühen Morgen der Königssohn zum Fenster hinausblickte, so sah er zu seiner Verwunderung und Freude an der Stelle des Sees eine Menge Heuschober; er faßte nun Mut und sein Gesicht wurde heiter. Die Teufelstochter hatte, sobald alles vollendet war, ihrem Vater die Stopfen wieder aus den Ohren genommen und die Geißel neben ihn gelegt. Als der am Morgen erwachte, so freute er sich in seiner Bosheit, wie er den Königssohn nun bald im höllischen Feuer sehen solle. Wie erstaunte er aber, als er hinaus kam und sah, daß sein Auftrag vollzogen war! Da wurde er noch grimmiger und ging zum Königssohn und sprach: „Diesmal ist es dir gelungen, aber morgen wirst du mir dennoch die heiße Glut schmecken! Sieh den großen Wald da oben an dem Gebirge; den sollst du in der Nacht hauen, das Holz in Klaftern legen, daß man es morgen früh einführen kann. An die Stelle, wo der Wald war, sollst du einen Weingarten hinsetzen und die Trauben sollen gleich so reif sein, daß man morgen früh Weinlese halten kann!" Die Türe wurde darauf wieder geschlossen, und der Königssohn überließ sich abermals dem Kum-

mer, denn das, glaubte er, könne unmöglich geschehen. Da kam die Teufelstochter mit dem Essen, erkundigte sich um den neuen Auftrag und tröstete ihn wieder; er faßte Mut und ward ruhig. Die Teufelstochter aber tat in der Nacht ebenso, wie in der vorigen; sie verstopfte ihrem Vater die Ohren, knallte mit der Peitsche viermal in alle Weltecken, gab den Teufeln den Auftrag, und man hörte nur einigemal knallen und knarren und alles war fertig.

Am Morgen war der Teufelsfürst neugierig, ob das einfältige Menschenkind auch den zweiten Auftrag wohl ausgeführt habe, und er sah zu seinem Erstaunen, daß alles so war, wie er befohlen hatte. Sein Zorn stieg jetzt aufs höchste. „Auch diesmal ist es dir gelungen: allein ich will nun sehen, ob dein Menschenwitz zum drittenmal dich retten wird! Aus purem Sande sollst du in der kommenden Nacht eine Kirche bauen, mit Kuppel und Kreuz, die feststeht und zusammenhält." Der Teufelsfürst schloß hierauf die Türe und ging fort, der Königssohn aber ward betrübt und fing an zu verzagen. Als die Teufelstochter ihm wieder zu essen brachte, so fragte sie ihn gleich wieder, warum er so traurig sei, und er klagte ihr sein Leid und erzählte ihr von dem neuen Auftrag. „Das ist," sprach sie, „eine schwere Sache, und ich fürchte, das werde ich nicht zustande bringen; indes ich will es versuchen; allein schließe du kein Auge zu in der Nacht, damit du mich hörst, wenn ich dich rufe." Kaum war es Mitternacht, so nahm die Teufelstochter, nachdem sie ihrem Vater die Ohren verstopft hatte, wieder die mächtige Geißel und knallte nach allen vier Ecken der Welt. Da kamen die Diener gleich geschäftig herbei und fragten, was zu Befehl stehe. Als aber die Teufelstochter den Auftrag ihnen mitteilte, schraken alle zusammen und riefen: „Eine Kirche bauen! Das können wir nie und nimmer, selbst nicht aus Steinen oder Eisen, geschweige denn aus purem Sand!" Allein die Teufelstochter befahl ihnen strenge, gleich ans Werk zu gehen. Da eilten sie fort und fingen an zu arbeiten, daß ihnen der Schweiß rann und der Sand sich in Klumpen ballte, aber das Werk wollte nicht fortschreiten; mehrmals brachten sie die Kirche bis zur Hälfte, da stürzte sie wieder

zusammen; einmal war sie fast ganz fertig, die Kuppel gewölbt, es fehlte nur das Kreuz an der Spitze, allein als die Teufel dieses aufsetzen wollten, sank die ganze Kirche wieder zusammen. Wie die Teufelstochter sah, daß alles vergeblich und die Zeit bald vorüber sei, da entließ sie die Teufel und ging ungesäumt zum Königssohn ans Fenster und rief: „Auf, auf! noch kann ich dich retten, wenn du gerettet sein willst! Ich verwandle mich in ein weißes Pferd, sitze du schnell auf und ich trage dich heim!" Kaum hatte sie's gesagt, so stand da ein weißes Pferd, und der Königssohn schwang sich auf, und fort ging es im ärgsten Galopp.

Als am Morgen der alte Teufel erwachte, schien ihm alles so still; er griff nach der Peitsche, um sein Volk aufzuwecken, allein sie lag nicht an ihrer Stelle. Da tat er seinen Mund auf und schrie, daß die ganze Hölle erzitterte; dadurch fielen ihm auch die Stöpsel aus den Ohren, und nun hörte er, daß draußen alles Hausgesinde schon an der Arbeit war. Er dachte jetzt an den Königssohn und ging zu dessen Zimmer; allein als er hinkam, sah er die Türe offen, und der Königssohn war nicht da; er suchte nun schnell seine Geißel, endlich fand er sie in einer Ecke liegen. Er knallte damit nach den vier Winden, und alle Teufel aus seinem Reich kamen herbei und fragten: „Herr, was befiehlst du wieder? Wir haben uns die ganze Nacht müde gearbeitet, gönnst du uns denn gar keine Ruhe?" — „Wer hat's euch denn geheißen?" — „Deine Tochter tat es auf deinen Befehl!" — „Meine Tochter!" schrie der Höllenfürst wütend, „ha, die Menschengefühlige! Jetzt ist mir alles klar; sie hat mir die Ohren verstopft, sie hat die aufgetragenen Geschäfte mittelst meiner Macht verrichtet um des Elenden willen und ist jetzt mit ihm fort! Ha wartet, ich will euch noch beide gleich zurückholen!" Damit erhob er sich geradeauf in die Luft und sah den Fliehenden nach und erblickte sogleich das weiße Pferd und den Reiter. Er schoß sogleich wieder hinab und rief seinen Teufeln zu: „Auf, eilet fort dort hinaus, das weiße Pferd, das ihr antrefft, und seinen Reiter bringt mir tot oder lebendig hierher!" Alsbald wurde der Himmel schwarz von den Scharen, die dahinflogen. Als man

das Sausen von Ferne vernahm, rief das weiße Pferd seinem Reiter zu: „Schaue zurück, was siehst du?" — „Eine schwarze Wolke." — „Das ist das Heer meines Vaters, das uns verfolgt. Wir sind verloren, wenn du nicht genau erfüllst, was ich dir sage. Ich verwandle mich in eine große Kirche und dich in einen Pfarrer; stelle dich an den Altar und singe immer fort und gib keine Antwort, wenn man dich fragt." Der Königssohn versprach, alles so zu machen. Das Heer nahte heran und wunderte sich über die große Kirche; die Türen standen alle offen; es konnte jedoch niemand über die Schwelle, so viele es auch versuchten.

Der Königssohn stand als Pfarrer am Altar und sang immerfort: „Herr, sei mit uns! Herr, schirme uns!" Die Teufel hörten lange den wundersamen Gesang, und als der Pfarrer nicht aufhörte, so riefen sie, er solle ihnen Auskunft geben, ob er nicht ein weißes Pferd und einen Reiter darauf gesehen? Doch der Prinz hörte nichts, und da gingen sie weiter und zogen bis an das Ende des Höllenreiches, ohne etwas von einem weißen Pferd und dem Reiter zu sehen. Als sie unverrichteter Sache am Abend heimkehrten, da sprühte der alte Teufel Zornesflammen. Am andern Morgen erhob er sich wieder gerade aufwärts in die Luft und sah den Fliehenden nach; er erblickte in weiter Ferne die Kirche und hörte leise den Gesang, daß es ihm durch die Seele schnitt. „Das sind sie!" sprach er bei sich; „nun wartet, ihr werdet mich nicht überlisten!" Er schoß eiligst hinunter, versammelte noch eine größere Schar als die frühere und rief: „Flugs auf, eilet hin zur Kirche, zerstört sie von Grund aus und bringt mir einen Stein mit und den Pfarrer tot oder lebendig." Im Hui flogen die fort; allein unterdessen hatte die Teufelstochter sich wieder in das weiße Pferd verwandelt und den Pfarrer in den reitenden Königssohn und eilte auch weiter; bald aber hörten sie hinter sich wieder ein Brausen und Zischen. Das Pferd rief dem Reiter: „Schaue zurück; was siehst du?" — „Eine schwarze Wolke wie die vorige, nur noch größer und schrecklicher!" — „Das ist ein neues Heer meines Vaters. Tue wieder genau, was ich dir sage, sonst sind wir verloren. Ich verwandle mich in einen großen Erlen-

baum und dich in ein goldnes Vöglein; singe nur immer fort und lasse dich durch nichts beirren und schrecken!" Der Königssohn versprach, alles genau so zu tun. Das Teufelsheer war bald angelangt, siebenhundert Meilen weiter als da, wo die Kirche gestanden, aber es fand keine Spur, weder von der Kirche und dem Pfarrer, noch von dem weißen Roß und dem Königssohn. Als sie an den hohen Erlenbaum kamen, verwunderten sie sich sehr und standen still und sahen auf den Baum und das goldne Vöglein; das sang in einem fort: „Fürcht' mich nicht!" — „Fürcht' mich nicht!" — „Wenn doch nur das Vöglein einmal aufhörte," sprachen sie, „daß wir es fragen könnten nach der Kirche und dem Pfarrer, dem weißen Roß und dem Königssohn;" aber das Vöglein sang in einem fort. Da zogen sie weiter bis ans Ende des Höllenreichs und kehrten dann abends wieder unverrichteter Sache zurück.

Der alte Teufel sprühte abermals Zornesflammen; am andern Morgen erhob er sich wieder geradeauf in die Luft und sah nach den Fliehenden. Da erblickte er zweimal siebenhundert Meilen weit nur halb deutlich den hohen Erlenbaum und das goldne Vöglein, und der Gesang tönte leise zu ihm, daß es ihm durch die Seele schnitt. „Ha, ihr sollt mir doch nicht entkommen!" Sogleich schoß er nieder, versammelte eine noch viel größere Schar als früher und rief: „Auf, eilt fort und haut den Erlenbaum, den ihr gesehen habt, um, und bringt mir einen Span davon, das goldne Vöglein aber fangt und bringt es tot oder lebendig!" Flugs zog das Heer fort; der Erlenbaum und das goldne Vöglein darauf waren indes wieder zu Roß und Reiter geworden und waren bald abermals siebenhundert Meilen von der Stelle fort, wo der Erlenbaum gestanden; da vernahmen sie ein Brausen und Zischen. „Schaue zurück," sprach das weiße Roß, „was siehst du?" — „Eine schwarze Wolke, aber noch größer und schrecklicher als die frühere." — „Das ist das Heer meines Vaters; tue wieder genau, was ich dir sage, sonst sind wir verloren. Ich verwandle mich in ein Reisfeld und dich in eine Wachtel; laufe nur immerfort durch das Feld und singe, aber in einem fort und laß dich durch keine Fragen beirren!" Der Königssohn ver-

sprach es genau so zu machen. Das teuflische Heer kam mit Brausen näher, und war schon dreimal siebenhundert Meilen weit gezogen und sah und spähte nach allen Seiten, fand aber weder Kirche und Pfarrer, noch Erlenbaum und Goldvöglein, noch Roß und Reiter. Als sie das große Reisfeld erblickten, standen sie staunend still und sahen die Wachtel im Korn hin- und herlaufen und hörten ihren wundersamen Ruf: „Gott mit uns! Gott mit uns!" — „Wenn doch der Vogel nur einmal still stände und aufhörte zu rufen, daß wir ihn fragten!" Allein das tat er nicht, und so zogen sie bis an das Ende des Höllenreiches und kehrten am Abend unverrichteter Sache zurück.

Da kochte in dem alten Teufel die Wut: er fuhr am andern Morgen wieder geradeauf in die Luft, sah das große Reisfeld wie einen grauen Streifen und vernahm leise den Ruf der Wachtel, und es ging ihm durch Mark und Bein. „Ha, noch seid ihr in meiner Gewalt; ihr, meine Diener, alle auf, eilt hin und mäht das Reisfeld und bringt mir eine Garbe mit und fangt die Wachtel! — Doch halt! bleibt! Jetzt muß ich selbst ihnen nach; denn kommen sie über die viermal siebenhundert Meilen hinaus, so können sie meiner spotten; da hat meine Macht ein Ende!" Damit erhob er sich in die Luft und fuhr ihnen nach. Die Teufelstochter und der Königssohn waren als Roß und Reiter schon wieder ein gutes Stück fortgeflohen, noch fehlten ihnen nur sieben Meilen bis zu dem irdischen Königreich; da hörten sie hinter sich ein so heftiges Stürmen und Brausen, wie noch nie bisher. Das weiße Roß sprach zu seinem Reiter: „Schaue zurück; was siehst du?" — „Einen schwarzen Punkt am Himmel, noch schwärzer als die Nacht, daraus zucken feurige Blitze!" — „Wehe, wehe! Das ist mein Vater; wenn du jetzt nicht getreu befolgst, was ich dir sage, so sind wir verloren. Ich verwandle mich in einen großen Milchweiher und dich in eine Ente. Schwimme immer nur in der Mitte herum und halte das Haupt versteckt; laß dich nur ja durch keine Lockungen verleiten, das Haupt aus der Milch herauszuziehen oder ans Ufer zu schwimmen!" Der Königssohn versprach es genau so zu machen. Bald stand der alte Teufel am Ufer; aber den Verwandelten konnte er nichts

anhaben, wenn er nicht zuvor die Ente in seine Gewalt bekam; allein die schwamm in der Mitte des Weihers; erreichen konnte er sie nicht; das war zu weit; hinzuschwimmen getraute er sich nicht; denn in der reinen Milch müssen die Teufel ertrinken. So blieb ihm denn nichts übrig, als durch Schmeichelworte die Ente an sich zu locken: „Liebes Entlein, warum irrst du immer in der Mitte herum, schaue um dich; hier, wo ich bin, wie wunderschön ist es!" Das Entlein sah und hörte lange nicht; aber in seinem Innern regte sich allmählich die Lust, wenigstens einmal hinauszublicken.

Als der Versucher fortfuhr zu locken, blickte es denn einmal rasch auf; da hatte ihm der Böse sogleich das Gesicht geraubt, daß es stockblind war. Der Milchweiher wurde gleich etwas trüb und fing an zu gären, und eine klagende Stimme drang zu der Ente: „Wehe, wehe! was hast du getan!" Sie gelobte, sich jetzt durch nichts verführen zu lassen. Der Teufel aber tanzte am Ufer vor boshafter Freude und rief: „Aha, bald habe ich euch!" und versuchte nun auch, in der getrübten Milch zur Ente zu schwimmen, um sie zu packen; allein da er noch untersank, kehrte er gleich um. Lange lockte und reizte er wieder die Ente, sie möchte doch ans Ufer kommen; sie aber blieb ruhig und hielt das Haupt immer in der Milchflut und spottete zuletzt des Bösen. Da wurde der Teufel zornig und ungeduldig; er verwandelte sich auf einmal in eine große Kropfgans und schlürfte den ganzen Milchweiher samt der Ente ein; dann wackelte er langsam heimwärts. „Jetzt ist alles gut!" sprach eine Stimme aus der Milch zur Ente, und die Milch fing an zu gären und zu sieden. Dem Teufel wurde immer schwüler und bänger; nur mit Mühe konnte er sich fortbewegen. „Wäre ich nur daheim!" seufzte er; aber das war umsonst; schon hatte ihn die siedende Milch ganz aufgeblasen. Noch einige Schritte wankte er fort; plötzlich gab es ein lautes Krachen; er war zerplatzt und zerstoben und es standen da in jugendlicher Schönheit und Herrlichkeit der Königssohn und die Teufelstochter.

Nun zog der Königssohn mit der Teufelstochter in seines Vaters Reich; es war gerade der siebente Tag, seitdem der Teufel den

Königssohn entführt hatte, als sie anlangten. Da war großer Jubel im ganzen Land; die schwarzen Florgehänge wurden abgenommen, Grünreis und Blumen auf den Weg gestreut, und der alte König kam unter Pauken- und Trompetenschall den Einziehenden entgegen. Es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und der alte König übertrug seinem Sohne die Regierung, und er herrschte weise und gerecht wie sein Vater und herrscht heute noch, wenn er nicht gestorben ist.

Die Schlange



Vor alter Zeit, als noch das Schloß auf dem Hügel da droben stand, lebte darin ein Graf mit seiner Hausfrau. Sie hatten Güter in Hülle und Fülle und hätten das glücklichste Paar sein können, wenn ihnen nicht ein Kind und der häusliche Friede gefehlt hätten. Vom frühesten Morgen bis spät abends zankten und haderten Graf und Gräfin, und er hieß seine Frau nie anders als die hale (glatte) Schlange.

So war es viele Jahre gegangen und der Graf war schlimmer als je, als seine Frau endlich wider Erwarten in die Hoffnung kam. Da ward der schlimme Herr freundlicher und freute sich über den künftigen Erben. So blieb es viele Wochen lang, und man meinte, es sei der Friede für immer in das Schloß eingekehrt, da wurde es ärger als je; denn die Gräfin wurde, als ihre Zeit um war, von einer Schlange entbunden. Als der Graf sich in seiner Hoffnung so bitter getäuscht sah, war er noch erboster als früher in seiner schlimmsten Zeit, tobte wie ein wildes Tier, schalt seine Frau eine böse Hexe, die mit dem Teufel im Bunde stehe, und wollte die Schlange ohne weiteres töten. Aber die Gräfin bat so innig, daß er ihr Kind am Leben lasse, damit sie wenigstens sehe, was daraus werde; da gab er endlich nach.

Doch blieb er seitdem immer böse und kümmerte sich weder um Weib noch um Kind und ging seine Wege. Die Gräfin hatte aber die Schlange so lieb, als ob es der schönste Knabe wäre, und stand Tag und Nacht an der Wiege. Und der Wurm wuchs und wuchs, und die Gräfin hatte ihn immer lieber und pflegte ihn als ihr eigen Kind. So ging es viele Jahre hindurch und die Schlange war noch nie aus ihrer Kammer gekommen. Als sie zwanzig Jahr alt geworden war und die Gräfin eines Abends bei ihr saß, öffnete die Schlange plötzlich ihr Maul und fing an zu sprechen.

„Liebe Frau Mutter," sprach sie, „ich bin nun zwanzig Jahre alt und möchte heiraten; deshalb bitte ich Euch, seht Euch nach einer Braut für mich um." Die Gräfin war nicht wenig erstaunt, als sie ihr Kind sprechen hörte, und noch mehr über das, was es gesprochen hatte. Sie versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, und suchte für ihre Schlange eine Braut. Allein das war ein schweres Kuppeln, denn es mochte eine Dirne noch so heiratslustig sein, so wollte sie von einer solchen Versorgung doch nichts wissen. Die Schlange wiederholte tagtäglich ihre Bitte, und die Gräfin sah sich immer ängstlicher nach einer Braut für ihr Kind um, konnte aber keine auftreiben. Da kam ihr das Hennenmädel, das ein gar liebes folgsames Kind war, in den Sinn und sie dachte, dieses werde gewiß darauf eingehen und es für ein Glück schätzen, wenn es Frau Gräfin werden könne. Darin hatte sich aber die Mutter verrechnet, denn das Hennenmädel wollte, als ihm die Heirat mit der Schlange angetragen wurde, ganz und gar nichts davon wissen. Das Mädchen meinte, es werde, wenn es brav sei, wohl auch sonst durch die Welt kommen, und es könne die Schlange doch nicht gern haben. Lieber wolle es ein armes Hennenmädel bleiben und schwarzes Brot essen, als an der Seite eines so unheimlichen Tieres das reichste Leben führen. Wie die Gräfin dies hörte, ward sie böse auf das arme Mädchen und sprach: „Wenn du dein Glück verschmähst, werde ich schon eine andere finden." — Das hatte aber seine Zeit, und die Gräfin mußte überall, wo sie für ihr Kind warb, mit langer Nase abziehen. Da wandte sie sich wieder an das liebe fromme Hen-

nenmädel und gab ihm viele schöne, süße Worte. „Sei doch nicht so dumm und steh nicht selbst deinem Glück im Wege," redete sie ihr zu. „Wenn du mein Kind heiratest, wirst du Gräfin und bist für dein Lebtag gut aufgehoben. So aber mußt du immer die Hennen füttern und bleibst die geringste Dirne, während dir, wenn du meinem Rate folgst, Ehre und Reichtum lachen." So lag ihr die Gräfin an und sprach ihr zu, daß es dem armen Kinde im Kopf wie ein Mühlrad herum ging und es nicht wußte, was es tun sollte. Die Gräfin drang, wie sie die Ratlosigkeit des Mädchens sah, noch heftiger in sie, bis das Kind endlich, um der Gräfin los zu werden und sich sammeln zu können, drei Tage Zeit verlangte, um sich darüber zu bedenken. Die Gräfin war damit zufrieden und verließ das Kind. Am folgenden Tage kam sie aber schon wieder und fragte nach dem Entschluß und redete dem Mädchen wieder zu. So machte sie es auch am zweiten. Da wußte sich das Kind nicht zu helfen und dachte: „Wenn mir der Himmel nicht guten Rat gibt, weiß ich nicht, was zu tun ist. Wenn ich die Schlange nicht heirate, dann habe ich keine Ruhe mehr, denn die Frau ist gar so mühelich; und sie zu heiraten habe ich auch keine Lust." In diesen Zweifeln ging es hinauf in den Gang des Schlosses, wo in einer Ecke ein gar schönes Muttergottesbid stand. Das Mädchen hatte dazu eine besondere Andacht, und hatte in verschiedenen Anliegen schon oft Erleichterung dabei gefunden.

So oft es daran vorbeiging, sprach es deshalb ein Ave Maria, und dann fühlte es sich besser und wohler; es kniete auch diesmal vor der Muttergottes nieder und betete recht andächtig um Rat, was es tun solle. Als das Mädchen schon lange gebetet hatte und es meinte, die Muttergottes müsse „Ja" winken oder „Nein" schütteln, fing das wunderbare Bild auf einmal an zu sprechen: „Dein Gebet ist erhört; heirate der Gräfin Kind; denn du bist berufen, es zu erlösen. Es ist wegen des sündhaften Lebens seiner Eltern zwar eine Schlange, du kannst ihm aber die menschliche Gestalt wiedergeben. So höre denn: Wenn du in der Hochzeitnacht bei der Schlange allein in der Brautkammer sein wirst, wird sie sagen: ‚Zieh' dich aus!' Da mußt

du erwidern: ‚Zieh' du dich zuerst aus,' und die Schlange wird sich einmal häuten. Dann wird sie wieder sagen: ‚Zieh' dich aus,' und dann mußt du wieder entgegnen: ‚Zieh' du dich zuerst aus.' Die Schlange wird sich dann wieder häuten. So muß es sieben Male geschehen, und wenn du zum siebenten Male gesagt haben wirst: zieh' dich zuerst aus, wird die Schlange die siebente Haut abstreifen und der Grafensohn wird erlöst sein und als schöner Jüngling vor dir stehen." — Nachdem das Bild so gesprochen, wurde es wieder stumm. Ein Stein war vom Herzen des bedrängten Mädchens genommen, und es fühlte sich nun leicht und beruhigt. Es dankte der Jungfrau für ihre Hilfe und ging dann zur Gräfin und sagte ihr, daß es die Schlange heiraten wolle. Da war diese hoch erfreut und nannte das Hennenmädel ihre liebe Tochter und koste es; dann ging sie mit ihm zu ihrem Kinde und sagte ihm, hier sei die Braut. Weil aber die Gräfin fürchtete, das Mädchen könnte seinen Sinn wieder ändern, wollte sie am nämlichen Tage noch das Paar getraut sehen. Sie hieß deshalb die Braut sich festlich putzen und gab ihr Schmuck und Kleider. Als diese sich gewaschen, gekleidet und geschmückt hatte und wieder in das Zimmer getreten war, ließ die Gräfin den Kaplan holen, der das Paar traute. Da war die Gräfin guter Dinge und wünschte dem Brautpaar Glück. Die Schlange zeigte sich auch munter und die Braut liebkoste sie, daß man sich darüber wundern mußte. Indessen war es Abend geworden und am Himmel zogen die Sterne herauf. Da nahm die Gräfin Abschied von ihren Kindern und ging hinaus. — Als die Schlange mit ihrer Braut nun allein im Zimmer war, sprach sie: „Zieh' dich aus." Da erwiderte die Braut: „Zieh' du dich zuerst aus." Die Schlange schien über diese Antwort froh zu sein und schälte sich alsogleich eine Haut ab. Dann sprach sie wieder: „Zieh' dich aus." Die Braut entgegnete: „Zieh' du dich zuerst aus," und die Schlange streifte wieder eine Haut ab. Darauf sprach sie zum dritten Male: „Zieh' dich aus," und wieder antwortete die Braut wie vorher. So geschah es siebenmal, und als die Braut zum siebenten Male gesprochen hatte: „Zieh' du dich zuerst aus," da zog die Schlange die letzte Haut ab und siehe — anstatt des

Tieres stand ein Jüngling vor ihr, so schön, wie sie noch keinen gesehen hatte. Er flog auf sie zu, herzte sie und nannte sie seine liebe, liebe Braut und seine Erlöserin. Dann bestiegen sie das hohe Brautbett und schliefen gar selig, bis der Morgen graute und es im Schloßhof laut wurde. —

Als der Tag angebrochen war und das schöne Paar aus der Kammer trat, stand die Gräfin schon an der Türe; denn es wunderte sie sehr, wie die Brautnacht vorübergegangen sei. Wie groß war da ihr Staunen, als sie anstatt der häßlichen Schlange den schönsten Mann sah! — Sie konnte anfangs fast ihren Augen nicht trauen. Als der schöne Ritter sie aber Mutter nannte und ihre Hand küßte, da sah sie ein, daß er wirklich ihr entzauberter Sohn sei, und kannte keine Grenzen der Freude.

Es wurde nun die Hochzeit gefeiert, bei der es so laut und lustig zuging, wie im ewigen Leben. Doch dauerte das Glück nicht immer. Wenn die alte Gräfin ihren Sohn betrachtete und sah, wie schön er war, so schien ihr, er sei für das Hennenmädel zu schade, und sie gönnte ihrer Schwiegertochter ihren Mann nicht. Sie wurde immer verdrossener und neidischer, so daß sie ihrem Sohne zuredete, er solle seine Gemahlin verstoßen. Der junge Graf aber hatte keine Ohren für die Ratschläge seiner Mutter und blieb seiner Frau treu. Als die alte Gräfin ihm wieder anlag und ihn durchaus bewegen wollte, sich von seiner Frau zu trennen, sprach er: „Sie hat mich erlöst, ihr bleibe ich immer dankbar und treu.“ — Seit dieser Zeit sah die Gräfin ein, daß all ihre Reden umsonst seien und fand sich darein. Das junge Ehepaar aber lebte noch lange, lange Zeit recht glücklich.

Die alte Kittelkittelkarre

Brüderchen und Schwesterchen gingen in den Wald, Beeren zu suchen. Da kam aber ein schlimmes Wetter, es fing an zu donnern und zu blitzen, der Regen floß in Strömen und bald ward es Nacht; die Kinder verirrten sich und kamen immer weiter in den Wald hinein. Als das Wetter sich endlich gelegt hatte und es schon ganz dunkel war, stieg das Brüderchen auf einen Baum und schaute um sich, ob nicht ein Lichtlein zu erspähen wäre. Und wirklich, es fand eins, stieg schnell vom Baume herunter und ging mit dem Schwesterchen darauf zu. Das Licht kam von einem kleinen Häuschen, das noch mitten im Walde lag. Da klopften sie leise an und eine Stimme rief von innen: „Wer ist da?" Die Kinder antworteten: „Ach, wir sind es, Brüderchen und Schwesterchen, und sind beide durchnaß von dem schlimmen Wetter und bitten um ein Unterkommen für die Nacht." Da kam ein altes Mütterchen an die Türe und sprach: „Kinderchen, macht nur daß ihr fortkommt, ich kann euch nicht behalten, denn mein Mann ist ein Menschenfresser, und wenn er nach Hause kommt und euch findet, seid ihr gleich des Todes." Aber die Kinder baten so viel, daß das Mütterchen sie doch endlich hereinließ und ein wenig beim Feuer Platz nehmen hieß, um ihre Kleider zu trocknen; gab ihnen auch ein bißchen Brot und Salz und einen Trunk Wasser. „Aber behalten kann ich euch nicht," sagte sie, „in einer Stunde muß mein Mann kommen, und der wird euch fressen." Als nun die Stunde beinahe um war und die Kinder sich erquickt und gewärmt hatten, sprach die Frau: „Nun macht, daß ihr fortkommt." Da fingen die Kinder an zu weinen und sprachen: „Wo sollen wir denn die Nacht bleiben? Draußen ist es dunkel, und wir können nicht mehr den Weg nach Hause finden;" und sie ließen gar nicht nach mit Bitten. Da sprach die Alte: „Wenn ihr's denn wagen wollt,

hierzubleiben, so will ich euch in den hohlen Baum hinter unserm Hause verstecken und euch morgen auch den rechten Weg zeigen; aber wenn er euch findet, will ich keine Schuld haben." Nun führte sie die beiden in den hohlen Baum, und bald darauf kam der Menschenfresser nach Hause und fing gleich an zu schnubbern und zu brummen: „Norr, norr, hier ist Menschenfleisch!" — „Ach was," sagte die Alte, ich habe eben ein Kalb geschlachtet, komm her und iß dich satt." Der Menschenfresser gab sich erst zufrieden und aß das Kalb auf, das die Frau ihm vorsetzte; aber als er damit fertig war, fing er gleich wieder an zu schnubbern und zu brummen: „Norr, norr, hier ist Menschenfleisch!" und suchte die ganze Stube durch, unter der Bettstelle, im Uhrgehäuse, ohne etwas zu finden, aber immer rief er: „Norr, norr, hier ist Menschenfleisch!" Die Frau sprach: „Was willst du suchen, hier ist nichts, du solltest dich schlafen legen." Der Menschenfresser aber hörte nicht darauf und suchte noch das ganze Haus durch, und als er das getan hatte, öffnete er auch die Hintertür und wollte in den Garten; da sagte die Frau: „Bleib' doch hier, ich habe draußen nur den Kalbskopf hängen und die Kalbsfüße und das frische Fell; da ist nichts für dich." Aber der Menschenfresser ging in den Garten und „norr, norr, hier ist Menschenfleisch," rief er, da fand er Brüderchen und Schwesterchen im hohlen Baume. Nun waren sie in großer Not, und der Riese sprach: „Ich wußte wohl, daß es für mich noch einen Braten gäbe; nun will ich euch in den Keller sperren, und morgen will ich euch aufhängen, ohne daß das Blut fließt, und dann will ich euch auffressen." Die Kinderchen weinten sehr, aber der Riese sperrte sie in den Keller, da mußten sie die Nacht sitzen und taten kein Auge zu vor lauter Angst und Trübsal.

Am Morgen kam der Riese und holte sie heraus. Da hatte er schon zwei Schlingen unter dem Hahnholz gemacht, darin sollten sie aufgehängt werden, ohne daß Blut floß. Das Schwesterchen stieg zuerst auf die Bodenleiter hinauf; wie es aber an die Schlinge kam, tat es, als wenn es den Kopf nicht hineinkriegen könnte und zog immer mit den Händen die Schlinge zu und sprach: „Ich weiß es nicht zu machen, lieber Menschenfresser;

steig' doch einmal herauf und zeig' es uns." Da stieg der Menschenfresser hinauf, hielt die Schlinge auseinander und legte den Kopf hinein und sprach: „So müßt ihr's machen!" Als nun der Menschenfresser den Kopf in der Schlinge hatte, da zog das Brüderchen unten die Leiter weg und der Menschenfresser hing unter dem Hahnenbalken. „So, Menschenfresser, da kannst du hängen bleiben," sagten die Kinder und wollten fortgehen. Aber da fing er an zu bitten und zu betteln, sie sollten ihn da doch nicht hängen lassen und ihn wieder losmachen, er wollte ihnen auch nichts zuleide tun und beschwor sie hoch und teuer; da sprachen die Kinder: „Und was gibst du uns denn, wenn wir dich losmachen?" Sprach der Menschenfresser:

„Min ole Kittelkittelkaer
Mit twe Bück daerfaer
Und sœben Sack Geld achterhaer."

Da machten die Kinder ihn los, und der Menschenfresser gab ihnen die Kittelkittelkarre mit zwei Böcken davor und sieben Sack Geld hinterher. Die Kinder setzten sich nun darauf und fuhren davon, und die Böcke liefen so schnell, daß sie bald eine weite Strecke zurückgelegt hatten. Nun trafen sie einen Mann, der war auf seinem Lande beim Kartoffelauskriegen. Da gaben sie ihm eine große Handvoll Geld und sprachen: „Wenn daer een kummt unn di fraegt na sin ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfaer unn sœben Sack Geld achterhaer, so haste niks seen." — „Nä," sagte der Mann, „ik wull ju nich verraden." Nun kamen sie weiter, und da trafen sie einen Mann, der war auf seinem Lande beim Wurzelaufkriegen; dem gaben sie zwei große Hände voll Geld und sprachen: „Wenn daer een kummt, unn di fraegt na sin ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfaer unn sœben Sack Geld achterhaer, so haste niks seen." „Nä," sagte der Mann, „ik wull ju nich verraden." Nun kamen sie weiter und da fanden sie einen Mann, der war in seinem Garten beim Apfelabkriegen; dem gaben sie drei große Hände voll Geld und sagten zu ihm: „Wenn daer een kummt unn di fraegt na sin ol' Kittelkittelkaer, mit twe Bück daerfaer unn

sœben Sack Geld achterhaer, so heste niks seen." Auch dieser Mann versprach ihnen, daß er nichts sagen wollte, wohin sie gefahren wären.

Nun hatte es dem Riesen aber gleich leid getan, als die Kinder fort waren, daß er ihnen seine Karre mit den Böcken und sieben Sack Geld gegeben hatte. Da kam er ihnen nachgelaufen und wollte seine Karre wieder holen. Wie er nun zu dem Manne kam, der die Kartoffeln auskriegte, so fragte er ihn: „Hest du oek seen min ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfaer unn sœben Sack Geld achterhaer?" Antwortete ihm der Mann: „Düt Jaer staet de Kartuffeln noch billig noeg." Da war der Riese schrecklich böse und lief eilig weiter. Als er nun zu dem Wurzelaufkrieger kam, so fragte er auch den: „Hest du oek seen min ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfaer unn sœben Sack Geld achterhaer?" Da antwortete ihm auch der Mann: „De Worteln staet düt Jaer noch billig noeg." Nun ward der Riese noch viel zorniger, und stürmte fort, so schnell er laufen konnte; und so kam er bei dem Manne an, der die Äpfel in seinem Garten abkriegte, und fragte ihn: „Hest du oek seen min ol' Kittelkittelkaer mit twe Bück daerfaer unn sœben Sack Geld achterhaer?" Da erschrak der Mann so vor dem Riesen, daß er gestand, wo die Kinder hingefahren wären. Nun eilte der Riese ihnen nach, und bald hörten sie es hinter sich prusten und schnauben. Da sprach Brüderchen zu Schwesterchen: „Sieh dich mal um, gewiß ist der Riese hinter uns." Das Schwesterchen sah sich um und rief: „Ja, der Riese ist hinter uns, schon ganz nahe." Eben waren sie auf einen Berg hinauf gefahren und es war schon Abend. Da fuhren sie noch den Berg hinunter und schnell in eine Höhle hinein: „So," sagte Brüderchen, „hier wollen wir die Nacht bleiben und morgen weiterfahren, und der Riese soll uns nicht finden."

Nun kam der Riese auch auf den Berg und sah sich allerwärts noch einmal um und konnte nirgends die Kinder mit der Karre und den Böcken finden. Da stieg er noch den Berg hinunter, legte sich nieder und dachte, morgen wirst du sie schon einholen, du hast heute einen weiten Weg gemacht, und darauf schlief er ein. Aber nun hatte er sich gerade auf die Höhle gelegt, worin

die Kinder mit den Böcken waren, so daß sein Leib ganz den Eingang verdeckte. Da wußten sie's nicht anders anzufangen, als daß sie den Riesen, indem er schlief, heimlich und ohne daß er's merkte, totmachten. Aber nun konnten sie den toten Riesen nicht von der Stelle wälzen und kamen in große Not und litten Hunger und Durst, und die Böcke auch, und sie wußten gar nicht, wie sie wieder aus der Höhle kommen sollten. Da aber entstand in der Nacht ein groß Geschrei und Flügelschlagen wie von einem Raubvogel, und sie merkten, daß der Vogel von dem Riesen fresse. Nun wurden sie ruhig und warteten bis zu der nächsten Nacht. Und der Vogel kam wieder, machte ein großes Geschrei und schlug mit den Flügeln und fraß von dem Riesen, daß am andern Morgen schon der Tag durchschimmerte. In der dritten Nacht kam der Vogel noch einmal wieder und hackte das Loch noch größer, und hätte er das nicht getan, so wären Brüderchen und Schwesterchen nimmer herausgekommen und wären vor Hunger in der Höhle gestorben, und die Böcke auch. Nun aber ward das Loch so groß, daß sie hindurch konnten, und so fuhren sie denn nach Hause mit der alten Karre mit den zwei Böcken davor und den sieben Sack Geld hinterher, und ihr könnt euch denken, was Vater und Mutter sich gefreut haben, als sie endlich ihre lieben Kinderchen wieder hatten.

Das Hirsekorn



Es war einmal ein armer, armer Junge, der hatte von seiner Mutter, als sie starb, ein kleinwinziges Hirsekorn geerbt, und das war all sein Reichtum. Da er nun weder Vater noch Mutter zu verlassen hatte, so meinte er, die Welt sei groß und schön, er wolle sich ein wenig darin umschauen. Also nahm er sein Hirsekorn und wanderte fort. Nicht lange, so begegnete er einem alten

Manne mit breitem Hut und grauem Mantel, der sah so freundlich aus. „Gott grüß Euch, alter Großvater!“ sprach der Junge. „Schönen Dank!“ erwiderte der Mann, „wo gehst du denn hin?“ — „Auf Reisen!“ sprach der Junge, „und ich trage all mein Gut mit mir, das ist ein Hirsekorn, wird es mir nicht gestohlen werden?“ Da jammerte den Mann der armen Knabe, und er sprach: „Besorge nichts, mein Kind; du wirst es zwar verlieren, aber dadurch gewinnen!“ Abends kehrte der Junge in einem Dorfe ein, klopfte bei einem Bauer an und bat um Herberge. Als er schlafen ging, legte er sein Hirsekorn aufs Fenster und sprach zum Wirte: „Das ist all mein Reichtum, wird er mir nicht gestohlen werden?“ — „Schlafe ruhig, mein Sohn, es soll dir in meinem Hause kein Schaden geschehen!“ Am Morgen, als die Sonne ins Fenster schien, glänzte das Hirsekorn, und der Haushahn, der im Hofe herumstieg und Körner suchte, sah es, flog hin und pickte es auf. Eben war der Knabe erwacht und erblickte den Hahn auf dem Fenster, wie er sein Hirsekorn verschluckte Da fing er an zu weinen und zu klagen. Der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Der Hahn ist dein,
Hat er gefressen das Hirselein.“

Nun war der Knabe froh, nahm den Hahn und wanderte weiter. Abends kam er wieder in einem andern Dorfe zu einem Bauer und bat um Herberge und sprach: „Der Hahn ist all mein Reichtum, wird er mir nicht gestohlen werden?“ — „Schlafe ruhig, mein Sohn,“ sprach der Wirt, „auf meinem Hof darf dir kein Schaden geschehen.“ Früh morgens aber ging der Hahn im Hofe herum und suchte sich Körner, und wie er einige gefunden hatte, sah dieses das Schwein des Bauern, packte den Hahn und erbiß ihn, die Körner aber fraß es selbst. Als der Knabe am Morgen nach seinem Hahn sah, so lag er tot da. Nun fing der Junge an zu jammern und zu klagen: „O weh mir, das Schwein hat meinen Hahn erbissen!“ Da tröstete ihn der Bauer und sprach:

„Nimm hin das Schwein,
Es sei nun dein,
Hat's den Hahn dir erbissen!“

und band dem Schwein ein Seil an den Fuß; und der Junge zog mit dem Tiere weiter. Abends gelangte er wieder in ein Dorf und sprach abermals bei einem Bauern an, und da nahm man ihn freundlich auf. Er sagte aber zum Wirte: „Mein ganzer Reichtum ist dies Schwein, wird es mir nicht gestohlen werden?“ — „Schlafe ruhig mein Sohn, auf meinem Hof darf dir kein Schade geschehen.“ Als aber am Morgen eine mutige Kuh des Bauern das fremde Schwein im Hof sah, lief sie darauf los und erstieß es mit ihren Hörnern. Der Knabe erwachte bald, ging hinaus und sah sein Unglück; da fing er an zu jammern; doch der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Die Kuh ist dein,
Hat sie das Schwein
Dir erstoßen!“

band ihr ein Seil um den Hals und übergab sie dem Knaben; der wanderte jetzt fröhlich weiter und gelangte abends auf einen Edelhof und bat um Herberge; die wurde ihm auch gerne gewährt. Der Knabe aber sprach ganz untertänig zum Herrn des Hofes, als er schlafen ging: „All mein Reichtum ist diese Kuh, wird sie mir nicht gestohlen werden?“ — „Schlafe ruhig, armer Junge, auf meinem Hofe soll dir kein Schaden geschehen!“ Als am Morgen die Pferde zur Tränke geführt wurden, sprang ein mutwilliger Hengst im Hof herum. Sowie er die fremde Kuh erblickte, lief er auf sie zu und schlug sie tot. Als der Junge seine Kuh tot sah, fing er an zu klagen und zu jammern; der Edelmann aber tröstete ihn und sprach:

„Nimm den Hengst für die Kuh
Und den Zaum dazu!“

Da setzte sich der Junge auf das stattliche Roß und ritt fort in die weite, weite Welt und verrichtete viele Heldentaten; zuletzt ist er noch auf den Glasberg geritten, hat die Königstochter erlöst und ist König geworden. Seht ihr's, was aus einem armen Jungen werden kann, wenn er Glück hat!

Vom dicken fetten Pfannekuchen

Es waren einmal drei alte Weiber, welche gern Pfannekuchen essen wollten; da gab die erste ein Ei dazu her, die zweite Milch und die dritte Fett und Mehl. Als der dicke fette Pfannekuchen fertig war, richtete er sich in der Pfanne in die Höhe und lief den drei alten Weibern weg und lief immerzu und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da begegnete ihm ein Häschen, das rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen, un schölle di Häschen Wippsteert nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam ein Wolf herangelaufen und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen un Häschen Wippsteert, un schölle di Wulf Dicksteert nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam ein Reh herzugesprungen und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen, Häschen Wippsteert, Wulf Dicksteert, un schölle di Rick Blixsteert nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam eine Kuh herbeigerannt und rief: „Dicke fette Pannekauken, blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen, Häschen Wippsteert, Wulf Dicksteert, Rick Blixsteert, un schölle di, Ko Swippsteert nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kam eine Sau dahergefegt und rief: „Dicke fette Pannekauken blief stahn, eck will di fräten!" Der Pfannekuchen antwortete: „Eck bin dree olen Wiewern entlopen, Häschen Wippsteert, Wulf Dicksteert Rick Blixsteert, Ko Swippsteert, un schölle di, Su Haff, nich entlopen?" und lief kantapper kantapper in den Wald hinein. Da kamen drei Kin-

der daher, die hatten keinen Vater und keine Mutter mehr und sprachen: „Lieber Pfannekuchen, bleib' stehen! Wir haben noch nichts gegessen den ganzen Tag!" Da sprang der dicke fette Pfannekuchen den Kindern in den Korb und ließ sich von ihnen essen.

Die Springwurzel



Ein König hatte einen Soldaten, der konnte mehr als Brot essen und war der pünktlichste beim ganzen Regimente. Wenn nun der König Ursache hatte, einem Soldaten eine Nase zu geben, weil der seine Kleidung oder sein Lederzeug nicht im Stand hatte, so wies er immer auf diesen Soldaten hin und sagte: „Der bekommt nicht mehr Sold als ihr und hält sich doch viel besser in seiner Montur." — „Ja," sagten die Soldaten, „der kann auch hexen; wenn wir das könnten, dann könnten wir uns auch viel besser und properer halten." Da wurde der König neugierig und dachte: „Du willst doch einmal sehen, ob das wahr ist." Eines Abends verkleidete er sich in einen Bettler, ging zu dem Soldaten und sprach ihn an, ob er nicht bei ihm übernachten könne. Da sagte der: das könne er wohl, er müsse sich aber aufs Stroh legen. Der König war's zufrieden und legte sich hin, blieb aber wach. In der Nacht trat der Soldat zu ihm und sagte: „Komm, wir wollen einmal die Kramerläden flöhen." Nun gingen die beiden auf den Marktplatz, wo die reichen Kaufleute ihre Läden haben. Bei dem größten blieb der Soldat stehen und zog eine Springwurzel unter dem Rock hervor, die hatte er in der Johannisnacht im Walde zwischen Farnkraut weggeholt, und als er damit die Türe berührte, sprangen die festen Vorlegeschlösser von selbst auf, und sie gingen in den Laden. Die Springwurzel öffnete auch den eisernen Kasten des Kaufmanns, und der Soldat nahm alles Geld heraus. Da sagte der König: „Nun mach' nur, daß

wir fortkommen, sonst fassen sie uns noch." — „Pah," sagte der Soldat, „laß nur, ich will's auch erst zählen und nachrechnen." Und er machte von dem Gelde drei Teile, dann sprach er: „Dieser Haufen ist das Geld, welches der Krämer zum Einkauf der Waren ausgegeben hat; dieser zweite ist sein rechtmäßiger Gewinn, der dritte aber gehört ihm zu Unrecht, weil er ihn durch schlechtes Maß und falsches Gewicht erworben hat; das Geld wollen wir ihm nehmen." Sprach's und machte daraus zwei gleiche Teile, davon schob er den einen dem König in die Tasche, den andern steckte er selbst ein. So machten sie es noch in zwei Kaufläden; beim letzten aber wollte der König alles nehmen, da gab ihm der Soldat eine derbe Ohrfeige.

Dann sagte er: „Bruder, nun wollen wir noch in des Königs Schatzkammer gehen." Wie nun die beiden zum Schloß kamen, da schnarchten die Soldaten auf ihren Posten alle wie die Bären, und die Türen taten sich wieder alle sogleich auf, als der Soldat sie mit seiner Springwurzel berührte, und sie sahen das Gold scheffelweise in der Schatzkammer aufgehäuft liegen. Der König tat wieder begehrlich und wollte ohne weiteres zugreifen. Sogleich hatte er aber auch wieder eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf brummte. „Von dem Gelde," sagte der Soldat, „muß der König das Militär ernähren; das rührst du mir nicht an. Von dem Haufen dort aber", fuhr er fort und wies nach einer andern Seite, „davon wollen wir etwas nehmen, das ist das Geld, wovon er seinen Hofstaat erhält." So taten sie und gingen dann ebenso ungehindert wieder hinaus, und draußen trennten sie sich voneinander.

Als der König am andern Morgen aufgewacht war, ließ er den Soldaten kommen und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er gestern Nacht ausgegangen sei zu stehlen, und in seiner Schatzkammer gewesen sei. Anfangs legte sich der Soldat aufs Leugnen; als er aber dem König scharf ins Gesicht sah, erkannte er, wer sein Gefährte gewesen war. Da bat er flehentlich um Gnade und sagte, er habe ja nicht gewußt, mit wem er ginge. Der König lachte, rieb sich die Backe, die von der Ohrfeige dick geschwollen war, und sagte: „Du hast mir freilich übel mitgespielt, doch ich

will dir verzeihen und dir den Galgen schenken. Die Springwurzel aber laß mir hier, du sollst nicht mehr nötig haben, mit dem Gelde, das die reichen Kaufleute veruntreuen oder mein Hofstaat zuviel verzehrt, deinem kargen Solde aufzuhelfen; — du bist von heute ab General."

Rinroth



Ein Mann hatte einen Sohn, der sprach zu seinem Vater, er wollte in die Welt gehen und sich irgendwo einen Dienst suchen, um sein Glück zu machen. Der Vater gab ihm Erlaubnis, und der Junge ging fort. Nun kam er bald in einen großen Wald, und nachdem er lange darin gewandert war, setzte er sich einmal nieder unter einen großen Baum, um sich auszuruhen und sein Frühstück zu verzehren. Wie er nun so dasaß, kamen da drei Leute auf ihn zu, die hatten zusammen nur ein Auge, und wer von ihnen das eine Auge trug, der mußte für die beiden anderen sehen und sie führen. Da erschrak der Junge so vor ihnen, daß er schnell auf den Baum kletterte. Aber die drei kamen heran und setzten sich unter den Baum, wo der Junge gesessen hatte. Da sprach einer zu dem andern: „Was raschelt da immer so im Baum?" Der zweite sprach: „Ich höre da auch immer was, wir sollten einmal zusehen, was da oben im Baume ist." Da stieg der, der das Auge hatte, zuerst in den Baum, sah sich um und sprach: „Ich sehe nichts." Da stieg auch der zweite hinauf, und der erste reichte ihm das Auge hin, und er sah sich um und sagte: „Ich sehe auch nichts." Nun kam auch noch der dritte herauf; wie aber der eine ihm das Auge hinlangen wollte, griff es ihm der Junge aus der Hand weg, da konnten sie nicht mehr sehen. Nun fingen sie an, ihn zu bitten, und der eine sprach: „Wenn du uns unser Auge wiedergibst, so will ich dich ein Ge-

bet lehren, wenn du das hersagst, so kann dir niemand eine Bitte abschlagen." Und der andere sagte: „Ich will dir ein Schiff geben, das segelt zu Wasser und zu Lande, und wenn du es aus der Tasche nimmst und dich hineinsetzt, kannst du dich allerwärts damit hinwünschen." Und der dritte sprach: „Ich will dir einen Stock geben, wen du damit anrührst, der muß sogleich sterben. Und das sollst du alles sogleich haben, wenn du uns unser Auge wiedergeben willst." Da sagte der Junge mit Freuden ja, gab ihnen das Auge wieder, und die drei Leute gaben ihm die drei Kunststücke; der eine lehrte ihn das Gebet, daß niemand ihm eine Bitte weigern konnte, der andere gab ihm das Schiff, das zu Wasser und zu Lande segelte, und der dritte gab ihm den Stock, der jeden tötete, den er nur damit anrührte.

Nun ging der Junge weiter und kam an des Königs Hof. Da ging er zu dem Koch in die Küche und bat ihn, er möchte ihn als Küchenjungen annehmen.

Der Koch sagte nein, sie hätten schon einen Küchenjungen; da sagte er sein Gebet her, und sie nahmen ihn gleich in Dienst.

Nun war da ein alter Riese, der hatte zwei große Söhne. Eines Tages kam der älteste Riesensohn zum Könige und sprach, er solle ihm seine Tochter zur Frau geben, sonst werde er ihm sein ganzes Königreich spolieren. Der König versammelte alle seine Minister und fragte sie, was nun zu tun wäre, und ob nicht einer da wäre, der es mit dem Riesen aufnehmen wollte. Da war da einer, der hieß Rinroth, der sagte, er wollte wohl mit dem Riesen kämpfen, wenn der König ihm seine Tochter zur Frau gäbe. Das sagte ihm der König zu, und Rinroth machte sich zum Kampfe fertig. Als aber der Küchenjunge davon hörte, bat er seinen Koch, ob er nicht einmal dahin dürfte, er wollte sich gerne alles mit ansehen. Da sagte der Koch: „Du darfst wohl hin, du hast uns aber Bescheid zu bringen, wie es abläuft." Da sagte der Küchenjunge ja, nahm sein Sch ff aus der Tasche und segelte zu Wasser und zu Lande geradezu, bis er zu dem Riesen kam. Da fragte ihn der Riese: „Bist du es, der die Königstochter erlösen will?" — „Ja," sagte der Junge. Da lief der

Riese auf ihn zu und wollte ihn totschlagen; aber der Junge sprang beiseite und schlug mit seinem Stock nach dem Riesen; da fiel der sogleich nieder und war tot. Nun ging er hin, nahm sein Messer aus der Tasche und schnitt dem Riesen die Zunge aus und setzte sich dann wieder in sein Schiff und fuhr nach Hause und sagte, daß er nichts gesehen hätte. Als nun aber Rinroth bei dem Riesen ankam und ihn tot da liegen sah, schlug er ihm den Kopf ab und nahm den mit in seiner Kutsche zum König und sagte, er hätte den Riesen totgeschlagen, und der König sollte ihm nun seine Tochter geben. Da kam aber gleich der andere Riesensohn an und sagte zum König, sie hätten ihm seinen Bruder erschlagen, nun sollte er ihm seine Tochter geben und das halbe Königreich dazu, sonst würde er es ganz spolieren. Da dachte Rinroth, er hätte den einen Kopf ja schon, er würde den andern auch wohl kriegen, sagte darum zum König, er solle nur ganz ruhig sein, er wollte auch schon mit diesem Riesen fertig werden, wenn er ihm nur seine Tochter und das halbe Königreich versprechen wolle. Das sagte der König ihm mit Freuden zu. Da fragte der Küchenjunge seinen Koch, ob er wieder dahin dürfte, um sich alles anzusehen. Der Koch sagte: „Nein, du hast ja vom erstenmal keinen Bescheid gebracht." Da sprach der Küchenjunge sein Gebet, und gleich gab ihm der Koch Erlaubnis. Draußen vorm Schloß langte er dann sein Schiff aus der Tasche, setzte sich hinein und fuhr über Wasser und Land zu dem Riesen hinüber. Da sagte der Riese zu ihm: „Bist du es, der die Königstochter und das halbe Königreich erlösen will?" — „Ja," antwortete der Küchenjunge. „Nun, so sollst du hier auf der Stelle sterben," rief der Riese und schlug zu mit seiner Stange; aber der Junge sprang beiseite und berührte ihn mit seinem Stock, da fiel er nieder und war tot. Der Junge nahm nun sein Messer aus der Tasche und schnitt ihm die Zunge aus dem Halse, und als er nach Hause kam, sagte er wieder zu dem Koch, er hätte nichts davon gesehen noch gehört, das sei schon alles vorbei gewesen. Da wollte Rinroth auch hin und mit dem Riesen kämpfen, aber er fand ihn wieder tot daliegen; da hieb er ihm den Kopf ab und nahm den in seiner

Kutsche mit nach Hause und sagte, er hätte den zweiten Riesen auch totgeschlagen, und der König sollte ihm nun seine Tochter geben und das halbe Königreich dazu. Da aber kam der alte Riese und sprach, seine beiden Söhne wären tot, der König müsse ihm seine Tochter geben und das ganze Königreich dazu, sonst würde er es ihm ganz spolieren. Rinroth dachte und sagte zum König: „Ich bin schon mit zwei Riesen fertig geworden; Herr König, laßt mich nur hin, ich will den wohl auch noch bestehen, wenn Ihr mir nachher eure Tochter und das Königreich geben wollt.“ Das versprach ihm der König auch in seiner Not. Da bat der Küchenjunge seinen Koch wieder, er möchte ihn doch auch hinlassen; aber der sagte: „Nein, du sollst nicht hin, du hast uns von beiden Malen keinen Bescheid gebracht.“ Da sagte der Küchenjunge sein Gebet und der Koch sprach: „Ja, denn kannst du diesmal noch gehen, aber bringst du keinen Bescheid, kommst du nicht wieder weg.“ Als der Junge nun hinauskam, setzte er sich in sein Schiff und fuhr zu Lande und zu Wasser geradeswegs nach dem Riesenlande. Da sprach der Riese zu ihm: „Bist du das, der meine beiden Söhne totgeschlagen hat und die Prinzessin und das ganze Königreich erlösen will?“ — „Ja,“ sagte der Junge. „Denn sollst du nun auch keinen mehr totmachen,“ sprach der Riese. Da antwortete der Junge: „Das wollen wir sehen, wir wollen uns erst noch darum streiten.“ Der Riese wollte nun zuschlagen, aber der Junge sprang beiseite und schlug den Riesen mit dem Stock tot, und darauf nahm er sein Messer heraus und schnitt ihm die Zunge aus dem Hals; zuhause aber sagte er wieder, er hätte nichts gesehen und nichts gehört. Als Rinroth aber dahinkam, schlug er wieder dem Riesen den Kopf ab und brachte ihn vor den König und sprach, nun hätte er alle drei Riesen totgeschlagen, darum sollte ihm der König gleich seine Tochter geben und das ganze Königreich dazu.

Da ward der alte König ganz traurig und nachdenklich und sprach: „Laß uns doch erst einmal die Köpfe ein wenig genauer besehen;“ und als der König und seine Minister die Köpfe nun genauer besahen, da fanden sie, daß in allen die Zungen

fehlten. Sprach der König: „Das ist doch sonderbar, daß die Zungen fehlen, ein jeder Mensch hat doch wohl eine Zunge, wo sind denn die geblieben?“
Rinroth antwortete: „Die Riesen hatten keine Zungen.“ Da sagten die Minister zu dem König, sie hätten gehört, das da ein Junge bei seinem Koch wäre, der sei jedes Mal hingewesen, um zuzusehen; er solle den Jungen doch einmal rufen lassen. Da schickte der König in die Küche hinunter, und der Koch sprach zu dem Jungen: „Wir müssen dich doch erst ein bißchen anders anziehen, du sollst vor den König kommen.“ Nun zog der Koch ihn ein bißchen anders an; aber die drei Riesenzungen steckte der Junge in die Tasche und ging nun vor den König. Da fragte ihn der König: „Hast du nichts davon gesehen, daß die drei Riesen totgemacht wurden?“ — „Ja,“ antwortete er, „das sah ich mit meinen eigenen Augen.“ — „Hat Rinroth ihnen denn die Köpfe abgeschlagen?“ — „Ja,“ das hat er getan, aber totgeschlagen hat er die Riesen nicht.“ — „Wer hat das denn getan?“ — „Das habe ich und kein anderer getan,“ sagte der Junge. Da wollte Rinroth auf ihn los und ihm das Leben nehmen, aber der Junge warf die Zungen auf den Tisch und sprach: „Das ist der Beweis; seht zu, ob die Zungen nicht passen,“ und die Zungen paßten alle. Da sagten alle Minister, daß er die Riesen müßte erschlagen haben, und der König sprach: daß er sein Tochtermann werden und sein ganzes Königreich haben sollte, den Rinroth aber sollten sie an den Galgen hängen. Und so geschah es auch und darauf gab's eine fröhliche Hochzeit, und der Küchenjunge heiratete die Königstochter und ward König, und

Soeben Jaer unn enen Dag
Fyern se dat Bruetgelag:
Da kreeg ik een paar glasern Scho,
Da danz ik op na Hues hento;
Da stött ik an en Steen:
Kling! säen myn Scho unn güngen van een.

Vater Strohwisch



Es war einmal eine alte Frau, die hatte keinen Mann, hätte aber gerne einen gehabt. Da sagte sie: „Das erste Bund Stroh, das vom Boden fällt, soll mein Mann sein;" alsbald fiel ein Bund Stroh vom Boden, nun hatte sie einen Mann. Die Frau hatte viele Wolle, drum sagte sie zu ihrem Mann: „Mann, du sollst mit Wolle zu Markt." Sprach der Mann: „Was soll ich denn dafür nehmen?" — „Was der Markt gibt," sagte die Frau. Vater Strohwisch ging auf den Markt, mit der Wolle in seinem Sack. Kamen da drei Brüder zu ihm und fragten: „Vater, was hat Er da in seinem Sack?" — „Wolle hab' ich da drin." — „Was will Er dafür haben?" — „Was der Markt gibt." — „Der Markt gibt drei Tracht Prügel." Vater Strohwisch sagte: „Wenn ich denn nicht mehr für meine Wolle bekommen kann, so muß ich ja zufrieden sein," da gab ihm jeder der drei Brüder eine Tracht Prügel. Vater Strohwisch kam nach Hause; sprach seine Frau: „Was hast du für die Wolle bekommen?" — „Drei Tracht Prügel habe ich dafür bekommen." — „Mann, da haben sie dich angeführt!" — „Tut nichts, kann sie wieder anführen." Vater Strohwisch ging zu Holze, griff sich einen Wolf, und ging mit dem Wolf zu Markt. Kamen die drei Brüder wieder und fragten: „Vater was hat Er da?" — „Hab' da einen schönen großen Bock, er hat sich nur die Hörner abgestoßen." — „Was will Er dafür haben?" — „Für meinem Bock muß ich zehn Taler haben." Gaben ihm die Brüder zehn Taler, denn sie fanden es gar nicht unbillig, nur stritten sie sich, wer ihn zuerst zu seinen Schafen setzen sollte. Vater Strohwisch sagte: „Der älteste muß ihn zuerst haben." Also nahm ihn zuerst der älteste und brachte ihn in seinen Stall, aber am Morgen waren alle seine Schafe tot. Da setzte ihn der zweite abends zu den seinen, aber dem ging's ebenso, und dem dritten ging's auch nicht anders.

Da wurden die Brüder schrecklich böse und beschlossen, Vater Strohwisch totzuschlagen, weil er sie so betrogen hatte. Vater Strohwisch bekam aber früh genug Wind davon, was sie im Sinne hatten. Da zog er sein bestes Pferd aus dem Stalle, band es auf der Diele an, steckte ein Zwölfschillingsstück hinten ein und breitete schöne Bettücher darunter aus. Morgens kamen die drei Brüder, sahen das Pferd auf den Bettüchern stehen und Vater Strohwisch im Mist scharren; da fragten sie: „Vater was sucht Er da?" — „Ich suche mir mein Zwölfschillingsstück heraus, jeden Morgen hat mein Pferd eins hinter sich." Sprachen die Brüder: „Das Pferd steht uns an; wieviel soll's kosten?" — „Unter hundert Talern kann ich es euch nicht lassen," sagte Vater Strohwisch. Da kauften ihm die Brüder das Pferd sogleich ab. Und der älteste nahm es zuerst mit nach Hause und deckte ihm schöne Bettücher unter, und morgens lief er voller Freuden hin, um das Geld zu holen, aber er fand nichts als Mist, und sein Bettzeug war verdorben. Da sprach er zu seinen Brüdern: „Vater Strohwisch hat uns wieder betrogen." Aber die Brüder antworteten: „Du hast kein Glück, laß uns es nur versuchen", nahmen also das Pferd, erst der zweite, dann auch der dritte, und jeder breitete das Bettzeug unter und dachte, das Pferd sollte ihm Geld bringen; aber das Pferd brachte kein Geld, sondern beschmutzte nur das Bettzeug. Da wurden die Brüder noch grimmiger und sagten: „Nun wollen wir ihn ganz gewiß totschlagen", nahmen Dreschflegel und Heugabeln in die Hand und gingen nach dem Hause, wo Vater Strohwisch wohnte. Der hatte aber ein Schwein geschlachtet und war beim Wurststopfen. Als er nun die Brüder kommen sah, hing er seiner Frau eine frische Blutwurst um den Hals und verabredete alles schnell mit ihr; und als die Brüder eintraten, rief er ihr zu: „Flink, setze Stühle her und bringe Pfeifen herein, meine Kaufleute sind da." Das wollte die Frau nicht. Aber Vater Strohwisch sprang mit seinem Messer hinzu und sagte: „Ich schneide dir den Hals ab, wenn du nicht gehorsam bist!" und schnitt ihr die Wurst entzwei, daß das Blut herausströmte. Da fiel die Frau um, als wenn sie tot wäre. Aber Vater

Strohwisch nahm eine kleine Pfeife aus der Tasche und pfiff darauf dreimal ganz stark, da stand die Frau wieder auf, setzte Stühle hin und holte Pfeifen. Fragten die Brüder: „Vater, wie machst du das?" Vater Strohwisch antwortete: „Ich habe da eine kleine Pfeife; wenn meine Frau nicht hören will, reiße ich ihr die Kehle aus; pfeife ich aber auf meiner Flöte, so wird sie wieder lebendig und tut alles was ich will." — „Die Pfeife mußt du uns verkaufen," sagten die Brüder, „unsere Frauen tun selten, was wir ihnen sagen; was soll die Pfeife kosten?" — „Hundert Taler müßt ihr mir geben," und die gaben ihm die Brüder gern. Als der älteste nun nach Hause kam, wollte er es gleich damit versuchen. „Hole mir den Stiefelknecht," sagte er zu seiner Frau. „Du hast ihn dir alle deine Tage selbst geholt, warum soll ich es jetzt tun?" sagte die Frau. Da sprang er sogleich auf und riß ihr die Kehle aus, und darauf fing er an zu pfeifen und pfiff die ganze Nacht hindurch, aber da war kein Leben wieder in die Frau hineinzubringen. Darauf versuchte es auch der zweite und der dritte und schnitten ihren Frauen die Kehlen durch, aber ins Leben pfeifen konnten beide sie nicht. Da gingen die Brüder zum dritten Male zu Vater Strohwisch und wollten ihn nun ganz gewiß totschlagen. Als sie ins Haus kamen, sagten sie zu der Frau: „Wo hast du deinen Mann?" — „Der hat sich aufgehängt." — „Wo denn?" — „Draußen im Garten." Die Brüder liefen in den Garten hinaus und dachten, Vater Strohwisch wollte sie wieder anführen; aber da sahen sie da ein Bund Stroh in einem Baum hangen, mit Zeug angetan, und schrecklich zappeln. Da erschraken sie und liefen, daß sie fortkamen, und sollen seit der Zeit noch wieder kommen.

Wie der Dumme die Prinzessin erlöst



Es ist einmal ein Tagelöhner gewesen, der hat drei Söhne gehabt, von denen der jüngste immer schlecht gehalten wurde, da er etwas dumm war. Nun hatte der Mann eine einzige Kuh, welche die beiden Klugen immer hinausführen mußten, daß sie sich an dem dürren Grase, welches an der Landstraße wuchs, sattfräße. Da sagte der Dumme einmal zu seinem Vater, er möge ihn doch auch einmal die Kuh auf die Weide führen lassen, so fett, wie die Brüder, wolle er sie auch zurückbringen; die anderen beiden lachten ihn zwar aus, aber der Vater sagte: „Wir wollen es doch einmal wenigstens versuchen, dazu wird er ja wohl auch noch brauchbar sein." Am anderen Morgen erhielt er nun sein Brot, nahm seine Kuh beim Strick und führte sie hinaus vors Dorf; aber da gab's wenig zu fressen, mehr Disteln als Gras, und das mochte der Kuh wenig behagen, darum zerrte sie ihn an dem Strick immer weiter und weiter nach, und er ließ es sich auch gefallen, denn er dachte, schlechter kann's ja wohl nicht werden. So kamen sie endlich an ein großes fließendes Wasser, in das trat die Kuh mit den Vorderfüßen hinein. Der Dumme dachte aber, sie wird einmal saufen wollen, und ließ ihr den Strick nach; da trat sie auch mit den Hinterfüßen hinein und zog den Dummen nach, und so ging sie immer weiter hinab, daß dem Dummen das Wasser schon bis zum Halse kam. Der dachte: „Wo deine Kuh bleibt, bleibst du auch," packte sie vorn beim Strick und hinten beim Schwanz, und so schwammen die beiden ans andere Ufer.

Als sie drüben angekommen waren, zog ihn die Kuh immer weiter und weiter, bis sie zu einem prächtigen Schlosse kamen, dessen Tor weit offen stand. In das ging die Kuh gerade hinein, und innen waren weite, prächtige Ställe mit herrlichen goldenen Krippen und silbernen Raufen, darin steckte das schönste Heu

die Hülle und die Fülle, und die Kuh ging sogleich zu einer hin und fraß sich so dick und rund, wie sie noch nie gewesen war. Als sie sich aber sattgefressen hatte, legte sie sich hin und käuete wieder, und dann stand sie abermals auf, fraß noch einmal und zog dann den Dummen wieder aus dem Schlosse. Als sie ans Wasser kamen, packte er sie wieder vorne beim Strick und hinten beim Schwanz, und so schwammen sie beide hindurch ans andere Ufer, und von da ging es geraden Wegs nach Hause. Als sie da ankamen, machten der Vater und die beiden Brüder große Augen, die Kuh so dick und rund zu sehen, wie sie noch nie gewesen war, und der Vater sagte zu den beiden anderen: „Der Dumme versteht's besser als ihr alle beide, der soll morgen wieder mit hinaus."

Am anderen Morgen ging's wieder wie am ersten Tage; als sie vors Dorf kamen, zog die Kuh den Dummen am Strick fort bis zum großen Wasser, da packte er sie vorn beim Strick und hinten beim Schwanz, und so schwammen sie hinüber, kamen ins Schloß, wo sie sich dick und rund fraß und sich dann hinlegte, um wiederzukäuen. Als sie nun aber so dalag, kam ein kleines schwarzes Hündchen herbei, das erhob ein schallendes Gebell; der Dumme aber dachte, es wolle die Kuh beißen, nahm seine Peitsche hervor und wollte es schlagen, da fing aber das Hündchen an zu sprechen und sagte: „Schlage mich nicht, du tust übel daran; komm morgen wieder und tue, was ich dir heiße." Da fragte der Dumme: „Was denn?" Und das Hündchen antwortete: „Ich werde meinen Kopf auf einen Klotz legen, da mußt du ein Beil nehmen und wacker zuhauen, daß er abfliegt; aber fürchten darfst du dich nicht." Das versprach der Dumme. Und als sich die Kuh abermals sattgefressen hatte, ging's wieder heim.

Als er nun zu Hause angekommen war und sagte, daß er anderen Tags wieder fort wolle, machten die anderen ein böses Gesicht. Aber der Vater sagte: „So gut wie er versteht ihr's doch nicht, darum laßt ihm nur seinen Willen." Da ging er hin, sich ein Beil zu leihen, denn im Hause war ein solcher Schatz nicht, und als das die beiden anderen Brüder sahen, höhnten sie ihn und

sagten, er solle sich nur ja keinen Schaden tun, denn das Ding schneide, und führten noch andere spöttische Reden. Er aber ließ sich's nicht kümmern, nahm am anderen Morgen sein Beil unter den Arm und die Kuh beim Strick und zog zum Dorfe hinaus. Bald waren sie im Schlosse, die Kuh fraß sich rund und dick wie das erste Mal und legte sich dann hin um wiederzukäuen. Kaum lag sie da, so kam auch das kleine Hündchen wieder und sagte zum Dummen: „Nun folge mir, aber fürchten darfst du dich nicht." Da nahm er sein Beil und folgte ihm in einen weiten Gang hinein, bis sie zu einem Klotze kamen; auf den legte es seinen Kopf und sprach: „Nun haue zu!" Da schwang er sein Beil, und mit einem Hiebe sprang der Kopf weit weg. Aber was machte er für Augen, als er wieder aufsah und die schönste Prinzessin vor ihm stand; und nun wurde es auf einmal im ganzen Schlosse lebendig; Grafen und Herren und von Goldtressen starrende Diener und in Samt und Seide gekleidete Damen kamen herbei und grüßten die Prinzessin ehrerbietig, und diese fiel ihm um den Hals und sagte ihm, daß er ihr Mann werden solle. Er sagte auch ohne langes Besinnen Ja, und die Hochzeit wurde noch an demselben Tage gefeiert. Ob er aber auch die Kuh noch zurückgebracht hat, danach müßt ihr euch im Dorfe bei seinem Vater erkundigen.

Der Soldat und die schwarze Prinzessin



Es ist niemand so glücklich, daß er das Wünschen verlernte. Das erfuhren auch ein König und eine Königin. Sie lebten in aller Freude und Herrlichkeit der Welt und saßen doch oft traurig beieinander, denn sie hatten keine Kinder. Eines Tages, als der König ganz verzagt und verzweifelt im Walde herumlief, begegnete ihm ein altes Mütterchen, das fragte ihn, was

ihm fehle. „Laß mich zufrieden," entgegnete der König, „du kannst mir doch nicht helfen." — „Wer weiß," antwortete das Mütterchen, „von alten runzligen Weibern sind oft die schiersten Ratschläge gekommen!" Da dachte der König: „Hilft es nicht, so schadet es auch nicht," und offenbarte der Alten seinen Kummer. Sagte das Mütterchen: „Wenn's weiter nichts ist, Euch soll bald geholfen werden. Wartet ein Weilchen, ich komme bald zurück!" Damit humpelte es in den Wald hinein und pflückte Kräuter und Blumen, die ganze Schürze voll, brachte sie dem Könige und sagte, davon solle seine Frau einen Tee kochen. „Den müßt ihr in Gottes Namen beide trinken, ehe ihr zu Bette geht, und euer Wunsch wird erfüllt werden." — Der König glaubte zwar nicht an die Reden der Alten, aber er trug die Kräuter doch heim zur Königin, und sie kochte auch wirklich Tee davon. Wie sie nun beide vor dem Schlafengehen davon tranken, überkam es den König wieder wie Wahn und Verzweiflung, und er rief: „Trink', Frau, in Gottes Namen mit dem Teufel immerzu!"

Das alte Weib hatte den König nicht betrogen. Über neun Monate genas die Königin eines Mädchens, das war gesund an allen Gliedern; aber es war kohlschwarz von Farbe. Da dachte der alte König an seinen lästerlichen Fluch, und glaubte, Gott habe dem Kinde zur Strafe für die schwere Sünde seines Vaters die schwarze Haut gegeben. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Das Mädchen aß nicht und trank nicht, es lachte nicht und weinte nicht, es schrie nicht und sprach nicht, und dabei wuchs es so schnell, daß es mit einem Jahre schon so groß wie ein fünfjähriges Kind war.

Als nun sein erster Geburtstag kam, tat es um die zwölfte Stunde der Nacht, zu welcher Zeit es geboren war, plötzlich den Mund auf und rief: „Vater!" — „Was willst du, mein Kind?" antwortete erschrocken der König. — „Jetzt spreche ich zum ersten Male," versetzte die schwarze Prinzessin, dann tat sie den Mund zu und war wieder so stumm wie zuvor. Im zweiten Jahre wuchs das Mädchen so groß, daß es aussah wie eine Zehnjährige. Um die Mitternachtsstunde des zweiten Geburts-

tages rief sie wieder: „Vater!" — „Was willst du, mein Kind?" fragte der König noch ängstlicher als das erste Mal. — „Jetzt spreche ich zum zweiten Male," erwiderte seine Tochter, „aber wundern wirst du dich, wenn ich zum dritten Mal den Mund auftue." Damit schloß sie die Lippen und verlebte das dritte Jahr, wie sie die beiden ersten verbracht hatte; nur daß sie am Ende des dritten Jahres so groß und stark geworden war wie eine mannbare Jungfrau. Vor dem dritten Geburtstag überkam den König ein Grauen, und er hätte sich lieber hundert Klafter unter die Erde gewünscht als zu seinem Kinde. Doch es ließ ihn nicht fort, er mußte aushalten. Als die Glocke zwölf schlug, öffnete das Mädchen, wie es vorhergesagt hatte, seinen Mund und sprach: „Vater!" — „Was willst du, mein Kind?" entgegnete zitternd der König. „Laßt mir einen eisernen Sarg machen," sagte die Prinzessin, „legt mich hinein und stellt dann den Sarg vor den Altar in die große Domkirche. Jede Nacht muß ein Soldat an meinem Sarge Leichenwacht halten; geschieht das nicht, so bringe ich Unglück auf Unglück über Euer Reich." Dann verstummte sie wieder, und der König gehorchte voll Angst dem Befehle.

Ein eiserner Sarg wurde geschmiedet; in den legte man die schwarze Prinzessin wie eine Leiche hinein und trug sie auf einer Bahre in die Kirche. Dort wurde der Sarg vor dem Altar aufgestellt und ein Soldat wurde dazu kommandiert, die Nacht über bei der Prinzessin Schildwache zu stehen. Als er aber am andern Morgen abgelöst werden sollte, war er verschwunden. Man stellte einen zweiten auf den Nachtposten, doch auch von diesem war am folgenden Tage keine Spur zu finden. Und so ging es Tag für Tag.

Da kam einmal die Reihe an einen Soldaten, der war ein schlauer Gesell und dachte: „Du kannst wohl etwas Gescheiteres tun, als dich von der schwarzen Teufelsprinzessin verschlingen lassen. Wie wäre es, wenn du dich auf und davon machtest?" Und als es Abend wurde, stahl er sich fort, lief über Berge und Felder und kam auf eine schöne Wiese. Da stand plötzlich ein kleines Männchen mit langem grauen Bart vor ihm, das war aber

unser lieber Herrgott, der wollte den Jammer, welchen der Teufel allnächtlich anrichtete, nicht länger mit ansehen. „Wohin des Wegs?" sprach das Graumännchen, „darf man nicht mit?" Und weil das Alterchen so treuherzig aussah, erzählte ihm der Soldat, daß er fortgelaufen sei und warum er das getan habe. Das graue Männchen aber sprach: „Wenn's weiter nichts ist, so kehre getrost wieder um und geh auf deinen Posten. Ehe es elf schlägt, verstecke dich in der Orgel. Sprich aber ja kein Sterbenswörtchen, wenn die schwarze Prinzessin dich rufen wird." Der Soldat tat, wie ihm geheißen war; und kaum saß er in seinem Versteck, so erhob sich die Königstochter und schaute nach dem Posten; und als sie ihn nicht erblickte, fing sie an, ihn zu suchen und mit kläglicher Stimme zu rufen: „Schildwach! Schildwach! Wo bist du? Ach, Schildwach, erbarme dich doch!" Aber der Soldat rückte und rührte sich nicht. Endlich kletterte die schwarze Prinzessin in die Orgel, ward ihn gewahr und wollte sich gerade auf ihn stürzen, als die Glocke zwölf schlug und die Prinzessin wieder in den Sarg zurückkehren mußte.
Als am Morgen die Tür geöffnet wurde und die neue Wache kam, um den Posten abzulösen, da wollte sie ihren Augen nicht trauen, als sie den Soldaten lebendig dastehen sah. Der alte König aber war außer sich vor Freude, wie es ihm gemeldet wurde, und er bot dem Soldaten ogleich dreihundert Taler zur Belohnung, wenn er auch die nächste Nacht wieder den Posten in der Kirche bezöge.
Der Bursch willigte ein; als er aber abends allein in der Kirche war, da überkam ihn ein Grauen beim Anblick der schwarzen Prinzessin, und er floh zur Tür. Auch jetzt aber erschien wieder das Graumännchen und redete ihm Mut ein und gab ihm guten Rat. Diesmal mußte er sich unter dem Altar verstecken. Um elf Uhr stand die Königstochter wieder auf und verließ den Sarg, und rief, wie den Tag zuvor, mit herzzerreißender Stimme: „Schildwach! Schildwach! Wo bist du? Ach, Schildwach, erbarme dich doch!" Und als niemand ihr antwortete, rief sie: „Pfui, ich bin wieder betrogen und habe doch solchen Hunger. Schildwach! Schildwach! kriege ich dich, so fresse ich dich!" Dann suchte sie

zuerst die Orgel und darauf die ganze übrige Kirche ab, bis sie auch an den Altar kam. Als sie aber den Burschen erblickte, schlug die Uhr in demselben Augenblicke zwölf, und sie mochte wollen oder nicht, sie mußte wieder in den Sarg zurück; denn mit dem Schlage zwölf war alle ihre Macht gebrochen.
Am folgenden Morgen lobte der König den Soldaten über die Maßen und setzte ihm so lange zu, bis er auch noch die dritte Nacht Wache zu halten versprach, wieder um den Lohn von dreihundert Talern. Das Graumännchen hatte ihm aber in der Nacht vorher den Rat gegeben, wenn er auch noch die dritte Nacht wachen würde, so solle er sich Brot und Wein und Braten mit in die Kirche nehmen. Das tat der Soldat auch und stellte die Speisen und Getränke auf eine Bank bei dem Altare.
Es dauerte gar nicht lange, so trat das graue Männlein auf ihn zu und sprach: „Diesmal krieche unter den Sarg, und wenn die Prinzessin herausgestiegen ist und dich in der Kirche sucht, so lege dich statt ihrer in den Sarg hinein; und wenn sie dann auch noch so sehr jammert und dich zu erwürgen droht, so rühre dich nicht und sprich kein Wort, bis sie dich um der drei Wunden Christi willen bittet, aufzustehen; dann steh auf, dann ist sie erlöst.“ — Der Soldat dankte dem Männlein für den guten Rat und tat, wie es ihm geheißen. Kaum hatte die Prinzessin den Sarg verlassen, so kroch er hervor und legte sich statt ihrer hinein, und es kümmerte ihn wenig, daß sie laut klagend durch die Kirche rief: „Schildwach! Schildwach! Wo bist du? Ach, Schildwach, erbarme dich doch! Ich bin ungücklich! Krieg' ich dich, ich freß dich lebendig!“
Weil die schwarze Jungfer den Soldaten aber nirgends finden konnte, trat sie an den Sarg, um sich mit dem Schlage zwölf wieder hineinzulegen. Da sah sie, daß der Platz schon besetzt war. Jetzt tobte und schrie sie fürchterlich und drohte, den Soldaten in Stücke zu zerreißen, wenn er nicht mache, daß er aus dem Sarge käme; aber er dachte an die Worte des Männleins und rührte kein Glied. Je mehr sie aber schalt und drohte, desto weißer wurde ihr Gesicht; und als all ihr Wüten nichts half, fing sie zuletzt an zu bitten und sagte: „Steh auf, steh auf! ich

bitte dich um der drei Wunden Christi willen." Und wie sie das gesprochen hatte, wurde sie weiß vom Kopf bis zur Sohle und wunderschön. Dann reichte sie dem Soldaten freundlich die Hand und sagte: „Du hast mich erlöst; ich bin jetzt aus des Teufels Klauen befreit und nicht anders, als die übrigen Menschenkinder. Steh auf, wir wollen essen, denn ich habe Hunger." Da stand der Soldat auf, und sie aßen von dem Brot und Braten und tranken von dem Wein, den er auf des Graumännleins Befehl mit in die Kirche genommen hatte.
Als mit Sonnenaufgang die Wache kam, um den Posten abzulösen, stutzte sie, machte kehrt, lief zum König und meldete, der Soldat habe seinen Schatz bei sich in der Kirche, und sie säßen am Altare und herzten und küßten sich. Doch der König merkte, was geschehen war; er ließ sogleich seine beste Staatskarosse vorfahren und holte die beiden aus der Kirche ab. Drei Tage darauf wurde Hochzeit gefeiert. Und da der König schon alt war, so übergab er die Regierung seinem Schwiegersohn, und dieser herrschte nun mit seiner jungen Frau über das ganze Land.

Die fünf Handwerksburschen auf Reisen



Da zogen einstmals fünf Handwerksburschen aus einem Orte zusammen auf die Wanderschaft und hatten sich gegenseitig versprochen, daß sie sich nicht trennen wollten voneinander. Wie sie nun schon ein gut Stück Wegs gegangen waren, fiel's dem einen plötzlich ein, ob sie auch wohl noch alle fünf beisammen wären und er machte seine Kameraden aufmerksam darauf. Da standen sie alsbald still und der eine fing an zu zählen: „Das bin ich, eins, zwei, drei, vier!" Ach Gott, wie erschraken sie da, als einer fehlte! Sie zählten nun einer nach dem andern und brachten immer nur vier heraus, weil der Zähler sich selbst überging. Da

kam ein Fremder daher und fragte, was sie hätten. Sie sagten's ihm und baten, er solle doch suchen helfen. Der Mann aber riet, sie sollten alle ihre Nasen einmal in dem Kot abdrücken und dann die Löcher zählen. Das taten sie und da kamen richtig fünf Nasen heraus, und nun wußten sie gewiß, daß sie noch keinen Kameraden verloren hatten, und setzten vergnügt ihre Reise wieder fort.

Die Rübe im Schwarzwalde



Ein Samenhändler reiste einst über den Rhein, ließ aber vorher auf dem Schwarzwalde ein Samenkorn fallen. Und als er wieder zurückkam, fand er, daß aus dem Körnlein eine gewaltige Rübe gewachsen war, mit der konnte er zwei große Schlachtochsen fett machen. Diese Ochsen hatten aber während der Fütterung so ungeheuer lange Hörner bekommen, denk' dir nur, daß, wenn man zu Martini in eins hineinblies, der Ton erst zu Georgi wieder daraus hervorkam, und also ein ganzes halbes Jahr nötig hatte, bis er durch das lange lange Horn hindurchfahren konnte.

Der Ratsherr und das Bübele

R. Büble, was greinst?
B. Ha, lache wurd i nit.
R. Hat dir der Wolf dein Schäfle g'nomme?
B. Gebe han i's em nit.
R. Ist er mit über de Bach?
B. Ha, unne durch nit!
R. Büble, sei nit so grob, i bin a Ratsherr!
B. Na, so rat mal, was i in meiner Tasch han!
R. Ha, was wirst du drin han! a Stückle Brot?
B. Ja, Dreckle! meine Hänschich!

Der Schäferssohn und die zauberische Königstochter



Es war einmal ein Schäfer, der hütete seine Schafe Tag für Tag auf einer Wiese vor einem verhexten Walde, in den er sich nie zu gehen getraute. Eines Tags war ihm seine Pfeife ausgegangen, und da er Feuer schlagen wollte, merkte er, daß er seinen Stahl verloren hatte. Zugleich sah er, daß vor ihm der ganze Wald in Flammen stand. Nach Hause laufen konnte er nicht und Feuer mußte er haben, also faßte er sich ein Herz und ging auf den Brand zu, um sich seine Pfeife anzustecken. Er war aber kaum daran, so hörte er sich ganz aus der Nähe bei Namen rufen. Er blieb stehen und sah sich um, da rief es noch einmal, es war aber niemand da. Endlich, als es zum dritten Male rief, sah er vor sich auf der Erde eine große Schlange, die kam aus dem Feuer hergekrochen und sagte, sie wolle ihn glücklich machen auf sein Lebtag, wenn er mit ihr in den Wald gehen wolle. Der Schäfer war ein armer Kerl und sagte ja. Nun kroch das Gewürm vor ihm her, gerade in den Wald hinein; das Feuer war fort, denn es war nur ein Blendwerk gewesen, um ihn anzulocken. Sie kamen immer tiefer in den Forst hinein; endlich hielt die Schlange bei einem Haselbusch und hieß ihn eine Gerte brechen. Als er es getan hatte, kroch sie wieder vorwärts, und der Wald ward immer dichter und dunkler. Sie kamen noch an zwei andere Haselbüsche: bei jedem hieß ihn die Schlange still halten und eine Gerte brechen, und an jede Gerte mußte er sich ein besonderes Zeichen machen, um sie nicht mit den andern zu verwechseln. Endlich, als der Wald so dicht war, daß man fast nicht mehr hindurch konnte, und der Schäfer so müd, daß ihn die Beine nicht mehr tragen wollten, standen sie vor einem hohen Schloß mit einem großen starken Tor. Da hieß ihn die Schlange mit der ersten Gerte dawiderschlagen, und alsbald

sprang es auf. Sie kamen durch einen langen dunklen Gang in einen Hof, darin stand ein anderes Schloß mit einem noch stärkeren Tor. Er mußte mit der zweiten Gerte dawiderschlagen, und es ging wieder durch einen dunklen Gang in einen schönen Hof, worin ein Schloß mit einem noch viel stärkeren Tor stand. Das mußte er mit der dritten Gerte aufmachen. Jetzt führte ihn die Schlange treppauf, treppab, bis in ein wunderschönes Zimmer. „Dein Glück ist halb vollbracht," sprach sie, „um es ganz zu vollbringen, mußt du sieben Jahr lang hier in dieser Kammer bleiben und nicht vor die Tür gehen. Auf deinem Tisch wirst du immer alles finden, was du nur brauchen und wünschen kannst. Das Geschirr von deinem Essen und alles, was du nicht bei dir behalten willst, mußt du zum Fenster hinauswerfen, nie aber darfst du nachsehn, wo es hinfällt." Als sie das gesagt hatte, machte sie sich fort zur Tür hinaus, und der Schäfer wünschte sich gleich einen ganzen Tisch voll Essen und Trinken. Er aß und trank sich satt und warf dann das Geschirr zum Fenster hinaus, kümmerte sich auch sehr wenig darum, wo es hinfiel.

So lebte er fort an die drei Jahre, da war die Langeweile so groß geworden, daß er gar nicht mehr wußte, was er nur tun solle. Er fing an, sich Gedanken darüber zu machen, was für ein großer Haufen von zerbrochnem Geschirr wohl jetzt unter seinem Fenster liegen müsse. Zuletzt konnte er sich nicht mehr enthalten, und als er wieder einen Pack Teller hinuntergeworfen hatte, legte er sich hinaus und schaute hinab. Da sah er freilich keinen Geschirrhaufen, wohl aber einen ganzen Hof voll großer Tiere, eines immer seltsamer und erschrecklicher anzusehen als das andere, die fingen die Teller und Schüsseln mit den Mäulern auf und schleppten sie fort. Er machte schnell das Fenster zu, doch da klopfte es schon an der Tür, und ob er gleich nicht „herein" sagte, so kam die Schlange doch und war sehr bös und sagte, jetzt hätte er die Wahl, ob er gleich auf der Stelle sterben oder die sieben Jahre noch einmal von vorn anfangen wolle. In seiner Angst versprach er's gern und war nur froh, daß er das Leben behalten sollte. Da er jetzt wußte, wo das Geschirr blieb,

kam er in keine Versuchung mehr, zum Fenster hinauszusehn, und so hielt er denn die sieben Jahre richtig aus.
Als die Zeit um war, klopfte es wieder. Diesmal rief er herzhaft: „Herein!" Die Tür ging auf, und herein kam ein König mit einer goldnen Krone und hinter ihm sein ganzer Hofstaat. Das waren alle die häßlichen Tiere, die seine Teller fortgetragen hatten und jetzt erlöst waren. Sie bedankten sich gar sehr bei ihm; der König aber sprach: „Nun kannst du unter drei Stücken dir eines wählen, das du willst. Willst du ein goldnes Hemd, oder ein eisernes Schwert oder eine goldne Krone?" — „Das eiserne Schwert!" rief der Schäfer, und der König sagte: „Du hast zu meinem und zu deinem Vorteil gewählt. Hättest du die Krone verlangt, so wärst du statt meiner König geworden; hättest du das Hemd verlangt, so hätte es mir und dir nichts genützt. So aber bist du durch das Schwert unüberwindlich gemacht, und ich ernenne dich zu meinem obersten General."
Der König konnte auch einen guten General brauchen, denn sein Nachbarkönig sah kaum, daß er wieder erlöst war, so fing er auch schon Krieg mit ihm an. Das war aber sein eigner Schaden, denn er durfte so viel Soldaten hinausschicken, als er nur wollte, der Schäfer mit seinem Zauberschwert schlug sie alle tot. Der fremde König hatte aber eine gar kluge Tochter, der klagte er seine Not, und das Mägdlein sagte, er solle sie nur gehn lassen, sie wolle es schon machen. Als es dunkel wurde, lief sie hinüber in das feindliche Lager und ließ sich fangen, und als sie vor den obersten General gebracht wurde, verliebte sich der gleich so in sie, daß er sie nicht mehr von sich ließ und sie mit sich in sein Zelt nahm. Die Nacht aber, als er schlief, stand die falsche Prinzessin auf, nahm sein Schwert, das an der Zeltwand hing, und lief damit hinüber zu ihrem Vater. Des andern Tages wurde das ganze Heer des Schäfers totgeschlagen und er selber gefangen vor den feindlichen König gebracht. Der ließ ihn mit dem Beil zerhacken und packte die Stücke in eine Schachtel; die schickte er seinem Nachbar und ließ ihm einen schönen Gruß sagen: da hätte er seinen General!
Da gab es großes Wehklagen im ganzen Lande; der König aber

gab die Hoffnung nicht auf, er ließ die ganze Zaubererzunft zusammenkommen und befahl ihnen, den General wieder zusammenzusetzen. Da legten die Zaubergesellen die Stücke auf einem Tisch zurecht, setzten sie aneinander und bestrichen sie mit Wundersalbe, daß sie wieder zusammenwuchsen. Nun war der General fertig bis auf das Leben, und das gab ihm der Zaubermeister. Zugleich schenkte er ihm die Gabe, sich zu verwandeln in was er wollte. Das war dem Schäfer recht. Er verwandelte sich in ein wunderschönes weißes Pferd und ließ sich von einem Juden in das feindliche Land zu Markte bringen. Der Händler mußte dem Schimmel aber versprechen, wenn ihn jemand kaufen wolle, den Zaum nicht mit zu verkaufen. Als sie nun auf dem Markte standen, lockte das herrliche Tier sogleich Kauflustige herbei, aber der Jude verlangte zehntausend Taler, und die mochte doch keiner daran wagen. Da kam der König mit zwei Dienern über den Markt gegangen, erblickte den Schimmel und fragte nach seinem Preis. Und als er gehört hatte, was das Pferd kosten solle, dünkte ihm die Summe nicht zu hoch. Er sandte sogleich den einen Diener nach dem Schlosse, das Geld zu holen, und der andere sollte das Tier in den königlichen Marstall führen. Da dachte der Jude an sein Versprechen und sagte: „König Majestät, haltet zu Gnaden, der Schimmel ist Euer, aber der Zaum ist mein!" — „Ei, Jude," antwortete der König, „Der Zaum gehört zum Pferde. Da Er aber nicht anders will, so werde ich Ihm für den Zaum noch hundert Taler obendrein geben." Die hundert Taler taten es dem Juden an und er willigte ein, und der Schimmel wurde in den Marstall des Königs gebracht.

Als aber das Tier im Stalle stand und des Königs kluge Tochter es besehen hatte, sprach sie zu ihrem Vater: „Das Pferd kann ich nicht dulden, der Schinder muß ihm den Kopf abhacken! Das hörte des Königs Köchin, die war dem schönen Schimmel gut und ging zu ihm in den Stall und streichelte ihn und sprach dabei: „Wie dauerst du mich, daß du sterben mußt, der Schinder wird kommen und dir den Kopf abhacken." Da hob das Pferd seinen Kopf in die Höhe und sprach: „Wenn mir der Schinder

den Kopf abhackt, so sollen drei Tropfen Blut an deine Schürze springen, die mußt du mir zuliebe unter die Dachtraufe vergraben, es soll dir nicht vergessen sein."

Wie das Pferd gesprochen, so geschah es; die Köchin begrub die Schürze mit den drei Blutstropfen unter der Dachtraufe, und des andern Morgens war ein wunderschöner Weißkirschbaum voll der schönsten Kirschen daraus hervorgewachsen. Als die Prinzessin aus ihrem Schlafgemach herunterkam, sah sie den Baum. Da ging sie zu ihrem Vater und sprach. „Den Baum im Hofe leid' ich nicht, der Zimmermann muß kommen und ihn mit dem Beil umhauen." Die Köchin hatte es aber wieder gehört und ging hinab und sprach: „Ach, armer Baum, du tust mir leid, der Zimmermann soll kommen und dich mit dem Beil umhauen." Da sprach der Baum: „Und wenn der Zimmermann kommt und mich mit dem Beil umhaut, so mußt du mir zulieb drei Späne von mir nehmen und sie nach Sonnenuntergang in den Teich der Prinzessin werfen." Wie der Baum gesprochen, so geschah es; die Köchin warf die drei Späne in den Teich der Prinzessin, und des andern Morgens schwammen drei goldene Enten darauf. Als die kluge Königstochter in den Garten kam und die Enten sah, so sprach sie: „Die Enten leid' ich nicht." Sie nahm ihren Bogen und schoß zwei davon tot, die dritte aber gefiel ihr so gut, daß sie sich in einen Kahn setzte und ihr nachruderte, bis sie sie gefangen hatte. Des Abends nahm sie die Ente mit in ihre Schlafkammer, wo auch das gestohlene Schwert an der Wand hing. Das tat gut bis um Mitternacht, da packte die Ente das Schwert auf und flog damit fort bis in das Nachbarland. Hier wurde sie wieder zum General, der ging zu seinem König und zeigte ihm das wiedergefundene Schwert. Da gab es große Freude im Schloß, und des andern Tags zog der Schäfer wieder gegen den Feind. Als die feindlichen Soldaten tot waren, eroberte er die Hauptstadt und machte den König mit seiner ganzen Familie nieder, die gute Köchin aber nahm er zur Frau und sie waren König und Königin und hielten gute Nachbarschaft mit dem andern König, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Die drei Träume



Drei wandernde Gesellen kamen überein, sie wollten alle Dinge gemein haben; Speis und Trank, Nutzen und Schaden wollten sie miteinander teilen. Zwei davon hatten's aber hinter den Ohren und hielten heimlich zusammen, daß sie den Dritten, der ein einfältiger Geselle war, über den Löffel balbierten. Als sie ein paar Tage miteinander gegangen waren, kamen sie in eine einsame Gegend und verloren den Weg. Da litten sie große Not; alle Nahrung war ihnen ausgegangen, und es war nur noch etwas Mehl da, davon beschlossen sie einen Kuchen zu backen. Während aber der Einfältige das Feuer dazu anzündete, ratschlagten die zwei Schälke, wie sie es vorkehren möchten, daß sie den Kuchen unter sich allein teilen und den Einfältigen um sein Teil betrügen könnten. Da sagte der eine: „Weißt du was, Bruderherz? Wir machen ihm den Vorschlag, daß wir alle drei schlafen wollen, bis der Kuchen gebacken ist; wenn wir aufwachen, so soll ein jeder erzählen, was ihm geträumt hat; und wer dann den wunderlichsten Traum erzählen kann, dem soll der Kuchen gehören." Gesagt, getan. Die Zweie schliefen alsogleich ein; den Einfältigen hielt dagegen der Hunger wach, und kaum sah er, daß der Kuchen gebacken war, so machte er sich herzu und aß ihn auf; es ist kein Brosamlein übrig blieben. Hernach legte er sich aufs Ohr. Alsbald wachte der eine der Schälke auf und rief seinem Kameraden zu: „Freue dich, Bruderherz, mir hat Wunderliches geträumt; denke dir: es war mir, als ob ein Engel mit goldenen Flügeln mich vor Gottes Thron mitten ins Himmelreich geführt hätte." Da sprach der andere: „Ei! und mir hat geträumt, der Teufel habe mich in die Hölle hinabgeführt, und mir da der armen Seelen Pein gezeigt. Was kann einem Wunderlicheres träumen? Der Kuchen ist unser!" Hierauf weckte er den Einfältigen mit dem Ellenbogen auf und sagte: „Wie

lange willst du noch schlafen? Sag' her, was hat dir geträumt?" — „He da," rief der Einfältige und streckte sich, „wer ruft mich?" — „Ei, wer sonst als deine Gesellen?" — „Aber," fragte er wieder, „wie seid ihr denn wieder hergekommen?" — „Wo sollten wir gewesen sein?" sagte der andere; „ich glaube, guter Freund, es ist nicht ganz richtig in deinem Oberstübchen." — „Freilich ist's," antwortete der Einfältige; „aber da hat's mir so kurios geträumt; ich habe die hellen Tränen um euch geweint, weil ich meinte, ich hätte euch schon verloren; es träumte mir, einer von euch sei ins Himmelreich gefahren und der andere ins Teufels Revier; dieweil man aber noch selten von einem gehört hat, daß er von diesen Gegenden wieder heimgekommen sei, so hab' ich mich des getröstet so gut ich konnte und in Gottes Namen den Kuchen aus dem Feuer genommen und gegessen. Nehmt nichts für ungut."

Strom selig



Ein Bauer hatte einen alten Hund, Namens Strom, der war schon grau und beinahe blind. Wie er ihn einmal im Walde bei sich hatte, lief der Hund gegen einen morschen Baumstamm und stieß sich so, daß er tot liegen blieb. Dem Bauern ging das nahe, und da er den Hund nicht dort liegen lassen wollte, so bückte er sich, um ihn aufzuheben. Da sah er unter dem Baumstamm etwas glänzen und fand, daß es ein Topf mit Golde war. Da nahm er traurig und froh Hund und Gold mit sich nach Hause. Weil er nun so viel auf Strom hielt, so beschloß er mit seiner Frau, ihn auf dem Kirchhofe zu begraben. Das tat er denn auch in der nächsten Nacht und machte dem Hunde auch einen zünftigen Grabhügel.

Das sahen der Pastor und der Küster am andern Morgen, und

der Pastor sagte, er wolle es im Dorfe bekannt machen lassen. Der Täter solle sich bei ihm melden, sonst werde er es beim Amte anzeigen. Da kam den Bauern die Furcht an, er ging zum Prediger, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Herr Pasting, maken's man nicks von die Geschicht, ik hemw min'n oll'n Strom selig da bigraw'n, hei hett Sei ok 'n schön'n Schatz hinterlat'n." Und damit legte er die Hälfte des gefundenen Goldes auf den Tisch. Dem Pastor war das Gold lieb, und er versprach dem Bauern, die Sache zu verschweigen, ja er wolle Strom selig auch eine Leichenpredigt halten. So tat er auch am nächsten Sonntage, und so rührend machte er's, daß die Leute alle weinten. Wer aber Strom selig war, das wußte niemand außer dem Pastor und dem Bauern und seiner Frau.

Schulze Hoppe

Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe, dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter; bald war's ihm zu trocken, bald regnete es zu wenig. Da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahr sollst du das Wetter selbst machen." So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur so eine Freude war, mannshoch. Als es nun aber zur Ernte kam, waren alle Ähren taub, denn Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit hat Schulze Hoppe nicht mehr übers Wetter gesprochen und ist zufrieden damit gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.

Der dumme Wolf

Der Wolf und der Fuchs wohnten einmal in einer Höhle zusammen, und da wachte eines Morgens der Wolf auf und fühlte sich gar nicht recht wohl, und rief so vor sich hin, indem er die Pfoten reckte: „Heut muß ich noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden!“ Das hörte der Fuchs und hätte auch gern eine Mahlzeit gehabt, aber er mochte sich nicht viel rühren, darum sagte er: „Mir geht's auch so, doch ich bin leider lahm und kann nicht von der Stelle.“ Sprach der Wolf: „Nun, darum sorge nicht, setz' dich nur auf meinen Rücken, dann will ich dich tragen!“ Das war der Fuchs gleich zufrieden, kroch ihm auf den Nacken, und nun ging's auf und davon. Wie sie so eine kleine Weile im Walde gegangen waren, sprach der Fuchs leise vor sich hin: „Da trägt der Kranke den Gesunden!“ Das hörte aber der Wolf und fragte schnell: „Was sagst du?“ Doch der Fuchs antwortete traurig: „Ach, an meine Rede mußt du dich nicht kehren, ich rase nur so!“ Wieder gingen sie darauf eine Weile fort, und das wiederholte sich so zum zweiten und zum dritten Male, aber der Wolf ließ sich jedesmal wieder vom Fuchs betören, daß er wirklich meinte, der sei im Fieber und rase nur so. Da kamen sie an einen Weg, auf dem sah der Fuchs eine Speckseite liegen, und flugs sprang er herunter vom Rücken des Wolfs und darauf zu, und fragte ihn, ob er mit ihm teilen wolle; allein der Wolf begehrte nichts davon und ging ruhig seiner Wege. Nachdem er so eine Weile weiter getrottet war, kam er an eine Wiese, auf der eine Stute mit ihrem Fohlen weidete; die ersah ihn erst, als er gar nicht mehr weit von ihr war, und ging ihm darum entgegen, und sprach: „Guten Tag, Wolf! Ich habe da ein Fohlen, mit dem geht's mir gar schlecht, ich kann es nicht mehr ernähren; darum säh' ich's wohl gern, wenn du es schlachtetest!“ — „Ih, das will ich wohl tun,“ sagte der

Wolf und ging gleich mit ihr. Unterwegs hinkte aber die Stute gar sehr, so daß es dem Wolf nicht schnell genug ging, und er sie fragte: „Wie kommt's, daß du hinkst?" — „Ach," sagte sie, „ich muß mir etwas in den Fuß getreten haben, möchtest du nicht einmal nachsehen, was es wohl sei, und es herausziehen?" — „Eine Liebe ist der andern wert," sprach der Wolf, sie hob den Huf empor und er bückte sich, den Schaden recht genau zu besehen; aber da schlug sie ihm plötzlich an den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging und er für tot niederstürzte. Darauf eilte sie schnell mit ihrem Fohlen davon, und als der Wolf aus seiner Betäubung erwachte, waren beide längst über alle Berge. Da ging er denn traurig weiter und kam nach einiger Zeit an den Rand eines Waldes, wo er zwei Ziegenböcke erblickte, die sich gewaltig mit den Hörnern stießen. Er trat heran und fragte nach der Ursache ihres Streites, und da erzählten sie ihm, sie seien von ihren Herren hier angebunden, um zu grasen, und nun wisse keiner von beiden, wo die Grenze sei, und jeder glaube, einer tue dem andern zuviel. Da sprach der Wolf: „Das kann ich leicht schlichten; ich werde mich hierherstellen, und ihr geht beide bis zu dem Ende der Grasung, dann lauft ihr um die Wette auf mich zu, und wer zuerst bei mir ist, der kriegt das größere Stück der Weide!" So dachte er erst den einen und dann den andern zu fangen und zu fressen. Die Ziegenböcke taten auch, wie er ihnen gesagt hatte; aber als er nun so in der Mitte stand, liefen beide mit so großer Hast und Eile auf ihn zu, daß sie zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen und ihm mit solcher Gewalt in die Seiten stießen, daß er halb tot niederstürzte; darauf liefen sie eilig davon, und es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kam. Aber er gab doch seinen Vorsatz noch nicht auf, und da er immer noch kränker wurde, sprach er zu sich: „Ich muß heute noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden." Darauf ging er wieder weiter und kam in ein schönes grünes Tal, wo ein rasches Bächlein eine Mühle trieb; nicht weit davon ging eine Sau mit neun Ferkeln. „Ha!" jauchzte der Wolf, „zwölf Ferkel sind keine magere Kost; da kannst du dich einmal für alle Not entschädigen." Er lief im

Sturm auf die Sau los und schrie: „Aha! habe ich Euch einmal! Ihr seid es mit Eurer Sippschaft, Ihr habt mein Kartoffelfeld zerwühlt; Euere Kinder als Pfand her!“ Die Sau stutzte; anfangs dachte sie, den Wolf gleich zu packen; als sie aber seine grimmigen Hungerzähne sah, fürchtete sie, es könne beim Kampf eins ihrer Kinder in Gefahr kommen; drum sprach sie: „So? ich entsinne mich nicht, daß ich mit meinen Kindern je auf Eurem Kartoffelfelde gewesen bin; doch nehmt sie hin, wenn Ihr uns durchaus für strafbar haltet; um eins nur bitte ich Euch: die armen sind noch Heiden; ich fand bis jetzt noch keinen Priester, um sie taufen zu lassen; doch sehe ich an Eurem Rock, daß Ihr ein würdiger Herr sein müßt; drum tauft sie mir, damit sie in den Himmel kommen.“ Dem Wolf schmeichelte es, daß man ihn für einen Pfarrer hielt, und er sprach: „Ja, ja, gleich will ich sie taufen.“ — „So setz' dich auf den Steg, der über den Bach führt, dann will ich sie dir hineinbringen, eins nach dem andern, daß du die Taufe verrichtest.“ Das war denn auch der Wolf gern zufrieden und ging mit ihr hinab zum Bach; nun war freilich der Steg, der oberhalb der Mühle über das Wasser führte, gar schmal und es kostete ihm große Mühe, einen festen Sitz zu fassen, allein er dachte: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“ Und so gelang's ihm endlich. Als die Sau sah, daß alles in Ordnung war, nahm sie ein Ferkel ins Maul, um es ihm hinab zu bringen; allein plötzlich änderte sie ihren Lauf, stürzte auf den Steg und gerade gegen den Wolf mit einer solchen Wucht los, daß er kopfüber in den Bach fiel und sich in dem reißenden Wasser nicht halten konnte, sondern unter das Mühlrad kam und jämmerlich zerschunden und zerquetscht auf der anderen Seite wieder hervortauchte. Nur mit Mühe arbeitete er sich heraus, kroch ganz traurig ans Land und schlich matt auf einen Birnbaum zu, der einsam im Felde stand. Unter dem saß aber gerade ein Bauer, der hatte sich Holz gehauen, um Eggenpflöcke zu schneiden, und wie er den Wolf erblickte, kletterte er eilig auf den Baum und verbarg sich in den Zweigen. Der Wolf aber setzte sich unten nieder und sann nun nach über all das Unglück, das ihn heute betroffen hatte. Da

sprach er zu sich selber: „Wer hat dich nun wohl zum Doktor gemacht, daß du die Stute kurieren wolltest? Oder wer hat dich zum Landmesser gemacht, oder wer hat dich gar zum Priester gemacht, um Ferkel zu taufen? Es wäre dir doch wahrlich das allerbeste, daß unser Herr Gott ein Beil vom Himmel auf dich herunterwürfe, dann wäre all deinem Leiden ein Ende gemacht!" Und kaum hatte er das ausgesprochen, so warf der Bauer sein Beil aus dem Baum herunter und traf ihn gerade in die Weichen, daß er sogleich zusammenstürzte; da rief er noch: „Nun, nun, so ernstlich war's ja nicht gemeint!" Aber jetzt war's zu spät und er hat weder mehr kuriert, noch Landmessung gehalten, noch Priester gespielt, sondern ist da unter dem Birnbaum gestorben, und der Bauer hat sich einen Pelz aus seinem Balg gemacht.

Die Geschichte von der Metzelsuppe



In einem Dorfe hatten die Bauern ihren Pfarrer so gern, daß sie ihm beinah alle, so oft sie ein Schwein schlachteten, etwas von der Metzelsuppe schickten. Da geschah es, daß der Pfarrer selbst ein mal ein Schwein gemästet hatte; als es aber geschlachtet werden sollte, fiel ihm mit Schrecken ein, daß er allen Bauern, die ihm sonst etwas geschickt, nun ebenfalls ein Stück Fleisch und ein paar Würste schicken müsse. „Dazu wird das eine Schwein kaum hinreichen, und für mich behalte ich gar nichts," dachte er und begab sich zu seinem Meßner und fragte den um Rat, wie er es doch machen solle, daß er den Bauern keine Metzelsuppe zu geben brauche. Da riet ihm der Meßner: wenn er das Schwein geschlachtet habe, so solle er es nur vor dem Hause hängen lassen bis es Nacht sei, es dann still beiseite schaffen und am andern Tage den Bauern sagen: das Schwein sei ihm gestohlen worden, so werde niemand eine

Metzelsuppe von ihm erwarten. Dieser Rat gefiel dem Pfarrer so gut, daß er ihn sogleich in Ausführung brachte und das Schwein schlachten und vor dem Hause aufhängen ließ.

Als es nun dunkle Nacht war, kam der Meßner ganz heimlich, nahm das Schwein herunter und ging damit fort in seine Wohnung. Darauf begab sich der Pfarrer am andern Morgen zu dem Meßner und sprach: „Da ist mir doch gestern abend ein arger Streich gespielt worden, man hat mir mein Schwein gestohlen!" — „Ja, ja," sprach der Meßner, „so muß man sagen, dann glauben's die Leute!" — „Nein, in der Tat, es ist kein Spaß, man hat mir ganz eigentlich mein Schwein gestohlen!" sagte der Pfarrer. „So ist's recht, so muß man sagen," sprach der Meßner, „und ich will schon helfen, daß es unter die Leute kommt." Als aber der Pfarrer gar nicht nachgab, sagte endlich der Meßner: „Ach Herr Pfarrer, ich weiß ja alles, ich habe Ihnen ja selbst diesen Rat gegeben, bei mir bedarf's keiner Verstellung!" Da wurde der Pfarrer nur immer ungeduldiger, und weil das Betragen des Meßners ihm verdächtig vorkam, so bat er ihn zuletzt, ob er nicht eine Kiste, die er im Augenblick nicht gut unterbringen könne, ihm einige Tage lang in seiner Stube aufbewahren wolle. Ja, das wollte er recht gern tun. In die Kiste aber steckte der Pfarrer seine Schwiegermutter, die sollte horchen und ausspüren, ob nicht der Meßner das Schwein weggenommen habe; denn der Pfarrer meinte gewiß, daß er sich mit seiner Frau davon unterhalten würde. Dem Meßner aber sagte er noch, daß er die Kiste ja nicht öffnen solle.

Am nächsten Sonntag nun kochte die Frau des Meßners Sauerkraut und dazu ein Stück von dem frischen Schweinefleische; und als sie bei Tisch saßen und aßen, sagte die Tochter des Meßners: „Ach, wie schmeckt des Herrn Pfarrers Fleisch gut!" Das hörte nun die alte Schwiegermutter in der Kiste und konnte das Lachen nicht verhalten, so daß es der Meßner merkte. Da dachte er: wart', ich will dir doch für deine Horcherei ein Andenken geben, und nahm eine Schwefelschnitte, zündete sie an und steckte sie durch eine Ritze in die Kiste hinein.

Die Frau aber verhielt sich ganz ruhig in der Kiste und rief

nicht um Hilfe, wie er erwartet hatte. Deshalb brach er nach einer Weile selbst die Kiste auf. Allein wie erschrak er da, als die Frau, von dem Schwefeldampfe erstickt, tot dalag. Neben ihr lag Fleisch und Brot, davon sie gegessen hatte. Da nahm der Meßner schnell ein Messer, schnitt ein Stück von dem Fleische ab und steckte ihr das in den Hals und machte dann die Kiste wieder zu.

Als nun am folgenden Tage der Pfarrer die Kiste zurückholen ließ und sie aufmachte, da schlug er die Hände über sich zusammen und rief: „Ach du lieber Gott, meine Schwiegermutter ist erstickt, was soll ich armer Mann nun anfangen!" Dann ließ er den Meßner kommen und sagte ihm: die Schwiegermutter sei so plötzlich gestorben, daß er fürchte, man werde ihm Vorwürfe machen, weil er keinen Arzt zur Hilfe gerufen habe. Deshalb möge er sie doch heimlich begraben, er wolle ihm auch gern dafür einen Scheffel Dinkel geben, er dürfe sich ihn selbst einmessen. Der Meßner war es zufrieden, nahm die Tote und trug sie mit auf den Kornboden, wo er sich den Scheffel Frucht einmaß; und als er damit fertig war, stellte er die Frau mitten in den Kornhaufen und ging heim. Auf der Treppe aber verzettelte er eine ganze Handvoll von dem Korn. Und als nun am andern Morgen die Magd die Treppe abkehren wollte und das Korn sah, strich sie es zusammen und trug es wieder in die Fruchtkammer. Kaum aber hatte sie die Tür aufgemacht, so sah sie die alte tote Frau in dem Kornhaufen stehen und entsetzte sich darüber so sehr, daß sie kaum die Treppe hinabsteigen und zu dem Pfarrer gehen und ihm sagen konnte, was sie auf dem Fruchtboden erblickt hatte. Der Pfarrer aber eilte zum Meßner und fragte ihn: ob er denn seine Schwiegermutter nicht begraben habe? „Ei, freilich hab' ich sie begraben!" — „Nicht möglich," sprach der Pfarrer, „sie steht ja auf meinem Fruchtboden!" — „Die wird eine Hexe sein," sagte der Meßner, „sonst wäre sie wohl nicht wiedergekommen!"

Da bat der Pfarrer den Meßner so dringend und bot ihm hundert Gulden als Belohnung an, wenn er sie noch einmal begraben wolle, so daß er sich endlich dazu verstand und die Leiche

mitnahm und sie in den Wald trug. In dem Walde aber traf er unter einem Baume einen Krämer, der war eingeschlafen und hatte eine große Kiste neben sich stehen. Da rief ihn der Meßner an und schüttelte ihn; allein der Mann schlief so fest, daß er davon nicht aufwachte.

Darauf öffnete der Meßner die Kiste und nahm alle Waren, die sich darin befanden, heraus, versteckte sie in einem hohlen Baume und legte dafür die tote Frau hinein und schloß die Kiste wieder zu. Dann hielt er sich in der Nähe bis gegen Abend auf, wo der Krämer endlich wach wurde, und ging zu ihm und fragte, was er da zu verkaufen habe? Da sprach der Krämer: „Ich habe allerlei Waren, besonders sehr schönes schwarzes Zeug; wißt ihr mir niemand, der etwas kauft?" — „O ja," sagte der Meßner, „geht nur da ins nächste Dorf zum Pfarrer, der hat Trauerkleider nötig, weil ihm seine Schwiegermutter gestorben ist."

Da begab sich der Krämer ins Pfarrhaus, bot seine Ware an, und als er sie sehen lassen wollte und die Kiste aufmachte, da rollte eine tote Frau heraus. „Um Gottes willen!" rief der Pfarrer, „da ist ja meine Schwiegermutter wieder!" Der Krämer aber fiel vor Schrecken in Ohnmacht.

Nun ließ der Pfarrer sogleich wieder den Meßner holen und sagte: ob er denn seine Schwiegermutter nicht begraben habe? „Ei freilich, sagte er, schon zweimal: ich habe sie diesmal noch dazu in den Wald hinausgetragen; aber daran, daß sie immer wiederkommt, kann man recht deutlich sehen, daß sie eine Hexe gewesen sein muß."

Der Pfarrer bat ihn, doch noch einmal die Schwiegermutter zu begraben und der Meßner versprach es denn auch endlich für zweihundert Gulden und führte es diesmal wirklich aus.

„Was bekomme ich denn für meine Ware?" sprach der Krämer, der sich allmählich wieder erholte.

„Ich kann Euch nichts geben," sagte der Pfarrer; „ich habe von Euch ja nichts bekommen!"

„Dann verklage ich Euch," sagte der Krämer, „und Eure Schwiegermutter dazu; denn die hat mir meine Sachen gestohlen, die

wenigstens zweihundert Gulden wert waren.“ — „Nun, so haltet nur reinen Mund und bringt meine Schwiegermutter nicht in das Gerede der Leute,“ sprach der Pfarrer, „ich will Euch die zweihundert Gulden geben!“
Das ist die wahrhafte Geschichte von der Metzelsuppe, die der Pfarrer für sich allein zu verzehren gedachte.

Die Seidenspinnerin



Es war einmal ein Bauer, der fuhr ins Holz und nahm seine älteste Tochter mit, daß sie ihm hülfe bei der Arbeit; da es nun aber sehr heiß war, hatte er seinen Rock ausgezogen und ihn aufs Gras gelegt; als er nun fertig war, sagte er seiner Tochter, sie solle ihn holen. Wie sie hinkommt, liegt auf dem Rock ein Würmchen, und da mag sie ihn nicht aufheben, sondern läuft zurück zum Vater und fragt ihn, was sie tun solle; aber der Vater sagt, was sie sich doch vor einem kleinen Würmchen fürchte, sie solle es nur herunterwerfen und den Rock bringen. So tut sie denn auch und sie fahren darauf heim. Andern Tags fährt der Bauer wieder ins Holz und nimmt seine zweite Tochter mit, da geht alles ebenso, sie wirft zuletzt das Würmchen von dem Rock herunter, und dann fahren sie heim.
Am dritten Tag sollte die erste wieder mitfahren, da bat die dritte, der Vater möge sie doch mitnehmen, sie wolle ja alles ebenso gut machen wie die andern; die aber lachten sie aus und sagten, was sie doch wohl helfen wolle; denn sie achteten sie immer sehr gering und hielten sie im Haus als Aschenbrödel; aber sie bat den Vater doch so sehr, daß er endlich sagte, sie solle mitfahren. Als sie nun wieder heim wollten, sagte ihr Vater, sie solle ihm den Rock holen; da geht sie hin und findet das Würmchen wieder da; sie aber sagt zu ihm: „Liebes Würm-

chen, du möchtest wohl ein weiches Lager haben?" Und das Würmchen sieht sie mit so hellen und freundlichen Augen an, als wollte es ja! sagen. Drum trägt sie Moos zusammen und bereitet ihm ein schönes weiches Nest, und als sie es darauflegt, fängt das Würmchen an zu sprechen und fragt sie: „Möchtest du mir wohl dienen? Du brauchst mich nur alle Tage ein paar Stunden herumzutragen, und hast weiter nichts zu tun, aber du bekommst dafür guten Lohn und Essen und Trinken vollauf, und wenn du es drei Jahre hintereinander getan hast, dann bin ich erlöst, denn ich bin ein verwünschter Prinz, und dann will ich dich heiraten!" Da sagte das Mädchen, das wolle sie tun, und darauf sprach das Würmchen: „So komm morgen wieder um dieselbe Zeit hierher." Darauf fuhr das Mädchen mit ihrem Vater nach Hause, und als sie dort ankam, sagte sie: „Ich bin nun lange genug daheim gewesen, nun will ich mich auch einmal in der Welt versuchen." Da lachten sie die andern aus und sagten: „Du Aschenbrödel, wer kann dich wohl brauchen?" Aber das Mädchen sagte: „Ich habe schon einen Dienst," und bat ihren Vater, daß er sie möge ziehen lassen; der wollte zwar seine Einwilligung nicht geben, denn wenn sie auch nicht viel verstand, so konnte sie doch gut arbeiten; aber endlich gab er ihren Bitten doch nach, und sie machte sich am andern Tage auf.

Als sie nun in den Wald kam, fand sie auch bald das Würmchen wieder, und das freute sich gar zu sehr, daß sie gekommen war, und sagte ihr, nun solle sie es nur noch etwas herumtragen. Das tat sie denn auch, und wie die Zeit um ist, da steht auf einmal ein prächtiges Schloß da, und in dem Schlosse ist ein großer Saal, darin steht eine große Tafel, und Essen und Trinken darauf, so schön wie sie es in ihrem ganzen Leben noch nicht gehabt hat, und da ißt und trinkt sie sich recht satt und geht dann zu Bette. Und so ging es nun alle Tage, sie trug das Würmchen ein Paar Stunden herum und nachher ging sie ins Schloß, wo ihr alles aufwartete und sie prächtig bewirtet wurde. Als nun ein Jahr um war, bat sie das Würmchen, ihren Vater besuchen zu dürfen, und da erlaubte es ihr das Würmchen, sagte aber, sie solle ja zur rechten Zeit wieder da sein. Da nahm sie denn viel

Gold und andere kostbare Dinge für ihren Vater und ihre Geschwister mit und ging nach Hause; als sie aber da mit ihren Schätzen ankam, wollten die Schwestern wissen, wo sie das alles her habe und bei wem sie diene; aber sie sagte es ihnen nicht, denn das hatte ihr das Würmchen verboten, und soviel sie auch Schelte und Schläge bekam, sie verriet es nicht. Am andern Tage ging sie darauf wieder zurück in den Wald zum Würmchen und trug es wieder alltäglich ein paar Stunden herum; als aber das zweite Jahr verstrichen war, besuchte sie wieder ihren Vater und ihre Schwestern, und ebenso im dritten Jahre; als sie da aber vom Würmchen schied, befahl es ihr, nur ja auch dieses letzte Mal zur rechten Zeit wiederzukommen, und das versprach sie ihm auch. Der Vater und die Schwestern aber verlangten wieder zu wissen, wo sie diene, und wollten sie gar nicht fortlassen, so daß sie sich endlich mit Gewalt losmachte; und als sie nun in den Wald kommt, da ist es doch etwas zu spät geworden und kein Würmchen mehr da. Traurig sieht sie sich nach allen Seiten um, aber das Schloß ist verschwunden und das Würmchen auch, denn das war unterdes erlöst und wieder König geworden, und war schon wieder daheim in seinem Königreich.

Da beschloß das Mädchen, in die weite Welt zu gehen und es zu suchen; und wie sie so fortging, kam sie im Walde zu einer Hütte, in der wohnte eine alte Frau, die bat sie um ein Nachtlager. Die Alte nahm sie freundlich auf, und als sie des andern Morgens wieder aufbrach, schenkte sie ihr noch drei Äpfel und sagte ihr, in dem einen wäre eine goldene Spindel, in dem zweiten ein goldener Haspel, in dem dritten ein goldenes Spinnrad, und verkündete ihr, was ihr begegnen würde, und was sie dann tun solle. Da bedankte sich das Mädchen schön bei der freundlichen Alten und zog weiter; und als sie nun schon viele Tage und eine weite, weite Strecke gegangen war, kam sie an den Glasberg. Nun wußte sie gar nicht, wie sie hinüberkommen solle, denn er war so glatt, daß sie immer wieder hinabrutschte; aber endlich sah sie nicht weit davon eine Schmiede, dahinein ging sie, ließ sich an beiden Händen und Knien beschlagen und kam nun glücklich über den Berg. Darauf gelangte sie in eine große Stadt, da wohnte der

König, der das Würmchen gewesen war, welches sie alle Tage herumgetragen hatte, aber er war schon verheiratet und hatte eine sehr schöne Gemahlin, und hatte das Mädchen lange vergessen. Da machte sie sich unkenntlich und ging ins Schloß und vermietete sich dort als Seidenspinnerin. Am ersten Tage öffnete sie nun den ersten Apfel, welchen ihr die Alte im Walde geschenkt hatte, und nahm die goldene Spindel heraus; als die Königin die sah, gefiel sie ihr über die Maßen, und sie wollte sie dem Mädchen abkaufen. „Nein," sagte das Mädchen, „zu verkaufen ist sie nicht, aber zu verdienen: laß mich eine Nacht bei dem Könige schlafen, so ist sie dein." Das wird schon gehen, dachte die Königin und versprach es ihr. Als nun der Abend herankam, gab sie dem Könige einen Schlaftrunk ein, und als er nun ganz fest schlief, holte sie die Seidenspinnerin und führte sie in des Königs Kammer. Diese aber setzte sich an sein Bett und jammerte und klagte: „Nun sehe ich doch, daß Undank der Welt Lohn ist, drei Jahre lang habe ich dich als Würmchen herumgetragen, habe deinethalb vom Vater und den Schwestern böse Scheltworte und Schläge ausgehalten, habe mich an Händen und Knien beschlagen lassen, um über den Glasberg zu kommen, und nun ist doch alles vergessen, und du hast eine andere Gemahlin." Aber der König schlief so fest, daß er kein Wort von alledem vernahm, und als es Morgen wurde, kam die Königin und führte die Seidenspinnerin wieder hinaus. Da war sie gar betrübt und nahm den zweiten Apfel, brach ihn auf und holte den goldenen Haspel hervor; als den die Königin sah, gefiel er ihr wieder so über alle Maßen, daß sie das Mädchen fragte, ob sie ihn verkaufen wollte; aber sie sagte wieder, zu verkaufen sei er nicht, aber wohl zu verdienen: wenn sie noch eine Nacht bei dem Könige schlafen dürfe, sollte sie den Haspel haben. Da versprach's ihr die Königin, und es ging alles wie in der ersten Nacht: der König lag in knietiefem Schlaf und war durch kein Jammern und Klagen aufzuwecken; aber einer von des Königs Dienern hatte gesehen, wie die Königin die Spinnerin in des Königs Schlafkammer gebracht hatte, und da war er neugierig geworden und hatte gehorcht und alles gehört, was

die Seidenspinnerin gesprochen, und das erzählte er am andern Tage dem Könige.

Die Königin hatte die Seidenspinnerin aber am andern Morgen wieder aus des Königs Schlafkammer geführt und das Mädchen hatte ganz verzagt ihren letzten Apfel mit dem goldenen Spinnrade geöffnet, und als die Königin das gesehen, hatte sie ihr erlaubt, noch eine Nacht bei dem Könige zu schlafen, wenn sie ihr das goldene Spinnrad schenken wolle. Das tat sie gern, und als es Abend wurde, ging die Königin wieder hin und brachte ihrem Gemahl den Schlaftrunk, der tat aber nur, als tränke er davon und goß ihn heimlich aus, legte sich darauf nieder und stellte sich, als schliefe er. Darauf ging die Königin hin, holte die Seidenspinnerin und führte sie in des Königs Schlafkammer; da setzte sich das Mädchen traurig an des Königs Bett und jammerte und klagte: „Nun sehe ich doch, daß Undank der Welt Lohn ist; ich habe dich als Würmchen drei Jahre lang herumgetragen, habe deinethalb vom Vater und den Schwestern böse Scheltworte und Schläge ausgehalten, habe mich an Händen und Knien beschlagen lassen, um über den Glasberg zu kommen, und nun ist doch alles vergessen und du hast eine andere Gemahlin." Das hörte der König alles still mit an und tat, als wenn er weiterschliefe; am andern Tage aber ließ er ein großes Gastmahl anrichten, und die Seidenspinnerin mußte auch herbeikommen und sich ihm zur Rechten setzen. Als nun alles bei Tafel saß, sagte er: „Ich will euch eine Frage vorlegen, darauf gebt mir frei und offen Antwort. Vor Jahren habe ich den Schlüssel zu meinem Spinde verloren und ließ mir deshalb einen neuen machen; jetzt aber habe ich den alten wiedergefunden, welchen soll ich nun gebrauchen?" — „Den alten!" sagten alle wie aus einem Munde, „denn der paßt doch immer besser." — „Nun," sagte der König, „die Seidenspinnerin, welche hier zu meiner Rechten sitzt, die hat mich, als ich verwünscht und ein Würmchen war, drei Jahre lang täglich gewartet und gepflegt und viel Leid und Elend um mich erduldet, drum will ich mich von meiner Gemahlin so lange scheiden, als jene lebt, und sie heiraten." Und das tat er denn auch, und so ward die Seidenspinnerin Königin.

Die russische Finetee und die russische Galethee



Es war einmal in Pommern ein Herzog, der war gut Freund mit dem russischen Kaiser, und sie kamen oft zusammen und tranken sich zu, bis sie schwer betrunken waren. Eines Tages machten sie miteinander ab, daß des Herzogs beide Söhne des Russen zwei Töchter heiraten sollten, und zwar sollte Prinz Friedrich die Finetee, Prinz Karl aber die Galethee zur Frau bekommen. Der Herzog von Pommern schrieb das alsbald im Testamente nieder; weil er aber betrunken war, verschrieb er sich und setzte statt der Worte: „Prinz Karl soll die russische Galethee kriegen", „Er soll sich den russischen Galgen verdienen". Als er nun starb, ward das Testament eröffnet und den Prinzen verlesen. „Was unser Vater bestimmt hat, das müssen wir tun," sagten sie, und Prinz Friedrich zog mit großem Gepränge nach Rußland, wo er mit der russischen Finetee verheiratet wurde; Prinz Karl dagegen zäumte sein Pferd und vernähte ein gut Teil Goldstücke in den Sattel, dann schwang er sich auf das Tier und ritt ebenfalls über die Grenze, um sich den russischen Galgen zu verdienen.

Er zog von einer Stadt zur andern und von einem Dorf zum andern, er ritt über Berg und Tal, über Stock und Stein, bis er endlich in einen großen dunklen Wald gelangte, der kein Ende nehmen wollte. Auf den Abend kam er obendrein von der Straße ab, und es dauerte gar nicht lange, so hielt er vor einem großen tiefen Bruch, und Weg und Steg hatten ein Ende. Wie er so da stand und wußte nicht aus noch ein, trat aus der Dickung ein schwarzer Mann auf ihn zu und sprach: „Was tust du hier?" — Antwortete Prinz Karl: „Ich habe mich verirrt." — Sagte der Mann: „Wenn du mir die Hälfte von dem Gelde gibst, das du in den Sattel genäht hast, so will ich dich wieder auf den richtigen Weg leiten." Die Rede gefiel dem Prinzen Karl so übel nicht, denn was nützte ihm das Geld, wenn

er in dem Sumpfe ertrank; er trennte darum den Sattel auf und gab dem Mann die Hälfte von den Goldstücken. Der ergriff darauf das Pferd beim Zügel und führte es durch Gestrüpp und Buschwerk, bis sie wieder auf dem Wege waren. Dann verabschiedete er sich von dem Prinzen; doch ehe er ging, schenkte er ihm noch eine Kugel und sagte dabei: „Wenn du die in den Mund nimmst, so bist du unsichtbar." Prinz Karl steckte die Kugel zu sich und zog seiner Straße.

Den andern Tag kam er wieder vom Wege ab, und nachdem er eine Zeitlang umhergeirrt war, stand er vor demselben Bruche wie gestern. „Du hältst ja noch immer hier," rief eine Stimme, und der schwarze Mann trat aus der Dickung heraus. „Ja, es ist schlimm mit diesem Walde," sagte Prinz Karl, „wer darin nicht Bescheid weiß, verirrt sich und ertrinkt am Ende im Sumpfe. Kannst du mich nicht noch einmal auf den rechten Weg bringen?" — „Mit dem größten Vergnügen," antwortete der schwarze Mann, „wenn du mir wiederum die Hälfte von dem Gelde gibst, das du noch hast." Dann behielt Prinz Karl zwar nur noch ein Viertel von dem ganzen Schatze; aber wozu brauchte er auch das rote Gold, um den russischen Galgen zu verdienen? Er gab darum dem schwarzen Manne den geforderten Preis, und dieser führte ihn durch das Dickicht auf die rechte Straße zurück und schenkte ihm zum Abschied eine kleine Rute. „Was du damit schlägst, sei es Mauer oder Fels, das öffnet sich, und woran du mit der Rute pochst, das gibt dir Antwort," sagte er und verschwand. Prinz Karl aber setzte seine Reise fort und kam noch vor Abend in eine große Stadt und stieg daselbst in einem guten Gasthause ab.

Dem Wirte gefiel der schmucke Reitersmann, und als er gegessen und getrunken hatte, nahm er ihn beiseite und sagte: „Ich habe drei schöne Töchter. Wie wäre es, wenn du mein Schwiegersohn würdest?" — „Das wäre so schlecht noch nicht," antwortete Prinz Karl, „laß mich heute nacht mit der Ältesten den Versuch machen." Darauf wurde die älteste Tochter des Gastwirts in eine besondere Kammer gebettet, und danach Prinz Karl zu ihr geführt. Der wartete, bis sie eingeschlafen war;

dann zog er die kleine Rute hervor, klopfte damit auf ihr rotes Mäulchen und fragte: „Bei wem schon genascht?" — „Beim Bürgermeister, Amtmann, Pastor und Richter," antwortete das kleine rote Mäulchen. Da ward dem Prinzen angst und bange, er steckte die Rute wieder zu sich, drehte dem Mädchen den Rücken zu und blieb liegen wie ein Stück Holz, bis der Tag anbrach. Dann ging er zum Wirte und sprach zu ihm: „Deine Tochter mag ich nicht, sie hat andere lieber wie mich!" — „So wollen wir es heute abend mit der Zweiten versuchen," sagte der Wirt; und das geschah auch. — In der nächsten Nacht ging Prinz Karl mit der zweiten Tochter in die Kammer; aber hatten bei der vorigen vier genascht, so zählte bei dieser das Mäulchen ein ganze Mandel auf, daß Prinz Karl nur schnell die Rute wegstecken mußte, um nicht einen zu großen Schrecken zu bekommen. Er drehte ihr ebenfalls den Rücken zu, und mit Sonnenaufgang weckte er den Wirt und sagte zu ihm: Deine zweite Tochter gefällt mir erst recht nicht, die hält's mit der halben Stadt; ich mag dein Schwiegersohn nicht sein." Sprach der Wirt: „Nicht so hitzig! Versuch's doch noch einmal mit der Jüngsten, die ist erst sechzehn Jahre alt und wird dir gewiß wohlgefallen." Die Bitte mochte Prinz Karl dem Wirt nicht abschlagen, und in der dritten Nacht ging er zu der jüngsten Tochter. Als sie eingeschlafen war und er mit der Rute klopfte und fragte, siehe, da zählte das kleine rote Mäulchen soviel Näscher auf, wie die beiden andern zusammen gehabt hatten. Nun hatte er's mit den drei Töchtern versucht, und als der dritte Morgen kam, sagte er zum Wirt: „Deine dritte Tochter ist erst recht nichts wert, die ist so schlimm, wie die beiden andern zusammen genommen." Damit wollte er Abschied nehmen; dem Vater lief aber bei diesen Worten die Galle über. „Du hast sie unehrlich gemacht!" rief er voll Zorn; „will solch hergelaufener Landstreicher anständige Mädchen ins Gerede bringen?" Sprach's und schleppte ihn vor den Richter.

Dazumal waren die Gerichte noch Schnellgerichte; des Vormittags wurde das Recht gesprochen, und nachmittags hing der Sünder schon am Galgen. Als der Wirt nun mit Prinz Karl

vor dem Richter stand und dieser den ganzen Handel gehört hatte, sollte Prinz Karl sich verteidigen. „Ich will nicht sprechen," sagte er, „die Mädchen sollen es selber sagen," und auf das Richters Befehl wurden die Jungfern herbeigeholt. Alsobald nahm Prinz Karl die kleine Rute und klopfte und fragte: „Mäulchen, wie oft schon genascht?" — Antwortete das Mäulchen: „Beim Herrn Bürgermeister, beim Herrn Amtmann, beim Herrn Pastor, beim Herrn Rich—!" — „Halt," schrie der Richter, „die erste ist überführt; man schaffe die zweite herbei!" Bei der dauerte es auch nicht lange, so stand sie neben der ersten und durfte die Augen nicht mehr herumgehen lassen. Nun blieb nur noch die Jüngste übrig; die hatte geschwind ihr Schnupftuch zwischen die Zähne gesteckt, und als Prinz Karl anklopfte und fragte, antwortete sie: „Wu, wu, wu, wu, wu!" — „Was ist denn das?" rief der Richter; aber Prinz Karl wußte sich Rat, schlug ihr auf das Näschen und fragte: „Näschen, sag' einmal, was ist Mäulchen?" — „Hat sich ein Taschentuch zwischen die Zähne gesteckt," antwortete das Näschen, und das Mädchen mußte das Tuch herausziehen. Da schnatterte das Mäulchen aber los, daß der Richter nur schnell das Gericht aufheben mußte, es hätte sonst keiner von den Herren der Stadt seine Ehre behalten. Damit waren des Wirtes Töchter abgetan, Prinz Karl aber sattelte sein Pferd und ritt seiner Straße.

Als er eine Zeitlang geritten war, kam er wieder in einen großen Wald und verirrte sich darin. Vor einer Ellerei machte er halt, und da er mit dem Pferd nicht durch den Busch kommen konnte, trennte er mit dem Schwerte den Sattel auf und nahm das letzte Gold heraus und steckte es zu sich in die Tasche; dann ließ er das Roß laufen und ging zu Fuß weiter und sprang von einem Bülten zum andern, bis die Sonne unterging und es finster wurde am Himmel. Da stieg er auf einen hohen Ellernbusch und hielt Ausschau, und sieh, nicht weit von ihm schimmerte ein Licht durch die Bäume. Eilends stieg er wieder herab und setzte seine Wanderung fort, bis er vor dem Hause stand. Er öffnete die Türe und ging hinein; da saß ein alter grauer Mann auf der Ofenbank, der fragte ihn, was er wolle. Prinz

Karl merkte wohl, daß er in eine Räuberhöhle geraten war; darum sprach er geschwind: „Guten Abend! Kennst du mich nicht? Ich gehöre zum schwarzen Karl und habe mich allein gerettet und will jetzt bei Euch wohnen und Euch helfen.“ Über diese Rede verfärbte sich der Alte, denn der schwarze Karl hatte eine Brust wie Eisen, und die Kugeln prallten ab von seinem Leibe und konnten ihn nicht durchbohren; seine Bande aber war als die schlimmste verschrien weit und breit. Darum hieß er den Gast freundlich willkommen und trug ihm Speise und Trank auf und bat ihn zu warten, bis die andern nach Hause kämen.
Um Mitternacht traten elf große starke Kerle herein; aber Prinz Karl fürchtete sich nicht, ging auf sie zu und drückte einem jeden die Hand, daß es krachte. „Wer ist das?“ fragten die elf verwundert den Alten; der aber sagte: „Es ist einer von den Leuten des schwarzen Karl. Er ist bei der großen Schlacht davongekommen und hat das Leben geborgen. Jetzt will er bei euch bleiben und euch helfen.“ Sprachen die elf: „Sei uns willkommen! Aber das sagen wir dir von vornherein: gemordet wird nicht, wir vollbringen alles mit List; nur wenn es sich nicht anders tun läßt, gehen wir den Leuten ans Leben.“ — „So hab' ich's beim schwarzen Karl auch gehalten,“ gab er zur Antwort, und dann setzten sie sich allesamt zu Tische nieder, und nachdem sie satt gegessen und getrunken hatten, legten sie sich zu Bette und schliefen, bis der Tag anbrach.
Am andern Morgen sprach der alte graue Mann, welcher der Hauptmann der Bande war, zu Prinz Karl: „Wir haben eine Sitte: wer bei uns eintreten will, muß ein Probestück machen.“ — „Die Sitte lobe ich mir,“ sagte Prinz Karl und ging zum Hause hinaus. Über ein Weilchen erblickte er einen Schlächter, der zwei Ochsen vor sich her trieb. „Die will ich stehlen, ohne Blut zu vergießen,“ dachte er bei sich; dann lief er durch das Gebüsch dem Schlächter voraus und warf seine Säbelscheide auf die Straße. Als der Schlächter vorbeikam, sagte er: „Sieh da, eine schöne Scheide! Was nützt sie dir aber ohne Säbel?“ Damit ließ er die Scheide liegen und zog seiner Straße weiter. Das hatte Prinz Karl nur gewollt, und schnell hob er die Scheide

auf und lief, was er konnte, quer durch den Wald und über den Berg herüber, um den sich die Straße zog. Dort warf er den Säbel in den Sand und wartete hinter dem Busche, bis der Schlächter kam. Als dieser den blanken Säbel erblickte, sprach er bei sich: „Hättest du doch vorhin die Scheide mitgenommen, hier liegt der Säbel dazu!“ und geschwind band er die Ochsen an einen Baumstamm und lief die Straße zurück, um die Scheide zu suchen. Aber er fand sie nicht, und als er zurückkam, war auch der Säbel verschwunden und die Ochsen mit ihm, die hatte Prinz Karl über den Rasen in die Räuberhöhle geführt, so daß man die Spuren nicht sehen konnte.

„Das hast du gut gemacht,“ sprach der Hauptmann, „und wenn du uns morgen noch einen Ballen Tuch aus der Stadt ohne Geld kaufen kannst, so wollen wir dich halten, wie der unsern einen, und du sollst unser Spießgesell werden.“ Das ließ sich Prinz Karl nicht zweimal sagen. Den andern Tag nahm er Pferd und Wagen, einer von den elfen mußte als Kutscher auf den Bock, während er wie ein vornehmer Herr, auf jedem Finger einen Ring, in dem Rücksitz saß. Außerdem hatte er bei sich eine Truhe, die klipperte und klapperte, sobald man daranstieß, wie wenn eitel Gold und Silber darinnen wäre. Als er nun mit seinem Gefährt in der Stadt angelangt war, hieß er den Kutscher vor dem besten Laden halten. Dort stieg er aus und ließ sich das feinste Tuch und das teuerste Seidenzeug vorlegen. Der Kaufmann sah nur auf die großen Ringe mit den glänzenden Steinen und freute sich, einen so reichen Kunden bekommen zu haben, und konnte nicht genug Ballen herbeischleppen. „Ich nehme es, wie es da ist, ungesehen,“ sagte Prinz Karl, „und über die Bezahlung werden wir nachher einig werden. Schafft nur das Zeug auf den Wagen herauf und nehmt derweile die Truhe an Euch.“ — „Das ist sein Geldkasten,“ dachte der Kaufmann bei sich und stieß den Ladendiener heimlich in die Rippen, und dann rechneten sie beide im voraus zusammen, wieviel sie bei dem Handel verdienen würden. Prinz Karl aber ging aus dem Laden, als ob er sich in der Stadt erlustigen wollte; das tat er jedoch nur so, in Wahrheit lief er vors Tor, und als

der Räuber mit dem Wagen an ihm vorbeifuhr, sprang er geschwind zu ihm auf den Bock, und nun brachten sie die Ladung in den Wald hinaus in die Räuberhöhle. Da war es Zeug genug, daß sich die ganze Bande neu damit kleiden konnte, und Prinz Karl wurde in alle Ehren eines Räubers von dem Hauptmanne eingesetzt. Der Kaufmann wartete inzwischen zwei kurz und drei lang, daß der vornehme Herr zurückkommen sollte. Als er immer noch nicht bei ihm vorsprach, wollte er sich an der Geldkiste schadlos halten; doch wie er den Deckel der Lade erbrach, war nichts darin als Kieselsteine und Glasscherben, das hatte geklungen wie Geld, wenn man mit dem Fuße daranstieß.
Der Kaufmann fluchte über den argen Dieb, die Räuber aber lobten ihn; doch Prinz Karl wollte von alledem nichts wissen und noch eine dritte Probe bestehen, obwohl er sie gar nicht mehr nötig hatte. „Kinder," sagte er, „aller guten Dinge sind drei; heut nacht will ich mit euch des Kaisers Schatzkammer bestehlen." — „Au!" riefen die Räuber, „das tun wir nicht, das bringt uns an Rad und Galgen." — „Ich gehe voran," sagte Prinz Karl, „und wer ein Herz hat, der folge mir." Da mochten sich die Räuber nicht lumpen lassen und taten wie er ihnen befahl. Er hieß sie aber den Wagen voll Stroh laden, und als sie mit Einbruch der Nacht vor der Stadt angelangt waren, mußten sie die Räder und die Hufe der Pferde mit Stroh bewickeln, daß niemand das Klappen der Eisen und das Knarren der Räder gewahr würde. Als sie nun vor dem kaiserlichen Schloß hielten, zog Prinz Karl die kleine Rute aus dem Busen hervor und schlug damit an die Mauern. Sogleich taten sie sich auseinander. Die Wächter auf dem Hofe schliefen, wie Wächter gemeiniglich zu tun pflegen, und so gelangten sie ungestört bis an die Schatzkammer. Ein Schlag mit der Rute und die schwere Eisentür sprang auf, und jeder Räuber steckte so viel Gold und Silber zu sich, als er in seinem Sacke nur irgend davonschleppen konnte. Endlich waren sie fertig, und nachdem sie alles auf den Wagen geladen hatten, fuhren sie ebenso lautlos wieder zur Stadt hinaus und in den Wald zurück, wie sie gekommen waren.
Am anderen Tage war großes Jammern und Wehklagen auf

dem Schlosse, denn der Kaiser ließ alle Wächter durchprügeln und jagte sie mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse, weil sie die Schatzkammer nicht besser gehütet hatten; in der Räuberhöhle jedoch wurde gesungen und gesprungen, getanzt und gelacht, denn so viel Gold und Silber hatten sie noch niemals zusammengebracht, als sie auf dem letzten Zuge geraubt hatten. Nun sollte Prinz Karl auch der Hauptmann werden, und der alte Räubervater bot es ihm selbst an, aber er wollte nicht. „Ich bin noch zu jung," sagte er, „und dem ältesten gebührt diese Ehre." Da gaben sich die anderen endlich zufrieden, und sie lebten einige Zeit lustig in Saus und Braus. Aber die vielen Schätze, welche sie gewonnen hatten, machten sie lüstern auf noch größeren Reichtum, und sie baten den neuen Bruder, daß er sie noch einmal zum Schloß führen möge. „Ich will es tun, aber es ist euer Unglück," sagte Prinz Karl; denn er ahnte wohl, daß der Kaiser so kurz nach der Tat doppelte Wachen ausstellen würde. Doch die Räuber ließen sich nicht davon abbringen. Da befahl er, den Wagen zum zweiten Male mit Stroh zu beladen, und dann fuhren sie zur Stadt, und der Räubervater blieb allein in der Höhle zurück.

Am Tore wurden wiederum die Räder und die Eisen der Pferde mit Strohbändern bewickelt, und als sie auf diese Weise lautlos bis an die Schloßmauern gelangt waren, schlug Prinz Karl mit der Rute gegen das Gemäuer, und siehe da, es klaffte auseinander. Gierig schlich einer nach dem andern durch die Öffnung hinein; aber sobald sie drinnen waren, wurden sie von den Schildwachen warm beim Wickel genommen, in Fesseln gelegt und in den Kerker geworfen. Nur Prinz Karl ging frei aus, denn er hatte seine Kugel in den Mund genommen, und er hörte wie die anderen sagten: Wer fehlt denn? Wir waren doch zwölf und sind hier nur elf? Richtig, der jüngste ist nicht da; der ist doch klüger, wie wir anderen zusammen genommen!"

Am andern Morgen wurden die Räuber vor den Kaiser gebracht, und nachdem jeder fünfzig aufgezählt erhalten hatte, fragte er sie, wo sie ihre Höhle hätten und wie groß ihre Bande wäre. Erst wollten sie nicht mit der Sprache heraus; als sie aber

noch fünfzig erhalten hatten, sagten sie einmütig, sie seien ein Hauptmann und zwölf Mann, und ihre Höhle hätten sie draußen im Walde bei dem großen Ellernbruch. Da schickte der Kaiser seine Soldaten hin, die nahmen den Räubervater gefangen, und luden das Gold und Silber, das sie in der Höhle fanden, in große Karren und führten es in die Stadt zurück, wo es der Kaiser wieder in die Schatzkammer schütten ließ. Nun war alles da, nur der Dreizehnte fehlte. „Ihr sollt nicht leben und nicht sterben," rief der Kaiser, „ehe ihr ihn nicht verraten habt." — „Wir wissen ja selbst nicht, wie er heißt," jammerte der Hauptmann, „er sagte, er sei vom schwarzen Karl, und vierzehn Tage war er nur bei uns, da hat er all das Unglück angerichtet." Der Kaiser glaubte aber den Reden nicht, und jeden Tag bekamen die Räuber Prügel, daß sie gestehen sollten, wo der Dreizehnte sei.

Indessen schlenderte Prinz Karl in den Straßen umher. Und wie er einmal stillestand und besah seine Stiefel, merkte er, daß es mit den Sohlen nicht zum besten bestellt war. Nun hatte unweit davon ein Flickschuster seinen Laden. „Der soll den Schaden wieder gut machen," dachte er bei sich und trat zu ihm in die Werkstatt herein. „Meister Schuster," sagte er, „hier ist ein Goldstück; geh hin und kauf' gutes Leder ein und besohl' mir die Stiefel." Der Altflicker nahm das Goldstück und lief was er laufen mochte, denn solch vornehmen Herrn hatte er noch niemals zum Kunden gehabt. Während er fort war, zog Prinz Karl ein zweites Goldstück aus der Tasche und gab es der Frau, daß sie ein gutes Mittagessen besorge für drei Mann mit Braten und Wein. Da ging nun ein schönes Leben bei den Altflickersleuten an, der Meister besohlte mit neuem Leder und die Frau briet und schmorte, und dann setzten sie sich alle drei zu Tische und aßen und tranken, bis sie nicht mehr wußten, wo sie waren, und trunken zu Bette gingen. Die Stiefel wurden auf diese Weise den ersten Tag nicht fertig, das nimmt kein Wunder; und am zweiten auch nicht, denn da trieben sie es nicht anders; als sie aber endlich doch fertig waren, zog sie Prinz Karl auf seine Füße, lobte den Meister wegen der guten Arbeit und sprach: „Warum

geht's Ihm bei der guten Arbeit so schlecht?" Antwortete der Altflicker: „Ach, lieber Herr, ich bin ein armer Mann und kann kein gutes Leder kaufen. Wer bei mir einmal besohlen ließ, der kam das zweite Mal nicht wieder. Und mit Goldstücken bezahlt sonst niemand, da seid Ihr der erste." — „Wenn's Ihm an Geld fehlt, so geh Er doch in des Kaisers Schatzkammer," sagte Prinz Karl, da ist Gold und Silber wie Heu." — „Ja, wer das dürfte!" sagte der Meister. — „Das ist nicht so schlimm," sprach Prinz Karl; und als es dunkel wurde, hieß er den Altflicker einen Sack auf den Buckel nehmen und ging mit ihm zum Schlosse.

Sobald Prinz Karl das Gemäuer mit der Rute berührte, wich es auseinander, und sie hatten freien Gang, denn die Wachen waren schon wieder sorglos geworden und schnarchten um die Wette. Noch ein Schlag an die Eisentür, und sie standen in der Schatzkammer, und der Schuster füllte seinen Sack mit Gold an, so schwer er nur irgend tragen konnte, und dann kehrten beide durch den Mauerriß in die Werkstätte zurück. Dem Schuster erging es aber nicht anders, wie den Räubern. Als er viel Geld hatte, war es ihm nicht Geld genug, und er sprach zu seinem Gaste: „Wie Ihr es macht, kann einer leicht zu Gelde kommen. Aber die Zeiten sind schlecht, und die Preise sind hoch, was meint Ihr, wir gehen heut abend noch einmal in die Schatzkammer." — „Zum zweitenmal ist's gefährlich," warnte Prinz Karl; aber da sich der Flickschuster nicht raten ließ, ging er mit ihm, und als sie an das alte Loch gekommen waren, kletterte der Schuster geschwind hinein. Doch er kam nicht weit, denn kaum hatte er die Beine auf der anderen Seite der Mauer, so griffen die Schildwachen, welche diesmal besser aufpaßten, zu und zogen und zogen, damit sie ihn ganz hineinbekämen. Prinz Karl hatte das wohl bemerkt, und da er den Meister nicht zu den Soldaten lassen wollte, zog er am Kopfende. Doch drinnen waren vier und draußen nur einer. „Verloren ist er doch," sprach Prinz Karl bei sich, und ratz! schnitt er ihm mit seinem langen Messer den Kopf ab, damit er wenigstens nicht noch sagen könnte, wo der dreizehnte Räuber geblieben sei.

Den anderen Morgen war die Freude groß im Schlosse, denn

sie glaubten allesamt, jetzt habe man den Dreizehnten erwischt. Als die Leiche aber dem Räubervater gezeigt wurde, schüttelte derselbe den Kopf und sagte: „Das ist der Dreizehnte nicht. Dies ist eine kleiner schmächtiger Kerl, aber unser Bruder war groß und stark; er ist's gewesen, der diesem Mann den Kopf abschnitt." Um sein Leben zu retten, gab er dem Kaiser den Rat, er solle die Leiche, die Füße nach vorn, auf einen Karren legen und zum Schindanger fahren lassen, aber im Umwege durch alle Straßen der Stadt. Wer dann schreie bei dem Anblick der Leiche, der sei ein Verwandter des Geköpften und könne wohl angeben, wo der Dreizehnte sei. Und so tat der Kaiser auch. Während nun Prinz Karl bei der Altflickerin in der Werkstatt saß und ihr erzählte, wie ihrem Manne die Geldgier das Leben gekostet habe, und dabei fleißig zu seinem Zeitvertreib mit Pechdraht und Nadel hantierte, führte der Scharfrichter den Schinderkarren mit der Leiche des Meisters an dem Fenster vorbei. „Du meines Lebens!" schrie die Frau auf und fiel von einer Ohnmacht in die andere. Prinz Karl aber war nicht faul und hieb sich das Schustereisen in das Knie, daß das Blut zur Erde floß. Als nun die Henkersknechte herbeikamen und Nachfrage hielten, weshalb die Frau so geschrien habe, wies er auf das strömende Blut. Da waren die Männer zufriedengestellt und zogen mit ihrem Karren weiter, aber den Dreizehnten fanden sie nicht.

Prinz Karl ärgerte sich jedoch, daß der Kaiser so scharf hinter ihm her war, und er beschloß, ihm einen rechten Streich zu spielen. Und das stellte er so an: Er nahm die Kugel in den Mund und ging unsichtbar in das Schloß hinein, die Treppen hinauf, bis er in des Kaisers Zimmer gelangte. Dort lagen auf dem Tisch die Tagesbefehle, welche der Kaiser an den Feldmarschall und an den Bürgermeister zu schicken pflegte. Eins fix drei hatte Prinz Karl den ersten Brief erbrochen, und statt des Befehls, der darin stand, schrieb er hinein: „Weil die Soldaten gestern so gut exerziert und geschossen haben, sollen sie heute mittag ein jeder zwei Pfund Fleisch zu essen bekommen," denn bei den Russen lagen dazumal alle Soldaten in Bürgerquartieren.

In den andern Brief aber schrieb er: „Weil die Soldaten so schlechtes Gesindel sind und allesamt nichts taugen, sollen ihnen die Bürger heute mittag nur trockene Kartoffel vorsetzen." Dann versah er die falschen Briefe mit des Kaisers eigenem Siegel und ging wieder seine Wege zu der Schustersfrau.

Am Vormittag verlas der Feldmarschall den Soldaten und der Bürgermeister den Bürgern den Tagesbefehl; und die Soldaten freuten sich, daß sie so viel Fleisch bekommen sollten, und die Bürger freuten sich, daß sie heute kein Fleisch zu geben brauchten. Als nun aber die Soldaten müde vom Dienst heimkamen und es nicht fanden, wie ihnen durch Tagesbefehl verheißen war, wurden sie sehr zornig und schalten die Bürger Diebesgesindel und schlugen auf sie ein, und es war ein Heulen und Wehklagen in der Stadt, wie noch niemals gehört worden war. Endlich ließ der Feldmarschall Generalmarsch schlagen, und als die Trommeln gingen: Kam-me-rad—kumm! Kam-me-rad—kumm! da mußten die Soldaten freilich vom Schlagen abstehen und zur Fahne eilen. Der Kaiser war sehr böse, als er von der Sache hörte, und konnte nicht begreifen, wie die falschen Befehle aus seinem Zimmer gekommen waren; der Räubervater aber sagte zu ihm: „Das ist niemand anders gewesen, wie der Dreizehnte; und wenn ihr seiner nicht habhaft werdet, so bringt er noch Euch und das ganze Land in Unglück!" Das sagte er aber nur, damit er alle Schuld auf den Prinzen Karl schieben möchte und mit dem Leben davonkäme. „Wie soll ich ihn aber fangen?" fragte der Kaiser. Da gab ihm der Räubervater folgenden Rat: „Der Dreizehnte ist ein großer starker Mann und dabei noch jung an Jahren. Laßt alle jungen Leute zu Euch auf das Schloß kommen, daß sie mit der Prinzessin Galethee und mit den Hofdamen tanzen; und die Nacht über müssen sie in dem Saale bleiben und auf einer Streu schlafen. Wie ich den Dreizehnten kenne, wird er bei dem Feste nicht fehlen und in der Nacht Eurer Tochter nicht schonen. Dann muß ihm die Prinzessin mit schwarzer Farbe einen Strich auf die Wange malen, und am andern Morgen könnt Ihr sehen, wer Euch all das Unheil angerichtet hat."

„Das ist ein guter Rat," dachte der Kaiser und tat, wie der Räubervater gesagt hatte. Alle jungen Leute wurden zu einem großen Feste aufs Schloß geladen und durften mit der Kaiserstochter und mit den Hofdamen tanzen, und Prinz Karl war wirklich mitten unter ihnen und tanzte fleißig mit. Um Mitternacht war der Tanz zu Ende, und den Tänzern wurde auf einer Streu gebettet; die Prinzessin aber bekam von dem Kaiser ein Töpfchen mit Farbe in die Hand gedrückt, damit sollte sie demjenigen, der sie bei Nacht stören würde, einen Strich auf die Backe malen. — Und der Räubervater hatte sich nicht verrechnet. Als alles schlief, konnte Prinz Karl allein keinen Schlaf in die Augen bekommen; die Kaiserstochter hatte es ihm angetan, und er stand auf und schlich in ihre Kammer und küßte sie. Der Prinzessin tat das sanft; doch als er fertig war, gedachte sie des Gebotes, das ihr der Kaiser gegeben, und sie malte dem Manne einen schwarzen Strich auf die Backe; dann drehte sie sich um und schlief ein. Prinz Karl aber war auf seiner Hut und hatte die List wohl gemerkt. Sobald die Prinzessin schlief, stahl er ihr das Töpfchen und malte mit der Farbe jedem Schläfer einen schwarzen Strich auf die Backe, vom Kaiser herab bis zum jüngsten Küchenjungen.

Am andern Morgen stand der Kaiser früh auf und ging in seiner Tochter Kammer. „Aber pfui, Papa," sagte die Prinzessin, als sie die Augen aufschlug; und als der Kaiser nicht wußte, warum sie das sage, wies sie ihm den schwarzen Strich auf der Backe. Da lief der Kaiser in den Saal, und siehe da, alle jungen Männer waren in derselben Weise gezeichnet. Jetzt wurde der Kaiser gar zornig und drohte, den Räubervater lebendig braten zu lassen, wenn er ihm nicht den Dreizehnten schaffe. „Ich kann es nicht und wenn ich sterben muß," rief der Hauptmann, „nur ein Mittel gibt's noch. Geh in den Saal und versprich dem, der Eure Tochter im Schlafe geküßt und die falschen Tagesbefehle geschrieben hat, die Prinzessin Galethee zur Frau, dann wird er sich wohl melden." Anfangs wollte dieser Rat dem Kaiser gar nicht in den Kopf, endlich aber bedachte er sich, daß er dem Reich keinen Besseren hinterlassen könne, als solch klugen

Schwiegersohn, und er ging in den Saal zurück und sprach mit lauter Stimme: „Wer gestern nacht meine Tochter geküßt und den Spaß gemacht hat mit den Tagesbefehlen, der melde sich, er soll mein Schwiegersohn werden." Aber siehe da, niemand meldete sich. Der Kaiser sprach es zum zweiten Male, es half wiederum nichts. Da setzte er die goldene Kaiserkrone auf und warf den Purpurmantel um und schwur bei Krone und Zepter, er wolle halten, was er gesagt habe. Jetzt trat Prinz Karl vor und sagte: „Ich bin der Dreizehnte, ich bin es gewesen." — „Wie heißt du denn?" fragte der Kaiser verwundert. „Prinz Karl von Pommern," gab er zur Antwort. „Du bist Prinz Karl?" rief der alte Kaiser voll Freuden, „da solltest du ja schon längst meine Galethee zur Frau bekommen." — „Davon stand nichts im Testamente," antwortete Prinz Karl, „den russischen Galgen sollte ich mir verdienen." — „Ach, Schnack," sagte der Kaiser, „das kam damals so, da hat sich dein Vater verschrieben! Das sollte heißen: Prinz Karl soll die russische Galethee kriegen." Nun war die Freude groß, und es wurde sogleich Hochzeit gefeiert, und all die jungen Männer im Saale nahmen daran teil. Und wenn die Prinzessin dem Prinzen bei jedem Kuß, den er ihr an diesem Abend gab, einen Strich ins Gesicht gemacht hätte, so wäre er zuletzt so schwarz im Gesicht gewesen wie ein Schornsteinfeger. Die elf Räuber aber und der alte Hauptmann wurden in Freiheit gesetzt, denn eigentlich war's ja nur Prinz Karl gewesen, der sie zu den schlimmen Dingen angestiftet hatte.

Und was das beste an der ganzen Geschichte ist, es ging hübsch alles ohne Blutvergießen ab. Nur der Altflicker! Du mein Gott, ein Flickschuster, das spricht doch nicht mit, und dabei war er selbst ins Unglück gerannt. Wäre er hübsch zufrieden gewesen, so säße er noch in seinem Laden und machte den Leuten die Stiefel. So aber führte seine Frau ohne ihn das Geschäft fort und heiratete sich einen hübschen jungen Mann, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Der Stieglitz



Ein armer Bergmann verdiente sich mit Vogelfangen manchen Groschen. Sein kleiner Sohn, ein Junge von elf Jahren, fand auch viel Gefallen daran und machte sich oft mit dem Stellbusch allein fort und fing auch öfters was. Einmal, als er schon den ganzen Morgen vergeblich aufgestellt hatte, kam ein Stieglitz, setzte sich ganz gemütlich auf die Leimrute und ließ sich fangen. Er zuckte noch nicht einmal, als der Knabe hinkam und ihn abnahm. Darauf ging der Junge nach Haus, steckte den Vogel in ein Häuschen und hing ihn an die Wand, Mohn und Wasser tat er natürlich erst ein. Am andern Morgen, als der Knabe den Vögeln allen Futter gibt und an den Stieglitz kommt, liegt auf dem Boden des Vogelbauers ein goldenes Ei, so groß wie ein gewöhnliches Stieglitzei. Er nahm's heraus und gab es am Abend dem Vater; da war denn große Freude. Den anderen Abend ging der Bergmann mit dem Ei, das pures Gold war, zum Goldschmied und bekam riesiges Geld dafür. So ging's einen Tag und alle Tage ein Vierteljahr lang. Danach fängt der Stieglitz plötzlich an zu reden und sagt: „Ich habe euch ein Vierteljahr lang Eier gelegt, dadurch seid ihr sehr reich geworden; jetzt muß ich aber wieder fort. Nun laßt mich wieder hinaus und stellt keine Vögel wieder, sonst verschwindet der Reichtum wieder wie der Tag." Sie lassen ihn wieder hinaus und, husch ist er fort. Die Familie aber blieb reich, weil sie die Worte, die der Stieglitz gesprochen, treulich befolgte und nicht weiter Vögel stellte.

Waldminchen



Es war einmal ein kleines Mädchen, das hatte keinen Bruder und keine Schwester und machte seinen Eltern vielen Kummer und Verdruß; denn so hübsch es war, so unartig war es auch. Es war zänkisch und eigensinnig, und Ermahnungen und Strafen wollten bei ihm nicht anschlagen. Eines Abends tummelte es sich draußen mit den Straßenjungen umher, und als es zum Essen gerufen wurde, da wollte es nicht kommen; und als es mit Gewalt geholt wurde, da wollte es nichts essen. So mußte es denn hungrig ins Bett gehen, und als es nun des Nachts aufwachte, da rief es nach einem Butterbrot, und als die Mutter nicht aufstehen wollte, da lärmte und schrie es. „Ei," rief endlich die Mutter ärgerlich, „ich wollte, Waldminchen käme und holte dich." Und kaum hatte sie das gesagt, da ging die Kammertür auf, und Waldminchen war da. Voran aber gingen zwei Hasen, von denen jeder ein langes Licht auf dem Rücken hatte, und hinterher gingen auch zwei Hasen, die trugen Waldminchens ungeheure Schleppe Und die Waldfrau schritt auf das Bettchen zu, in welchem das kleine Mädchen lag, zog die Decke, unter die es vor Angst gekrochen war, weg und nahm es in ihren Arm, und die Eltern mochten bitten und das Kind schreien, soviel sie wollten, sie trug das kleine Mädchen hinaus in die Nacht und in den Wald und brachte es in ihre lange Höhle. Wie es nun am andern Morgen die Augen auftat, da lag es auf dürrem Laub, und als es nun umhersah und Vater und Mutter nicht fand, fing es bitterlich an zu weinen. Die Waldfrau aber hatte, so streng sie sein konnte, ein gutes Herz; deshalb ging sie auch jetzt an das Lager des kleinen Mädchens und sagte: „Wärst du artig gewesen, so wärst du immer bei deinen Eltern geblieben; sobald du artig wirst, kommst du wieder zu ihnen. Bleibst du aber so eigensinnig, so geht dir's schlecht!" Hierauf kamen

Waldminchens Dienerinnen, zogen es hübsch an und führten es zu einem kleinen Hause hinten in der Höhle. Da waren viele viele kleine Kinder, mit denen lief es auf eine Wiese. Dort pflückten sie Blumen und wanden Kränze und spielten und tanzten zusammen. Und wenn sie hungrig und durstig waren, kamen Dienerinnen und brachten ihnen das Beste zu essen und zu trinken. So ging es mehrere Tage gut; dann fing das Mädchen aber auch Zank mit den kleinen freundlichen Kindern an. Diese erschraken darüber, denn sie hatten das bisher nie gekannt, und sie wollten das fremde Mädchen wieder freundlich haben, und brachten ihm die schönsten Blumen und die buntesten Kränze; es blieb aber mürrisch und verdrossen und wollte nicht mehr mitspielen. Da gingen die kleinen Kinder zur Waldfrau und erzählten ihr alles. Und die sah so böse aus, daß es wieder freundlich wurde und mit auf die Wiese lief. Lange indes dauerte es nicht, da schalt und schimpfte es wieder. Dafür kam es in einen dunklen Winkel und mußte da den ganzen Tag allein sitzen. Als aber auch das nicht mehr helfen wollte und es die kleinen Kinder sogar gekniffen und gekratzt hatte, sagte Waldminchen: „Warte nur, jetzt kommt es besser!" Und das Mädchen mochte schreien und toben soviel es wollte, die Waldfrau nahm es in ihren Arm und trug es tief in den Wald hinein. Sie ging einen ganzen Tag lang, die Bäume wurden immer größer, die Büsche immer dichter, zuletzt hörten sie in der Ferne ein fürchterliches Brausen, und als sie nahe hinzu kamen, sahen sie ein großes Wasser, und an dem großen Wasser drei sonderbare Mühlen. Die Waldfrau ging mit dem unartigen Mädchen grade auf die erste Mühle los, und indem sie sagte:

„Was jung ist, wird alt,
Was alt ist, wird jung!"

setzte sie es auf das Mühlrad, und das Mühlrad drehte sich flinker und immer flinker. Und so oft das Mädchen mit herum war, war es drei Tage älter. So sehr es auch bat und bettelte, doch der Mühle Einhalt zu gebieten, Waldminchen kümmerte sich nicht darum und ging an die andere Seite des Wassers,

wo die beiden andern Mühlen standen, von denen war die erste eine Weiber-, die andere eine Männermühle. Und als sie zu der ersten kam, sagte sie zu den beiden Männern, die da standen:

„Was jung ist, wird alt,
Was alt ist, wird jung!"

Und die Männer warfen sie in den Mahlkasten, und als sie unten herauskam, war sie die schönste Jungfrau; alles aber war so rasch gegangen, daß sie das Wort „jung" erst aussprach, als sie es schon war. So schön und jung eilte sie zu dem kleinen Mädchen, das aber unterdessen ein altes runzliges Weiblein geworden war, und nun voll tiefer Reue einsah, um welch schöne Zeit es sich durch seinen Eigensinn gebracht hatte. „Das hat geholfen", dachte die Waldfrau und gebot den beiden Männern, es in den Kasten zu werfen, und während Waldminchen sagte:

„Was jung ist, wird alt,
Was alt ist, wird jung!"

war das Mädchen schon wieder so jung wie vorher und noch hundertmal schöner geworden. Als Waldminchen und das Mädchen nun eben fort wollten, kam ein alter Mann durch die Büsche gegangen; es war der Vater, der die entschwundene Tochter überall gesucht hatte und vor Gram alt und grau geworden war. Da führte ihn die Waldfrau zu der dritten Mühle und winkte; zwei Weiber warfen ihn oben in den Kasten, und während Waldminchen den Spruch sagte, kam er unten schon wieder als ein Jüngling zum Vorschein. Nun nahm er sein Kind bei der Hand und brachte es nach Haus; seit der Zeit aber ist es eine gehorsame Tochter gewesen. Und als sie später ein Brüderlein bekam, hat sie es gar treulich gewartet und zu allem Guten angehalten; und ein paar Jahre darauf, als sie selbst einen wackeren Jäger heiratete, hat Waldminchen ihr kostbare Geschenke geschickt.

Räuber Höydl



Ein Fuhrmann wollte einmal mit einem schwer beladenen Wagen einen ansteigenden Weg hinauffahren, da stand plötzlich das ganze Fuhrwerk still, als ob's verhext wäre, und kein Pferd wollte mehr anziehen. Der Fuhrmann versuchte es nun erst mit der Peitsche und schlug auf die Pferde los; aber es war umsonst. Dann betete er still; aber das half auch nichts. Endlich fing er an zu fluchen und wettern, so arg er's nur konnte. Da trat ein buckliger Jäger zu ihm hin und sagte: „Was gibst du mir, wenn ich dir helfe?" — „Laß mal hören, was du verlangst!" sprach der Bauer. Der Jäger antwortete: „Du mußt mir versprechen, was du daheim besitzest, ohne es zu wissen."

Nun besann sich der Fuhrmann eine Weile und dachte: „Alles was Wert hat in meinem Hause, das kenne ich ja; kenne ich es aber nicht, so ist auch nichts dran," darum sprach er zu dem Jäger: „Du magst es meinetwegen nehmen, hilf mir jetzt nur, daß ich weiterfahren kann." Da ließ sich der Jäger mit einem Blutstropfen diese Zusage verschreiben, und dann konnten die Pferde ganz bequem den Wagen hinaufziehen.

Als der Bauer nun wissen wollte, was der Jäger gemeint hatte, so sprach der: „Deine Frau trägt ein Kindlein unter ihrem Herzen, davon du noch nichts weißt, und wenn das geboren ist, so gehört's mein." Da erschrak der Bauer und verlangte die Unterschrift zurück; aber der Jäger lachte und machte, daß er fortkam.

Seit der Zeit hatte der Bauer keine ruhige Stunde mehr in seinem Hause; er seufzte und weinte, mochte weder essen noch trinken, und konnte bei Nacht kein Auge zutun. Da drang seine Frau so lange in ihn, bis er ihr endlich gestand, daß er das Kind, welches sie bekommen werde, dem Teufel versprochen und verschrieben habe.

Da betete die Frau bei Tag und Nacht und weinte und jam-

merte, und als die Zeit kam, wo sie ihr Kind gebären sollte, ging sie zu einem geistlichen Herrn ins Kloster und klagte dem ihre Not. Da behielt der Geistliche die Frau im Kloster und tröstete sie; und als sie hier einen Sohn geboren hatte, weihte sie ihn dem Dienste Gottes und seiner Kirche und ließ ihn zurück in dem Kloster.

Hier wurde der Knabe nun früh zu allem Guten angehalten, und war so fromm und brav, daß der Böse keine Gewalt über ihn hatte. So wuchs er heran und wurde schließlich zum Priester geweiht. Ehe er aber seine erste heilige Messe las, mußte er den Schein holen, auf welchem ihn sein Vater dem Teufel verschrieben hatte. Er machte sich also auf den Weg zur Hölle. Wie er nun mutterseelenallein durch einen großen Wald ging, kam er zu einer Hütte, davor saß ein Mann von fürchterlichem Aussehen. Der Primiziant ging beherzt auf ihn zu und fragte ihn um den Weg zur Hölle. „Du bist schon recht," antwortete der Mann, „aber wenn du hinkommst, schau' dich auch nach dem Platz um, den der Höydl dort bekommen soll — das bin ich — und frag', ob mir noch zu helfen sei; wenn nicht, will ich zu guter Letzt so viele Menschen erschlagen, als ich in dieses Apfeläſtchen noch Kerben einschneiden kann; so viel Kerben hier sind, so viel Menschen hab' ich schon gemordet;" und dabei wies er ihm ein Äſtchen, welches auf allen vier Seiten eingekerbt war.

Da ging der junge Priester seines Weges weiter und kam endlich an eine allmächtig große eiserne Tür, das war das erste Höllentor. Er schlug mit seinem Kreuze daran und läutete mit der geweihten Glocke, da sprang es auf, und Luzifer, der Oberste der bösen Geister, trat hervor und fragte ihn, was er wolle. Als der Priester ihm sein Begehren gesagt hatte, pfiff Luzifer, und alsbald erschien ein großer Haufen schwarzer Männlein, die fragte er, ob einer unter ihnen die Verschreibung habe. Nein, da war keiner, der sie hatte.

Da zog der Priester weiter bis an ein zweites Höllentor, klopfte mit dem Kreuze an und läutete, daß es aufsprang, und alsbald erschien Luzifer auch hier und fragte nach seinem Begehren. Und nachdem er es ihm gesagt hatte, pfiff der Oberteufel aber-

mals einen Haufen schwarzer Männlein zusammen und hieß sie einen nach dem andern Rede stehen; aber alle schwuren hoch und teuer, sie kennten den Menschen nicht und wüßten nichts von einer solchen Unterschrift.

So mußte er zum dritten Höllentor eingehen, und nachdem Luzifer hier einen dritten Haufen armer Teufel herbeigepfiffen und schon fast durchgefragt hatte, kam zuletzt noch einer zum Vorschein, ein buckliger Jäger, der hatte die Verschreibung. Alsbald befahl ihm der Oberteufel, sie herauszugeben; er aber sprach: „Eher soll mich eine Krott (Kröte) fressen, eh' ich das tue." Da drohte ihm Luzifer und sagte: „Gibst du nicht auf der Stelle den Namen heraus, so wirst du in das Bett gelegt, das für den Räuber Höydl dasteht!" Und dabei zeigte er auf ein leeres Bett, das bestand aus lauter Feuer und Flammen. Jetzt gab der bucklige Jäger schnell die Unterschrift her, und der Primiziant nahm sie an sich; ehe er aber ging, fragte er noch den obersten der Teufel: „Kann denn der arme Sünder, für den das Bett bestimmt ist, nicht doch noch selig werden?" Darauf erwiderte der Teufel: „Ja, dem wäre wohl noch zu helfen, daß er zu Gnaden angenommen würde."

Der Priester machte sich nun auf den Rückweg und kam wieder in den Wald zu dem Mörder. Als er ihm erzählte, was er in der Hölle gehört und gesehen hatte, da traten dem argen Sünder die Tränen in die Augen und er sprach seufzend: „Rate mir, was soll ich tun, daß mir der Herr meine schweren Sünden vergibt?" Der Priester ergriff das Apfelästchen, steckte es in die grüne Wiese vor der Hütte und sagte: „Knie davor nieder und bete so lange, bis ich meine erste heilige Messe gelesen habe und wiederkomme." Der Räuber entließ alsbald seine Gesellen und tat wie der Priester ihm befohlen hatte. Der Priester aber ging heim, hielt seine Primiz und vergaß den Mann im Walde. Sieben Jahre vergingen, da träumte er eines Nachts von ihm, und am nächsten Tage wanderte er wieder hinaus in den Wald, den Räuber Höydl aufzusuchen. Da fand er ihn bis an den Leib in die Erde versunken, Haare und Bart bedeckten fast sein ganzes Gesicht, und sein Gewand flatterte in Fetzen. Das Ast-

chen aber war zu einem Bäumchen erwachsen und trug goldene Äpfel. Nun hörte er dem armen Sünder Beicht und reichte ihm den Leib des Herrn, und sogleich sank der Räuber zusammen und war tot; seine erlöste Seele trennte sich vom Leibe und fuhr gen Himmel. Und von dem Bäumchen fielen die goldenen Äpfel, jeder mit einem „Vergeltsgott", herab und flogen als weiße Täubchen davon; es waren die Seelen derer, die der Höydl erschlagen hatte.

Die verwünschte Prinzessin



s war einmal ein Vater, der hatte einen Sohn, Peter hieß er, dem gefiel es nicht zu Haus, er forderte deshalb sein Erbteil, das waren zwanzig Taler, und ging damit in die weite Welt. Der Bursche hatte aber ein mitleidiges Herz und fühlte, was recht und unrecht war und half, wo er helfen konnte. Einmal kam er vor einem Dorfe an, da fand er einen toten Menschen, und nicht weit davon pflügte ein Bauer. Peter ging zu dem Bauern und fragte, warum der Mensch nicht begraben würde. Der Bauer antwortete, der Tote sei arm, und das Dorf habe ihn nicht begraben lassen, weil das was koste; deshalb wäre er dahin gebracht, und die Vögel und Füchse hätten ihn über kurz oder lang doch gefressen, daß er wegkäme. Das dauerte Peter in der Seele, und er fragte sogleich, was die Beerdigung wohl koste? Der Bauer antwortete: „So gegen zwanzig Taler." Da ging Peter zum Schulzen, gab ihm zwanzig Taler und befahl, man solle den Toten davon begraben, der vor dem Dorfe läge; und das geschah auch. Er selbst blieb so lange im Dorfe, begleitete die Leiche, und dann reiste er weiter. Wie er zum Dorfe hinaus und eine kurze Strecke fortgegangen war, kam ein Mann hinter ihm her, fing ein Gespräch mit ihm an und

sagte, er wolle mit ihm wandern. Das ließ sich Peter wohl gefallen, denn der Mann sah so gut und brav aus, daß er ihn gleich liebgewann und sich freute, daß er einen so wackeren Reisegefährten gefunden hatte. Schon waren sie mehrere Wochen miteinander gereist und hatten sich alles erzählt, was sie auf dem Herzen hatten, da kamen sie in eine Stadt, darin waren alle Häuser schwarz behängt, und oben im Schlosse wehte eine schwarze Fahne, zum Zeichen der Trauer. Peter fragte, warum das wäre. Die Leute antworteten: Die liebe gute Prinzessin wäre von einem Berggeiste verzaubert, wäre den Tag über still und in sich gekehrt, bisweilen aber so böse, daß sie alles zerschlüge und umbrächte, was ihr ins Gehege käme; und zumal wäre der ein Kind des Todes, der es wage, sie zu erlösen, wenn er das Rätsel, das sie ihm aufgebe, nicht erraten könne. Viele hübsche Prinzen hätten durch sie schon ihren Tod gefunden, und auch mancher andere brave Junge wäre durch sie ums Leben gekommen, so daß sich seit einem Jahr keiner gefunden hätte, der sie hätte erlösen wollen, und doch wäre es so ein schönes und gutes Mädchen gewesen und sei es auch noch. Da sagte Peter zu seinem Kameraden: „Soll ich einmal mein Heil versuchen, was meinst du, soll ich's, wagen? Sterbe ich, so sterbe ich für eine gute Sache; gelingt's, so könnte ihr und mir kein größeres Glück widerfahren." Sein Kamerad sagte: „Tu's nur, ich will dir beistehen; und damit du glaubst, daß ich es vermag, so will ich dir sagen, daß ich nicht ein Mensch bin, sondern der Geist von dem, den du dort im Dorfe hast beerdigen lassen; ich weiß Mittel genug, daß du dein Vorhaben glücklich ausführen kannst. Geh also zum König und sage, du wollest die Prinzessin erlösen. Er wird es recht gerne sehen und dich reich beschenken, wenn du es vollbringst." Peter ging also zum König, ließ sich anmelden und wurde vorgelassen. Als er nun sagte, was er wolle, sprach der König: „Mein lieber junger Mann, da hast du dir etwas Schweres vorgenommen. Bedenke, es kostet dein Leben, wenn es dir nicht gelingt, meine Tochter zu retten. Sie bringt dich auf der Stelle um, wenn du nicht das Rätsel errätst, das sie dir aufgibt." — „Das tut nichts," sagte Peter, ich will's ver-

suchen, es mag mir gehen, wie's will." — „So komm morgen wieder," sprach der König, „ich will's meiner Tochter sagen." Drauf ging Peter wieder zurück nach seinem Wirtshause, wo sein Kamerad auf ihn wartete. Als er ihm die Antwort des Königs erzählte, sprach sein Kamerad: „Laß es nur Abend und zehn Uhr werden, dann will ich's schon machen. Bis dahin sag' keinem, was du vorhast und sei nur guten Mutes. Du erlöst die Prinzessin, dafür laß mich sorgen." Sie ließen sich's nun wohl sein, gingen miteinander aus und besahen sich die Stadt und alles Merkwürdige darin, erkundigten sich auch, wo sich die Prinzessin aufhielt und welches die Fenster von ihrem Schlafzimmer wären, gingen dann wieder nach ihrem Wirtshaus, aßen zu Abend und besprachen sich, bis es zehn schlug. Da holte Peters Reisegefährte eine Kruke und ein paar große Fittiche aus seinem Felleisen und eine recht schlanke, eiserne Rute. Peter mußte sich nun ausziehen, der Geist bestrich ihm seine Schultern mit der Salbe, die in der Kruke war, und setzte ihm die Fittiche an. Dann sagte er: „Nun flieg' hin nach der Prinzessin ihrem Kammerfenster und paß auf, wenn sie herauskommt; dann haue sie mit der Rute immerzu, flieg' dahin, wohin sie fliegt und schleich' da mit hinein, wo sie hineingeht. Dann verkriech' dich und höre zu, was der Berggeist sagt. Sie wird ihm alles sagen und ihn dann auch fragen, was sie dir zu raten aufgeben soll. Dann gib genau Acht und sei still." Als dem Peter die Flügel angewachsen waren, machte der Geist das Fenster auf und sagte: „Rückwärts mußt du der Prinzessin ebenso folgen, bis sie wieder in ihr Fenster hineingeflogen ist." Nun kriegte Peter die eiserne Rute in die Hand, flog zum Fenster hinaus, über die Stadt weg nach dem Fenster der Prinzessin. Da sah er sie, wie sie auch Flügel anhatte und im Zimmer hin und her rannte, als wenn sie nicht recht klug wäre. Er ließ sich aufs Gesimse nieder und wartete bis sie herauskam. Sowie es elf schlug, machte sie das Fenster auf und flog fort. Peter hinterher und holte sie auch bald ein, und fing an sie ganz erbärmlich zu prügeln, daß es ihn selbst dauerte. Doch ging's nicht anders, er mußte gehorchen, wenn ihm auch sein Herz blutete. Endlich kamen sie an einen hohen großen Berg,

der tat sich auf, und beide flogen hinein. „Nun muß ich aber vorsichtig sein," dachte Peter und schlich sich mit in den großen Saal, wo an der Türe ein großer Altar war. Hinter dem Altar versteckte er sich, damit er alles hören und auch gleich Reißaus nehmen konnte, wenn's schlimm wurde, oder wenn's Zeit war. Die Prinzessin lief auf den Berggeist zu und er nahm sie in den Arm. Es war ein alter Mann mit schneeweißem Bart, hatte Augen im Kopf, die glühten wie Feuerkohlen, dabei war sein ganzes Wesen so grimmig und gefährlich, daß Peter ordentlich Furcht bekam und es ihn anfing zu gereuen. Doch durfte er sich nicht rühren, er konnte so nicht wieder hinaus. Die Tür war wieder weg und ein großer Felsen lag da, wo sie gewesen war. Endlich sagte der Bergeist zu der Prinzessin: „Bist lange nicht dagewesen, hast lange keinen umgebracht, hast dich lange nicht können am Blute deiner Erlöser freuen. Ist also wieder ein Vogel ins Garn gegangen?" — „Ja," antwortete sie. „Es ist wieder einer da, aber nur ein gewöhnlicher Mensch, kein Prinz, Graf oder Adliger. Draußen ist aber ein gewaltig starkes Hagelwetter, sieh her, mein hoher Geist, wie ich zerrissen und zerschlagen bin von den Hagelstücken," und das Blut floß an ihr nieder. „Tut nichts," sagte der Berggeist, desto mehr mußt du deinen Menschen peinigen, desto mehr Freude mußt du an seinem Blute haben, desto mehr mußt du davon trinken, desto eher wirst du für mich rein und mein eigen." — „Was soll ich ihm aber für ein Rätsel aufgeben, woran soll ich denken?" sagte die Prinzessin. „Denke an deines Vaters weißes Roß," antwortete der Berggeist. „Ist gut," sagte die Prinzessin und bat: „Laß mich hinaus, denn es ist dreiviertel auf zwölf, ich habe noch weit zu fliegen, du weißt, die zwölf kommt bald heran." Der Berggeist öffnete, die Prinzessin machte sich wieder fort, und Peter hinterdrein, und draußen in der Luft ging das Schlagen wieder los, bis zum Kammerfenster. Die Prinzessin flog hinein, Peter nach Haus und legte seine Fittiche ab und ging zu Bett. Sein Kamerad schlief schon, hatte ihm aber vorher gesagt, er solle die Fittiche vorsichtig abnehmen und sie wieder in das Felleisen legen, aber zusehen, daß er keine Feder knicke. Das tat Peter auch,

und danach schlief er bis zum Morgen. Am Morgen stand er auf, zog sich hübsch an, frühstückte dann auch gehörig mit seinem Kameraden und ging darauf nach dem Schlosse. Dort wurde er zu der Prinzessin geführt; sie saß in einem schönen Zimmer auf einem kleinen Sofa und sah recht betrübt aus, war aber ein allerliebstes Mädchen. Ihr Auge war so sanft und gut, sie selbst war nicht groß und stark, sondern fein und zierlich gebaut; man traute ihr gar nicht zu, daß sie schon jemanden umgebracht hätte, und doch waren schon neun Mannsleute durch sie ums Leben gekommen. Als Peter hereintrat in ihre Stube, stand sie gleich auf und kam auf ihn zu und sagte in einem freundlichen Tone: „Also du willst mich erlösen. Aber weißt du auch, daß es dein Leben kostet, wenn du mein Rätsel nicht errätst?" — „Ja," sagte er, „ich will es versuchen, muß ich dann sterben, so will ich gerne für dich sterben. Denn du bist so schön und gut und so lieb, daß ich gerne für dich den Tod leide. Sag' mir also dein Rätsel." — „Also soll's sein, antwortete sie ganz traurig und die Tränen traten ihr in die Augen. Sie kam näher und sagte: „Du dauerst mich. Doch da du es nicht anders willst, so höre: Sag' mir, woran ich jetzt denke." — „Das ist nicht schwer zu sagen," antwortete Peter; „Prinzessin, Ihr denkt jetzt an Eures Vater weißes Pferd." Die Prinzessin wurde leichenblaß und sagte: „Du hast es erraten. Das Glück möge dir ferner günstig sein. Komm morgen wieder. Wenn du mich erlösest, sollst du königlich belohnt werden." Peter verbeugte sich und ging. Den Tag verbrachte er wieder mit seinem Reisegefährten und war guter Dinge und abends ging es ebenso, wie das erste Mal, nur daß Peter diesmal zwei eiserne Ruten, in jede Hand eine, bekam, womit er die arme Prinzessin prügeln mußte. Doch als sie zu dem Berge kamen und in den Saal hineintraten, da war der Raum heller erleuchtet als am Abend zuvor, und in der Mitte war der Mond, der alles mit seinem Licht übergoß, und auf dem Altar lag ein großer stachliger Fisch. Am Abend vorher standen bloß einige Sterne an der Decke, und der Altar war leer. Als die Prinzessin wieder hineintrat und hinter ihr Peter sich hineingeschlichen hatte, schloß sich die Tür; die

Prinzessin ging auf dem Berggeist zu, der auf einer Art Thron saß, und sagte: „Hoher Geist, unser erstes Rätsel hat der Mann erraten. Was sagst du dazu?“ — „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Eine geheime Macht waltet hier, die mir und dir zuwider ist. Diesmal soll er's aber nicht erraten. Diesmal sollst du an deines Vaters Schlachtschwert denken.“ — „Gut,“ sagte die Prinzessin; „der Flug hat wieder viel Blut gekostet, es hagelte diese Nacht schlimmer noch als die vorige, sieh, wie ich blute. Aber wenn er das Rätsel nicht errät, so soll er durch meines Vaters Schlachtschwert sterben, darauf verlaß dich.“ — „Tue also, meine Tochter; nun geh und mach' deine Sache gut, sag' aber keinem das Rätsel,“ und damit ging sie fort, und Peter hinterher; auf dem Wege bekam sie wieder ihre regelrechten Schläge, bis sie zum Fenster hinein war, und unser Peter flog nach Haus, tat seine Fittiche ab und legte sich ins Bett. Am andern Morgen ging er wieder zu der Prinzessin, und sie empfing ihn ebenso, wie am vorigen Tage. Diesmal aber lag schon das Schlachtschwert ihres Vaters auf dem Tische und hatte noch Blutflecken. Als er hereintrat, fragte sie gleich: „An was denke ich?“ — „An das Schlachtschwert Eures Vaters, gnädige Prinzessin.“ Da sank sie zurück auf das Sofa und stammelte: „Erraten! Morgen komm wieder. Das Glück möge dir noch einmal beistehen, dann wird alles gut.“ Damit ging Peter wieder weg und brachte seinem Kameraden die Nachricht, daß er das zweite Rätsel auch erraten hätte. Beide machten sich einen vergnügten Tag, bis es dunkel wurde, aßen dann zusammen, und Peters Kamerad sagte, wie es gegen zehn hinkam: „Diese Nacht hast du noch ein schweres Stück vor dir. Diesmal bekommst du zwei eiserne Ruten, womit du die Prinzessin prügeln mußt, und ein zweischneidiges Schwert, mit dem mußt du dem Berggeist den Kopf abhauen. Nimm dich aber in acht, wenn du in seinen Saal kommst, daß er dich nicht sieht, denn es wird diesmal so hell darin sein wie am Tage, und du wirst Mühe haben, dich vor ihm zu verbergen. Ich werde dich aber begleiten, und, wenn du in Not bist, schützen. Hab' nur guten Mut. Zuletzt wird er mit herausgehen, sowie er aber Abschied von der Prinzessin genommen hat und in den Berg zu-

rückgehen will, so haue ihm den Kopf ab und nimm den mit." Alles geschah so. Peter hin nach der Prinzessin ihrem Kammerfenster; um elf Uhr kam sie heraus; er dahinter her und peitschte sie ganz erbärmlich bis in den Berg hinein. Als sie miteinander in den großen Saal hineintraten, da stand die Sonne an der Decke und alles war so hell wie am Tage; auf dem Altare lag der stachlige Fisch und stand ein feuriges Rad, doch hinter dem Altar war alles dunkel, dort versteckte sich Peter gleich. Die Prinzessin ging eilig zu dem Berggeist, warf sich ihm an den Hals und sagte wie in Verzweiflung: „Wieder erraten!" — „Das ist schlimm," sagte der; „so denke diesmal an mein Haupt. Daran kann kein Sterblicher denken, am wenigsten ein Mensch." — „Oh," sagte sie, „wie bin ich diesmal zerfleischt von dem fürchterlichen Hagelwetter. Sieh meinen Rücken, meine Arme, mein Haupt, ich triefe von Blut." — „Du dauerst mich, armes Kind," sagte der Berggeist. „Dies ist eine harte Probe. Jetzt geh' und bade dich in dem Blute des Schändlichen. Ich werde mit dir sein, rechne auf mich; morgen bin ich unsichtbar bei dir. Diesmal soll's ihm nicht gelingen, daß er das Rätsel errät," und so begleitete er sie hinaus. Als er zurück wollte, schlug ihm Peter mit einem Hiebe das Haupt ab, faßte es an den Haaren und flog der Prinzessin nach und walkte auch die noch einmal gefährlich durch, bis vor ihr Fenster. Dann machte er sich nach Haus und legte sich in die Federn und freute sich im voraus, daß er seinen Willen kriegte. Er schlief wieder prächtig, und am andern Morgen machte er sich wieder zurecht, nahm den Kopf des Berggeistes, wickelte ihn in sein Schnupftuch und ging aufs Schloß. Als er diesmal zu der Prinzessin in das Zimmer trat, war die Prinzessin ganz blaß vor Schrecken und wußte nicht, ob sie ihm das Rätsel sagen sollte oder nicht. Da sprach Peter: „Gnädige Prinzessin, heute komm' ich zum letzten Male, sagt mir Euer Rätsel, damit ich es errate oder sterbe." Und die Prinzessin fragte mit zitternder Stimme, als wenn ihr Tod oder Leben davon abhing: „Woran denke ich?" Ohne zu antworten knüpfte er das Taschentuch auf und setzte das Haupt des Berggeistes auf ihren Tisch. Da rief die Prinzessin: „Mein Erlöser!"

und stürzte ihm ohnmächtig in die Arme. Er legte sie aufs Sofa und klingelte. Alsbald kamen Bediente, und der König wurde geholt und die Ärzte, und als die Prinzessin wieder zu sich kam, gab der König seine Tochter dem Peter zur Frau. Darauf sagte Peter, er müsse aber erst einmal nach seinem Wirtshause. Es wurde nun gleich ein großer Wagen mit sechs prächtigen Pferden angespannt, und der Peter wurde hingefahren. Da kam ihm sein Kamerad in der Tür schon entgegen, half ihm aus dem Wagen, und sie gingen miteinander oben auf ihre Stube, und dort sagte der Reisegefährte zu Peter: „Wenn du nun mit deiner Frau zu Bette gehen willst, so laß, ohne daß sie etwas davon weiß, eine große Wanne mit Wasser vor euer Bett setzen, und wenn sie diese Nacht aufspringt und fort will, so springt sie in die Wanne mit Wasser, dann tauche sie gleich unter, dann wird ein Rabe daraus kommen und fortfliegen, dann tauche sie nochmals unter, so wird eine Taube heraus kommen und sich auf deine Schulter setzen, dann tauche sie nochmals unter das Wasser, dann wird die Prinzessin in ihrer vorigen Engelsschönheit und Frömmigkeit daraus heraussteigen, dann küsse sie dreimal und sei glücklich mit ihr, du wirst dann nach dem Tode des alten Königs König werden. Nun leb wohl, jetzt hast du mich nicht mehr nötig; ich verlasse dich jetzt und die Welt. Meine Schuld, glaube ich, hab' ich dir bezahlt. Leb wohl und sei glücklich!" Danach war er verschwunden. Peter setzte sich in seinen Wagen und war sehr traurig über den Abschied von seinem Kameraden, und fuhr dann zurück nach dem königlichen Palast. Hier befolgte er alles getreulich, was ihm sein Gefährte gesagt hatte, und es kam auch alles so; er wurde so glücklich mit seiner Frau wie ein König, und später ist er auch König geworden und hat sein Land gut regiert bis an sein seliges Ende.

Des Toten Dank



Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn und handelte über See. Als er nun ein alter Mann geworden war und ihm das Reisen zu beschwerlich vorkam, dachte er, er könne es doch wohl mit seinem Sohn probieren und ihn einmal statt seiner fortschicken.

Der junge Kaufmannssohn bekam ein schönes Schiff voll Waren und sollte damit in England sein Glück versuchen; als er aber die Reise antreten sollte, sprach er: „Vater, ich fürchte mich aber vor den Seeräubern." — „Vor denen brauchst du keine Angst zu haben," erwiderte der alte Kaufmann, ich kenne sie alle, denn ich bin schon oft auf dem Wasser bei ihnen gewesen und habe ihnen jedesmal ein gutes Trinkgeld gegeben; ich gebe dir einen Brief mit, den brauchst du ihnen bloß zu zeigen, da werden sie dir nichts tun."

Der Sohn fuhr nun nach England und hatte bald seine Ladung mit gutem Gewinn verkauft. Als er eines Abends in einem Gasthaus in London einkehrte, gab es einen großen Auflauf; da fragte er, was denn das sei; so sprach der Gastwirt: „Es ist ein Kaufmann gestorben, der hat sehr viele Schulden hinterlassen, und wird nun, wie es hier der Brauch ist, in der Stadt herumgeschleift." Das tat dem jungen Kaufmann in der Seele leid und er fragte, ob der arme Mensch nicht erlöst werden könne. „Ja," antwortete der Wirt, „wenn jemand seine Schulden bezahlt." Da sagte der Kaufmannssohn: „So will ich es tun," ging hin, erkundigte sich nach der Größe der Schuld und bezahlte sie und ließ den Toten als einen Christenmenschen begraben; sein Geld aber ging all darauf.

Als er nach Hause kam und dem Vater erzählte, wo er das Geld gelassen hätte, machte der Vater ein langes Gesicht und sagte: „Diesmal will ich's dir noch hingehen lassen, aber machst du mir's noch einmal so, so komm mir nicht wieder unter die

Augen." Als ein Jahr herum war, schickte er ihn wieder mit einem Schiff voll Waren nach England. Als der junge Kaufmann auf das Wasser kam, geriet er unter die Seeräuber. Da er aber sein Schreiben vorwies, wurden sie ganz freundlich, und baten ihn, er möchte mit ihnen in ihr Schiff gehen und sich da aussuchen, was er nur wolle.

Als er nun in dem Schiffe alles beschaut hatte, gefiel ihm nichts, als ein wunderschönes Mädchen, das darin war. Da sprachen die Seeräuber, die gerade könne er nicht haben, die hätten sie geraubt und dächten sie um einen hohen Preis zu verkaufen. Erwiderte der Kaufmann, sie müßten doch ihr Versprechen halten. „Ja," sagten sie, „so war's nicht gemeint; wenn du uns aber dein Schiff mit Waren lassen willst, so sollst du sie haben." Da besann sich der Kaufmannssohn nicht lange und willigte ein. Das Mädchen wußte nicht Worte zu finden vor lauter Glückseligkeit und Dankbarkeit, daß sie aus der Sklaverei errettet war, und als der junge Kaufmann sie fragte, ob sie seine Frau werden möge, sagte sie mit Freuden ja, und sie reisten miteinander in seine Heimat. Als sie aber dort angelangt waren, getraute er sich nicht, in seines Vaters Haus zu gehen.

Er mietete sich ein Zimmer bei einem Bekannten und ließ nur seiner Mutter heimlich sagen, er wäre da. Die Mutter war bald wieder gut und schickte den jungen Eheleuten Essen und Geld, und in einer guten Stunde trug sie auch ihrem Mann die Sache vor. Der aber wollte nichts mehr von seinem Sohne wissen. Da gab die junge Frau ihrem Manne zehn Gulden, er solle das und jenes dafür kaufen, hernach schloß sie sich mit den Sachen, die er geholt hatte, ein und sagte, jetzt müsse er sie acht Tage lang allein lassen. Als die acht Tage herum waren, hatte sie eine wunderschöne Schabracke gestickt, mit der schickte sie ihn auf den Markt, er dürfe sie aber nicht anders geben als für fünfhundert Gulden.

Als er auf dem Markte saß, blieb Alles stehen und betrachtete die schöne Schabracke. Auch der alte Kaufmann kam, und die Stickerei gefiel ihm so gut, daß er seinem Sohn gleich sechshundert Gulden dafür bot; der aber sagte: „Willst du mich nicht,

so sollst du auch die Schabracke nicht haben," und da war's auf immer vorbei mit der Freundschaft. Als er nun die Schabracke an einen andern verkauft hatte, brachte er seiner Frau das Geld und erzählte ihr, wie jetzt alles aus sei zwischen ihm und seinem Vater. Da mußte er ihr für zwanzig Gulden Sachen holen und sie vierzehn Tage allein lassen. Als aber die Zeit herum war, sagte sie zu ihm: „War ich mit dir bei deinen Leuten, so gehe jetzt mit mir zu meinen Leuten." Sie mieteten sich auf ein Schiff ein, die junge Frau aber holte eine Fahne herbei, die sie in den vierzehn Tagen gemacht und worein sie gestickt hatte, wer sie war und wie es ihr gegangen. Die Fahne ließ sie oben an den Mast nageln, damit jeder gleich sehen könne, wer da komme.

Die junge Frau war aber eigentlich eine Königstochter. Ihr Vater hatte drei wunderschöne Töchter gehabt, die waren ihm alle drei gestohlen worden, und seit drei Jahren schon segelten des Königs Schiffe in der Welt umher und suchten. Solch ein Schiff kam nun herangeschwommen und sah die Fahne. Gleich war es da. Unter großem Vivatrufen stieg die Prinzessin mit ihrem Mann hinein und rasch ging es fort nach Haus zu.

Die Befehlshaber des Schiffs waren aber drei große Bösewichter, die hätten den Lohn für die Erlösung der Prinzessin viel lieber selber gehabt, und so wurden sie eins, daß sie, als es dunkel wurde, den jungen Kaufmann im Schlafe beim Kopf nahmen und hinunterwarfen in die See. Auf dem Schiffe aber hieß es, er sei verunglückt. Als die Prinzessin das hörte, wollte sie ihm nachspringen und rief: „Wenn die See meinen lieben Mann verschlungen hat, so soll sie mich auch haben." Die Schiffsleute aber hielten sie fest, und brachten sie zu dem alten König. Der hatte eine gar zu große Freude und fragte, wer denn seine Tochter erlöst habe? „Das haben wir getan!" sagten die Mörder, und weil sie der Königstochter einen Schwur abgenommen hatten, daß sie nichts sagen durfte, so wurden sie große Männer im Land, und der reichste von ihnen sollte die Prinzessin heiraten. Da sie sah, daß es nicht anders ging, bat sie sich Jahr und Tag Frist aus, und als die Frist um war, sagte sie, jetzt wolle sie heiraten, vorher aber müßte ihr Bräutigam die drei Brautzimmer

nach ihren Gedanken ausmalen lassen. Es wurden nun aus der ganzen Welt die besten Maler herbeigerufen, aber keiner konnte es ihr recht machen, immer sagte sie, es sei nicht nach ihren Gedanken.

Der Kaufmannssohn aber war nicht ertrunken, sondern hatte sich, da er ein rüstiger Schwimmer war, eine gute Strecke über Wasser gehalten. Als er aber zuletzt doch ermattete und am Versinken war, sah er plötzlich einen großen weißen Schwan vor sich; der ließ sich an den Flügeln fassen und brachte ihn auf eine Insel. Dann war er im Nu verschwunden. Da lag nun der junge Kaufmann und hatte Hunger und Durst und dachte: ach wenn du nur ein gutes Stück Braten und einen Schoppen Wein hättest! Und noch hatte er's nicht fertig gedacht, da stand's schon da. Als er gegessen und getrunken hatte, wünschte er sich eine Pfeife Tabak, und gleich hatte er sie im Munde. So lebte er fort, Jahr und Tag, und aß und trank, was er Lust hatte, und betrachtete die weite Aussicht. Nach langer Zeit endlich sah er eines Morgens einen Nachen herantreiben, darin saß ein kleines graues Männchen. Das kam ans Land und tat sehr verwundert, daß es ihn so mutterseelenallein auf der Insel antraf. Der Kaufmann erzählte ihm sein Schicksal. Da sagte das Männchen: „Was gibst du mir, wenn ich dir helfe?" Der Kaufmann gelobte ihm zu, er wolle ihm geben, was er und seine Frau im ersten Jahre zusammen gewännen. „Nein," sagte das Männchen, „ich will es nicht ganz haben, was ihr gewinnt, ich bin mit der Halbscheid zufrieden." Dann fragte es ihn, ob er wohl Lust habe, Lebkuchenbäcker zu werden in einer großen schönen Stadt? Der junge Kaufmann verstand sich zwar nicht auf die Bäckerei, weil er sich nie damit abgegeben hatte, doch um nur einmal fortzukommen von der langweiligen Insel, sagte er ja. Das Männchen ließ ihn nun in den Nachen steigen und brachte ihn weit weit fort in die große schöne Stadt und führte ihn bis zu einem Lebkuchenbäcker vor die Tür, der gerade einen Gesellen nötig hatte und den Kaufmannssohn deswegen mit Freuden annahm. Der machte sich gleich an die Arbeit, und die Sache ging ihm so gut von der Hand, daß man bald in der ganzen Stadt von dem

geschickten Lebkuchenbäcker sprach. Es kam auch vor den König, der ließ ihn kommen, und da er großes Wohlgefallen an ihm und seinen Bäckereien fand, so sagte er: wenn er die Lebkuchen so schön malen könne mit Bildern und Verslein, so könne er vielleicht auch seiner Tochter die Zimmer ausmalen, wie sie es haben wolle nach ihren Gedanken.

Er war gern dazu bereit und malte die drei Zimmer, eins schöner als das andere, und in das dritte malte er an die Decke, wie er die Königstochter erlöst hatte und wie er verraten worden war. Als er fertig und wieder nach Haus gegangen war, kam die Prinzessin mit dem ganzen Hofstaate zur Besichtigung. Im ersten Zimmer stutzte sie, im zweiten sagte sie, es wäre recht so, aber als sie im dritten die Bilder sah, stürzte sie hin wie tot. Als sie wieder zu sich kam, fiel sie mit großem Weinen ihrem Vater zu Füßen und sagte, das habe kein anderer gemalt, als ihr wahrhaftiger Erlöser und rechter Gemahl, und länger könne sie den Schwur nicht halten, und somit gestand sie alles.

Zugleich aber sah der König, wie die ganze Sache in dem Zimmer abgemalt war, — kam in großen Zorn und ließ die falschen Diener radbrechen von unten herauf. Im Schloß aber gab es ein großes Fest, und das ganze Land mußte sich mitfreuen; der Kaufmannssohn hatte seine liebe Frau wieder und das Königreich dazu.

Er lebte von dem Tage an glücklich und in Freuden; seine Eltern wurden auch hergeholt, und seine Frau genas eines Knäbleins, bei dem stand der alte Kaufmann zu Gevatter, und es wuchs heran zu einem wunderschönen Prinzlein. Einst an einem schönen Sommertage gingen sie zusammen aus, und eine Magd trug ihnen das Kind; da kam ihnen auf einmal ein kleines graues Männchen entgegen. „Kennst du mich noch?“ fragte der Kleine. „Gewiß,“ sagte der junge König, „sollte ich meinen Retter nicht mehr kennen! Du kommst sicher und willst deinen Lohn holen. Ja, alles Geld und Gut sollst du haben, das wir in diesem Jahre gewonnen haben.“ — „Habt ihr denn anders nichts gewonnen?“ fragte das Männchen und wies zugleich mit dem Finger auf das Kind. Als er so sprach, da

fliegen dem jungen Könige die Haare zu Berge vor Schrecken. Doch das Männchen nahm ihm alsbald den Stein vom Herzen und sagte: „Sei nur getrost, ich verlange weder dein Geld ganz oder halb, noch dein Kind. Aber weißt du, wer ich bin? Ich bin der weiße Schwan, der dich aus der See ans Land gerettet hat, ich bin auch der Geist von dem Manne, dessen Leichnam du freigekauft und ehrlich begraben hast. Nun kann ich schlafen bis zum jüngsten Gericht.“ So sprach das kleine graue Männchen und verschwand.

Das blaue Band



Es war einmal ein Mann, der war sehr arm und krank dazu. Als er nun fühlte, daß er sterben sollte, rief er seine Frau an sein Bett und sprach zu ihr: „Liebe Frau, ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht; nun würde ich ruhig und ohne Sorge sterben, wenn ich nur wüßte, daß es dir und unserm Hans nach meinem Tode gut ginge. Ich kann euch nichts hinterlassen, was euch vor Not schützen könnte, aber wenn ich gestorben bin, so geh du mit unserm Sohn zu meinem Bruder, der jenseits des großen Waldes in einem Dorfe wohnt. Das ist ein wohlhabender Mann, und er ist immer brüderlich gegen mich gesinnt gewesen; der wird für euch sorgen.“ Darauf starb der Mann; und als er begraben war, begab die Frau sich mit ihrem Sohn auf den Weg zu dem Bruder, wie ihr verstorbener Mann ihr befohlen hatte. Als sie nun eine gute Strecke gegangen waren, lag da ein blaues Band am Wege. Hans bückte sich und wollte es aufnehmen, aber die Mutter sprach: „Laß doch das alte Band liegen, was willst du damit?“ Doch Hans dachte: „Wer weiß, wozu es gut ist. Es wäre doch wirklich schade, wenn das schmucke Band hier liegen bliebe,“ nahm es also mit und band es heimlich, damit

seine Mutter es nicht gewahr wurde, unter seiner Jacke um den Arm. Da wurde er so stark, daß niemand, solange er das Band trug, ihm etwas anhaben konnte, und alle ihn fürchten mußten.

Nun gingen sie weiter und kamen in den großen Wald, und nachdem sie lange darin herumgewandert waren, gelangten sie an eine Höhle. Da stand ein gedeckter Tisch, besetzt mit herrlichen Speisen in silbernen Schüsseln. Hans sprach: „Da kommen wir just zur rechten Zeit, mich hungerte schon lange; ich will mich erst einmal hier satt essen, das Essen scheint gut zu sein." Nun setzten sie sich nieder und aßen und tranken nach Herzenslust. Als sie eben fertig waren, kam der große Riese, dem die Höhle gehörte, nach Hause; er war ganz freundlich und sprach: „Das ist recht, daß ihr schon zugelangt und nicht erst auf mich gewartet habt; wenn's euch hier gefällt, so könnt ihr gerne für immer bei mir in der Höhle bleiben; und du," sagte er zu Hansens Mutter, kannst meine Frau werden." Die Frau sah dem Riesen ins Gesicht, und da er ein großer, hübscher Mann war, so gewann sie ihn lieb, und sagte ja dazu, und sie blieben bei dem Riesen in der Höhle und hatten's gut bei ihm.

Bei der Arbeit sah aber der Riese bald, daß Hans mehr Kraft hatte als er; seitdem fürchtete und haßte er ihn, und eines Tages sprach er zu seiner Frau: „Siehst du wohl, wie stark Hans ist? Er kann für uns gefährlich werden, je älter er wird und je mehr er an Kräften zunimmt. Dann kann es leicht so weit kommen, daß er uns totschlägt, damit er die Höhle allein hat, oder daß er uns auch hinausjagt. Wir müssen ihn beizeiten über die Seite schaffen." Die Frau, die ganz in den Riesen vernarrt war, ließ sich bereden und sagte: „Ja, aber wie fangen wir es an, daß wir ihn los werden?" — „Das ist leicht gemacht," antwortete der Riese, „du legst dich aufs Bett und stellst dich krank. Wenn dann Hans kommt, sprichst du zu ihm, du fühltest dich so elend, daß du gewiß sterben würdest, wenn er dir nicht einen Trunk brächte von der Milch der Löwin, die hier nicht weit von uns ihre Höhle hat. Geht er dahin, so werden ihn die Löwen zerreißen." Die Frau tat, wie der Riese sie geheißen hatte, und

als Hans von der Jagd heimkam, lag sie im Bett und ächzte und wimmerte zum Steinerbarmen. „Mutter, was ist dir?" fragte er erschrocken, „du wirst mir doch nicht sterben und mich hier in der Wildnis bei dem Riesen zurücklassen?" — „Ach mit mir ist's aus," stöhnte sie, „nur eins kann mir noch helfen. Mir hat geträumt, wenn ich von der Milch der Löwin, die dort drüben an dem Berg ihre Höhle hat, einen Trunk bekäme, so würde ich wieder gesund werden. Wenn du mich lieb hast, so hilf mir, du bist ja so stark und fürchtest dich nicht." — „Ja, liebe Mutter," antwortete Hans, „ich will dir gern von der Milch holen, wenn ich dir damit helfen kann." Er nahm also einen Napf und ging in die Höhle der Löwin. Die lag da mit ihren Jungen und säugte sie. Hans legte die Jungen beiseite und fing an zu melken, das litt die Löwin ganz ruhig. Da aber kam der alte Löwe mit Gebrüll und fiel Hans von hinten an. Doch schnell wandte Hans sich um, nahm den Hals des Löwen unter den Arm und drückte ihn so fest an sich, daß er jämmerlich zu winseln anfing und ganz zahm wurde. Da ließ Hans ihn los. Der Löwe legte sich in die Ecke und Hans molk weiter, bis die Schale voll war. Als er nun die Höhle verließ, sprang die Löwin hinter ihm her mit ihren Jungen, und bald folgte ihnen auch der alte Löwe. So kam er zu seiner Mutter und brachte ihr die Milch; sie erschrak aber so vor den Löwen, daß sie rief: „Hans, bringe doch die wilden Tiere hinaus, sonst sterbe ich vor Angst." Da gingen die Tiere von selbst hinaus, aber sie legten sich vor die Tür, und wenn Hans hinauskam, so sprangen sie auf ihn zu und freuten sich.

Der Riese und seine Frau ärgerten sich gewaltig, daß ihnen ihr Anschlag so mißlungen war, sie ließen sich jedoch nichts merken und taten freundlich gegen Hans. Insgeheim aber beratschlagten sie, was sie nun tun könnten, um ihn aus dem Wege zu räumen. Der Riese hatte bald wieder etwas ausgeheckt und sagte zu seiner Frau: „Du mußt dich wieder krank stellen und zu ihm sagen, du würdest sterben, wenn du nicht ein paar Äpfel aus dem Garten der drei Riesen bekämst. Wenn er dahin geht, so wird er ganz gewiß nicht wiederkommen."

Gesagt, getan, die Frau legte sich aufs Bett und gab wieder vor,

sie sei krank, rief ihren Sohn zu sich und sprach: „Mir hat geträumt: wenn ich ein paar von den Äpfeln essen könnte, die in dem Garten der drei Riesen wachsen, so würde ich wieder gesund werden; sonst fühle ich, muß ich sterben.“ Hans sagte: „Liebe Mutter, weil dir so große Not drum ist, so will ich wohl zu den Riesen gehen und dir ein paar Äpfel holen.“ Er nahm einen Sack und machte sich sogleich auf den Weg, und die Löwen sprangen alle hinter ihm drein. Er ging geradeswegs in den Garten und pflückte seinen Sack voll Äpfel; und als er das getan hatte, aß er selber auch einige, aber danach verfiel er sogleich in einen tiefen Schlaf und sank unter dem Baume nieder. Das kam allein von den Äpfeln, die diese Kraft hatten. Wären nun nicht die treuen Löwen bei ihm gewesen, so war es wohl um ihn geschehn, denn sogleich stürmte ein großer Riese durch den Garten daher und rief: „Wer hat hier unsere Äpfel gestohlen?“ Hans schlief noch und antwortete nicht. Als ihn der Riese sah, lief er zornig auf ihn zu und wollte ihm den Rest geben; aber da sprangen die Löwen auf, fielen den Riesen an, und in kurzer Zeit hatten sie ihn zerrissen. Nun kam gleich der zweite Riese und rief auch: „Wer hat hier unsere Äpfel gestohlen?“ Und da er auf Hans los wollte, stürzten sich die Löwen auf ihn und zerrissen ihn. Danach kam der dritte Riese und rief: „Wer stiehlt hier unsere Äpfel?“ Hans schlief noch immer; aber die Löwen packten auch diesen Riesen und machten ihn tot. Nun schlug Hans die Augen auf und ging im Garten umher. Da kam er bald in die Nähe des Schlosses, wo die Riesen gewohnt hatten, und dort hörte er aus einer tiefen Kellerkammer eine klägliche Stimme. Hans stieg hinab; da fand er da eine wunderschöne Prinzessin, die hatten die Riesen ihrem Vater geraubt und hier eingesperrt und mit dicken eisernen Ketten angeschlossen. Hans aber faßte kaum die Ketten an, so sprangen sie entzwei, und er führte die schöne Prinzessin hinauf in die prächtigsten Zimmer des Schlosses. Da sollte sie sich erquicken und so lange warten, bis er wiederkäme. Sie aber bat ihn, sie zu begleiten an ihres Vaters Hof. Doch Hans sagte: „Wir können es hier erst noch aushalten, jetzt muß ich hin und meiner Mutter die Äpfel brin-

gen, denn die ist sterbenskrank." Er ließ die Prinzessin auf dem Schlosse, nahm seinen Sack mit den Äpfeln und ging nach der Höhle zurück zu seiner Mutter und dem Riesen. Als die ihn kommen sahen, wollten sie sich fast tot wundern, daß ihm nichts geschehen war und er die Äpfel brächte; die Frau fragte gleich, wie er doch alles habe durchmachen können? „Ja, liebe Mutter," sagte er, „seit ich das blaue Band trage, das ich nicht mitnehmen sollte, seit der Zeit bin ich so stark, daß niemand mir was anhaben kann; diesmal haben meine Löwen alle die Riesen tot gemacht. Nun aber sollt ihr mit mir kommen und diese alte Höhle verlassen. Wir wollen jetzt auf dem Schlosse in Herrlichkeit und Freuden leben, ich habe da auch eine wunderschöne Prinzessin gefunden, die soll noch bei uns bleiben." Die Mutter und der Riese zogen nun mit Hans auf das Schloß; aber als sie alle die Herrlichkeit gewahr wurden und sahen, wie schön die Prinzessin war, da platzten sie fast vor Neid und lauerten beständig auf eine Gelegenheit, Hans beizukommen. Denn nun wußten sie ja, woher er seine Kraft hatte. Als daher Hans eines Tages in seinem Zimmer auf dem Bette lag, sich zu ruhen, und sein Band hing auf einem Nagel an der Wand über ihm, so schlich sich der Riese sachte herein und stach ihm, ehe er erwachte, mit einem Doppelspieß beide Augen aus; dann nahm er ihm das Band, und da Hans nun blind und hilflos war, stieß er ihn zum Schlosse hinaus und sagte, von nun an wolle er allein darin Herr sein. Der arme Hans wäre bald verschmachtet, wenn nicht die treuen Löwen die Prinzessin zu ihm geführt hätten. Wie erschrak sie, als sie sein blutiges und entstelltes Antlitz sah. „Ach wärst du doch gleich mit mir gekommen an meines Vaters Hof, ich hatte von vornherein ein Grauen davor, noch länger auf dem unheimlichen Riesenschloß zu bleiben," jammerte sie; „doch nun komm, ich führe dich auf meines Vaters Schloß, und dort machen wir Hochzeit; denn wenn du auch blind bist, so will ich doch keinen andern zum Manne haben als dich allein." Und sie nahm ihn bei der Hand und leitete ihn durch den Wald. Aber der Weg war weit und lange irrten sie umher. Endlich waren sie müde und matt vom vielen Wandern, und die Prinzessin

setzte Hansen auf das grüne Moos nieder, daß er seinen Rücken gegen einen Baumstamm lehnen konnte, sie selbst aber blieb ihm gegenüber stehen und starrte ihm traurig ins Gesicht. Mit einem Mal kam ein Hase dahergelaufen, der stieß mit dem Kopfe bald an diesen, bald an jenen Stamm und hatte sich im Gestrüpp schon ganz wund gerissen. Er war starblind, das sah sie wohl. Plötzlich plumpste das Häschen jedoch in den Bach hinab, der hart an ihren Füßen vorüberfloß, tauchte dreimal unter und lief sehend wieder fort. Da führte sie voller Freude Hans an das Wasser und wie er sich dreimal untergetaucht hatte, konnte er wieder sehen wie vorher. Nun wanderten sie fröhlichen Herzens weiter und kamen in die Stadt, in welcher der alte König sein Schloß hatte, und als der erfuhr, daß Hans seine Tochter befreit hätte, da konnte er ihm nicht genug danken und war es gern zufrieden, daß seine Tochter sich ihn zum Mann erwählt hatte.

Damit aber der alte König selbst sähe, wo seine Tochter in Ketten gelegen hatte, und damit Hans Rache nehmen könnte an dem tückischen Riesen, zogen sie allesamt mit einem großen Heere und vielen Wagen in den Wald hinaus. Als sie zu dem Riesenschloß gekommen waren, schickte Hans zwei Soldaten hinein, daß sie den Riesen aufforderten, das blaue Band herauszugeben. Wie der Riese die vielen Soldaten und die beiden Löwen sah, da erschrak er und sah, daß er jetzt nichts mehr gegen Hans würde ausrichten können; denn das blaue Band hatte bei dem Riesen seine Wirkung verloren. Zitternd vor Angst kam er aus dem Schlosse heraus und übergab dem Jungen das Band. Der tat es um seinen Arm, und die gewaltige Kraft überkam ihn wieder, und er führte den Riesen in den Wald hinein. Dort sprach er zu ihm: „Du hast mir nicht das Leben genommen, so werde ich dir auch nicht das Leben nehmen; du hast mir aber die Augen ausgestochen, so werde ich dir auch die Augen ausstechen.“ Und ehe der Riese um Gnade bitten konnte, hatte er ihm sein Augenlicht genommen, und er mußte von nun an blind im Walde herumtappen, bis er verhungerte.

Als Hans zum alten König zurückkehrte, hatte dieser gerade

die Rabenmutter aus dem Schlosse herausführen und hinrichten lassen. Das war dem Jungen leid, denn es war immer seine Mutter, aber sie hatte es nicht besser verdient. Darauf trugen die Soldaten alles Gold und Silber, das die Riesen zusammengeschleppt hatten, heraus und luden es auf die Wagen, und dann wurde das Riesenschloß zerstört, daß kein Stein auf dem andern blieb.
Nachdem sie wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, wurde Hochzeit gefeiert; und als der alte König gestorben war, wurde Hans König an seiner Statt. Und er lebte lange Jahre mit seiner jungen Frau, der Königin, in Glück und Frieden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Die drei Fragen des Teufels



Es war einmal ein armer Tagelöhner, der hatte viele Kinder und wenig Brot für sie. Einmal als die Not gar bitter über ihn kam, ging er in den Wald hinaus und setzte sich auf einen Stock und weinte heiße Tränen. Da trat ein Mann zu ihm heran und fragte ihn, was ihm fehle; und wie er hörte, daß er nichts zu essen habe für seine hungrigen Kinder, erbot er sich, ihm zu geben, daß er genug daran habe für sich und Weib und Kind, wenn er ihm eins seiner Mädchen überlassen wolle; sie solle es gut bei ihm haben. Der arme Vater war des Handels froh und zeichnete seinen Namen in das dargebotene Buch. Mit einem großen Sack voll Geld ging er heim, und die Not hatte ein Ende.
Zu dem Mädchen aber sprach er: „Geh' mit mir in den Wald." Sie gingen, und als sie zu dem Stocke gekommen waren, auf dem er am Tage zuvor gesessen hatte, hieß er seine Tochter dort niedersitzen und warten, bis ein Herr komme, der sie mitnehmen werde; sie solle es gut bei ihm haben.

So blieb das Mädchen sitzen und wartete. Da kam eine schöne, große, milde Frau in blauem Mantel, — es war Unsere Liebe Frau — und sagte zu ihr: „Kind, es wird jemand kommen und dich mitnehmen wollen; erst aber wird er drei Fragen an dich stellen: Die Antworten darauf will ich dir sagen. Du könntest es nicht wissen. Zum ersten wird er dich fragen: was ist süßer als Zucker? Darauf antworte: Die Brüste meiner Mutter, an denen ich getrunken. Die zweite Frage wird sein: Was ist linder als Federflaum? Darauf sage ihm: Der Schoß meiner Mutter, auf dem ich gesessen. Das dritte Mal sollst du ihm Bescheid geben, was härter sei als Stahl und Eisen? Die Antwort ist: Das Herz meines Vaters, der mich dem bösen Feinde verkaufen will."

Damit verschwand Unsere Liebe Frau, und gleich darauf erschien der fremde Herr und tat die drei Fragen an das Kind, und erhielt von ihm die Antworten, wie es sie gelernt hatte.

„Das hat dir die blaue Frau geraten, daß du mir so antwortest!" schrie der Herr, „sonst wärst du mein Eigen gewesen;" und alsbald war er verschwunden.

Der schnelle Soldat



Ein Handwerksbursch, der in der Fremde war, bekam Nachricht, seine Eltern wären gestorben, er solle nach Haus kommen und sein Erbteil hinnehmen. Als er zurückkehrte, hatten seine Geschwister die Hinterlassenschaft schon geteilt, und er bekam im ganzen einen Pfennig als Erbteil. Zwar war er nicht recht zufrieden damit, daß ihn seine Geschwister so beschuppt hatten, doch er mochte nicht zanken und klagen; und so nahm er den Kurzen auf den Langen und ging wieder fort; der Abschied wurde ihm nicht schwer. Kaum war er aus seinem Ort heraus, so hinkte ein armer Greis auf

dem Wege daher, der sah aus wie die teure Zeit. Schon von weitem nahm der alte Mann seinen Hut ab und bat um eine kleine Gabe. Der Handwerksbursch griff in die Tasche, faßte den geerbten Pfennig und reichte ihn dem Bettler mit den Worten hin: „Hier, Alter, Ihr sollt mein ganzes Erbteil haben." Der Greis bedankte sich recht herzlich und sprach: „Du hast mir viel gegeben, du sollst viel dafür wiederhaben. Von jetzt an kannst du dich jederzeit, wenn du willst, in einen Hasen, Fisch oder in eine Taube verwandeln. Leb wohl und werde glücklich, wir sehen uns noch einmal. Deinen Geschwistern wird der Betrug, den sie an dir begangen haben, wenig nützen." Dann war er verschwunden, und der Beschenkte konnte ihm nicht einmal danken. Als er eine halbe Stunde gegangen war, hörte er stürmen, blickte sich um und erschrak nicht wenig: sein Dorf, das er eben erst verlassen hatte, brannte an allen vier Ecken, und ehe er wieder zurückkam, stand der ganze Ort in lichten Flammen. Seine Geschwister waren alle abgebrannt und hatten all ihr Hab und Gut eingebüßt. Da er selbst arm war und nicht helfen konnte, so ging er wieder fort, hörte aber noch, wie die Leute sagten: wenn sie nur den alten Spitzbuben erwischen könnten. Da wurde ihm erst klar, was der Alte mit den Worten hatte sagen wollen: es würde seinen Geschwistern nichts nützen; jetzt waren sie ärmer als vorher.

In tiefen Gedanken zog er seine Straße und stand plötzlich, er wußte nicht wie, vor einem breitem Fluß, über den die Brücke abgebrochen war. I, denkt er, der Alte hat ja gesagt, du könntest dich in einen Fisch verwandeln, wie wäre es, wenn du einen Versuch machtest. Er tritt mit den Füßen ins Wasser und wünscht sich, ein Fisch zu sein. Gleich ist er einer, und schwimmt durch den Fluß und kommt an das andere Ufer. Da wünscht er sich wieder ein Mensch zu sein. Gleich steht er mit den Füßen im Wasser und ist ganz der vorige.

Nicht weit von dem Flusse stand ein Wirtshaus, da ging er hinein, trocknete seine Füße und blieb gleich da. Des Abends kam ein Werber zugereist; da er des Handwerksburschen ansichtig wurde, fragte er ihn gleich, ob er nicht Lust hätte, Soldat zu werden, an gutem Handgeld sollt's nicht fehlen. Der Handwerks-

bursche war's zufrieden, sie tranken miteinander eine Flasche Wein, und er nahm sein Handgeld und war den Abend noch Soldat. Als er nun zum Regiment kam, da war er der größte und hübscheste Rekrut, und der König selbst und alle Offiziere freuten sich über den neuen Soldaten. Es dauerte nicht lange, da gab's Krieg. Natürlich, unser Soldat mußte erst recht mit; denn er ist ein Flügelmann gewesen. Bald standen sie dem Feind gegenüber, und da hieß es denn: morgen geht's in die Schlacht! Da klopfte wohl manchem das Herz wie ein Hammer, wenn er daran dachte, daß er vielleicht morgen abend nicht mehr lebte oder ein Krüppel war. Selbst der König kam in Not, weil er zu seinem großen Schrecken seinen Zauberring mitzunehmen vergessen hatte, mit dem er jede Schlacht gewann. In seiner Angst wandte er sich an seine Soldaten und sprach: „Wer mir meinen Ring bis morgen herbeischaffen kann, der soll meine Tochter zur Frau haben." Es trat aber keiner vor; denn von da bis zum Schloß des Königs wäre zu weit gewesen, dahin und zurück hätte keiner in so kurzer Zeit reiten, laufen oder gehen können. Da trat der neue Flügelmann vor und sagte: er wolle es tun. Der König sprach zu ihm: „Sage meiner Tochter, daß sie dir den Ring gibt. Eile, daß du wiederkommst, sonst sind wir verloren. Bist du früh genug zur Stelle, so weißt du, was ich versprochen habe." Der Soldat lief fort. Ein anderer aber von seinem Regiment, der ihm den Preis nicht gönnte, eilte ihm nach. Mit einem Male verwandelte sich der Flügelmann in einen Hasen, und nun mußte der Neidische zurückbleiben; er hatte jedoch gesehen, was mit dem Flügelmann vorgegangen war, und blieb an der Stelle, um seinen Kameraden da zu überfallen, wenn er zurückkam. Der Bote aber verwandelte sich bald darauf in eine Taube und flog zu dem Schlosse des Königs und gleich in die Stube hinein, in welcher die Prinzessin wohnte. Das liebe Mädchen freute sich über die hineingekommene Taube und lockte sie zu sich. Da flog das Täubchen auf die Hand der Königstochter und sprach:

„Liebe Prinzessin mein,
Rupf' mir aus drei Federlein."

Das tat die Prinzessin und freute sich noch mehr darüber, daß die Taube sprechen konnte. Kaum hätte aber die Königstochter die drei Federn in der Hand, so war die Taube in einen Fisch verwandelt. Dieser sprang auf der Erde hin und her und sprach:

„Liebes Prinzesselein,
Rupf' aus mir drei Schüppelein."

Auch das tat die Prinzessin, da war der Fisch in einen Hasen verwandelt und sprach:

„Holde Prinzessin fein,
Schneid' mir ab mein Schwänzelein."

Da er so gutmütig und still sitzen blieb, so nahm die Prinzessin die Schere und schnitt dem Hasen ein kleines Stück von seinem Schwänzlein ab. Als sie sich in die Höhe richtet, so steht vor ihr ein hübscher junger Soldat und bringt ihr einen freundlichen Gruß von ihrem Vater, der ihr sagen lasse, sie möge so gut sein und ihm den Zauberring geben, mit dem der König jede Schlacht gewönne, er habe ihn vergessen, sie aber wisse, wo er sei. Die Prinzessin gab dem Soldaten den Ring, der Soldat verwandelte sich wieder in die Taube, die den Ring im Schnabel trug, und flog nach dem Lager zurück; da, wo sich der Soldat vorher in einen Hasen verwandelt hatte, nahm die Taube die Gestalt des Hasen wieder an. Kaum war dieser aber ein paar hundert Schritte gelaufen, so wurde er von dem auflauernden Soldaten erschlagen. Der nahm dem Hasen den Ring aus dem Maul und brachte ihn dem König, der sich über alle Maßen freute, daß er sein Kleinod hatte. Dabei wiederholte er sein Versprechen und sagte, der Soldat solle dafür sein Schwiegersohn werden.
Noch an demselben Tage, an dem der König seinen Ring erhalten hatte, kam's zu einer furchtbaren Schlacht, in der die Menschen umherlagen wie hingemäht. Obgleich der König viele von seinen braven Soldaten verlor, so blieb er doch Sieger, und die Feinde mußten das Feld räumen. Danach wurde wieder Friede im Lande; der König zog mit seinen Soldaten nach Haus und wollte nun seine Tochter dem Soldaten geben, der ihm den

Ring geholt hatte. Als er das seiner Tochter sagte, so war sie zufrieden damit, ja sogar voller Freude darüber; denn der Soldat, der den Ring geholt hatte, war ein sehr hübscher Mann und dabei so freundlich und lieb gewesen, daß sie ihm gleich von Herzen gut geworden war. Sie konnte deshalb kaum die Zeit abwarten, bis er gerufen wurde und ankam. Als sie aber den falschen Soldaten sah, der den Hasen erschlagen hatte, da wendete sie sich gleich von ihm, ging zum Vater und sprach, das wäre der nicht, der den Ring geholt hätte, der wäre viel hübscher, freundlicher und feiner gewesen, als dieser grobe Mensch. Mit dem möge sie ihr Vater verschonen, den nähme sie nimmermehr. Vorerst möge der König bestimmen, daß sie noch ein Jahr warten solle, bis sie sich verheirate, dann fände sich's weiter. Damit war der König einverstanden. Während der Zeit durfte aber der falsche Soldat ihr nicht unter die Augen kommen.

Was ist aber aus dem erschlagenen Hasen geworden? Der lag da auf dem Felde, und kein Mensch kümmerte sich um ihn; denn ein jeder war in der Gegend bei dem Kriegsspektakel um sein bißchen Leben selbst bange.

Da kam aber an dem Abend, wie die Schlacht geschlagen war, ein alter Bettelmann zu der Stelle, wo der Hase lag und sprach zu ihm:

„Ich sage dir, Häslein, stehe auf,
Beginne wieder deinen Lauf."

Da wurde der Hase wieder lebendig und verwandelte sich in den Soldaten, der herzte und drückte den Greis vor lauter Dankbarkeit, und dieser sprach ganz freundlich: „Genug, genug des Dankes, jetzt mach' dich auf und flieg' als Taube zu deiner Braut. Fliege neun Tage vor ihr Fenster, damit du erst gewahr wirst, wie es dort steht, und daß sie dich sieht; dann geh durch das geöffnete Fenster in ihre Stube und mache die Verwandlungen durch. Sie wird alles noch haben, was sie dir ausgerupft und abgeschnitten hat, und daran wird sie dich wieder erkennen, ebenso an deiner jetzigen Gestalt. Nun leb wohl!" Damit war der Alte verschwunden.

Der Soldat verwandelte sich sogleich in die Taube und war bald vor dem Fenster der Prinzessin, und verging vor Ungeduld, bis er sie zu sehen bekam, so schön und so gut ist sie gewesen. Neun Tage flog er zu ihrem Fenster und dann wieder fort. Dabei tat's ihm in der Seele weh, daß er sich nicht früher zu erkennen geben sollte. Denn jedesmal sah und rief die Prinzessin das Täubchen. Aber er blieb seinem Freunde gehorsam und wich kein Haar breit von dessen Weisung ab. Am neunten Tage kam er wieder zum Fenster, die Königstochter erblickte das Täubchen, und fing alsbald wieder zu locken an, da ging es ins Fenster hinein, setzte sich der Prinzessin auf den Arm und sprach:

„Liebe Prinzessin mein,
Setz' ein mir meine Federlein."

Voll Freude holte die Königstochter ein seidnes Beutelchen herbei, nahm die ausgerupften Federn heraus und setzte sie der Taube ein. Als sie ihr die letzte einsetzte, verwandelte sich die Taube schon in einen Fisch, der sprach:

„Liebes Prinzesselein,
Setz' ein mir meine Schüppelein."

Auch das tat sie. Da wurde aus dem Fisch ein Hase, der sagte so recht bittend und zutraulich:

„Holde Prinzessin fein,
Setz' mir ein mein Schwänzelein."

Als die Prinzessin auch das getan hatte, da stand wieder der frühere Soldat vor ihr, der sah sie freundlich und lieb an und bat, daß er ihr seine Schicksale erzählen dürfe, damit sie erfahre, wie es ihm ergangen und wie er beinahe ums Leben gekommen wäre. Da hörte sie ihn recht gnädig an, und als er mit der Erzählung dahin kam, daß ihm ihre Hand von ihrem Vater versprochen wäre, da reichte sie ihm beide Hände und sprach: „Du wirst mein Mann und ich deine Frau," und so ist's auch gekommen. Der falsche Soldat aber wurde aufgehängt.

Die seltsame Heirat

Vor langer Zeit hatte ein Bauer drei Söhne, von denen der älteste ein rechter Lapp war. Man mochte ihm auftragen, was man wollte, alles tat er verkehrt. Eines Tages war er ganz betrübt, denn seine Brüder wollten ihm die Hauswirtschaft nicht überlassen, weil er gar so dumm war; er wußte sich vor Ärger und Verdruß gar nicht zu lassen, und ging in den Wald hinaus, um nur seine Brüder nicht mehr zu sehen. Als er so durch den dichten dunklen Forst dahinwanderte, hörte er plötzlich in der Nähe seinen Namen rufen. „He, wer ist etwa das?" dachte er und ging der Richtung nach, aus der die Stimme zu kommen schien. Er war nicht weit gegangen, so gelangte er zu einem schönen blauen See und erblickte am Gestade eine Kröte, die ihm immer zurief: „Hansl, Hansl!"—„Was willst du denn?" sagte Hansl ganz erstaunt. „Nichts sonst," antwortete sie. „Ich bin so mutterseelenallein und da möchte ich dich zur Gesellschaft haben."

Der Hansl hatte Mitleid mit dem armen Tiere, setzte sich auf einen Stein und plauderte die längste Zeit mit der Kröte. Endlich wollte es Abend werden, und ein kühler Lufthauch strich schon über das Wasser; da dachte sich Hansl, ich muß doch heimgehen, und nahm von der Kröte Abschied. Die sagte aber: „Komm bald wieder in Heimgart, und dann kannst du verlangen, was du willst, ich werde es dir geben. Sie gab ihm auch ein Stäbchen und fuhr fort: „Nimm dieses Stäbchen, und wenn du damit in den See hineinschlägst, weiß ich schon, daß du da bist." — Nach diesen Worten hüpfte sie ins Wasser, daß es einen lauten Platsch tat, und der Hansl ging freudig mit seinem Stäbchen nach Hause. In der Nacht konnte er nicht schlafen, denn immer dachte er an die Kröte und das Stäbchen, und es wunderte ihn gar sehr, obwohl das, was die Kröte gesagt, wahr sei. In aller Frühe, als die Hennen noch auf einem Fuße standen und schlie-

sen, stand er schon auf, nahm das Stäbchen und wanderte in den dunklen Wald hinaus und ging, bis er zum See kam. Und wie er da war, tat er mit dem Stäbchen einen Hieb ins Wasser, daß es weite Wellen schlug, und sogleich hörte er die Kröte fragen: „Hansl, was willst du?" Er antwortete: „Drei Schneuztüchlein." Kaum hatte er es gesagt, so flogen drei schöne Tücher aus dem Wasser heraus, und Hansl ging damit voll Freude nach Hause. Als er dort war, dachte er bei sich, ich habe so schöne Schneuztücher und meine Brüder haben so schlechte, ich muß ihnen schon auch zwei davon geben. Gedacht, getan! Das schönste Tuch behielt er für sich, die beiden anderen gab er seinen Brüdern. Am andern Morgen ging Hansl wieder, bevor der Tag graute, in den Wald zum See hinaus und schlug mit dem Stäbchen ins Wasser. Da fragte die Kröte wieder: „Was willst du?" Und Hansl antwortete: „Drei schöne Schnupftabakbüchsen." Kaum hatte er es gesagt, so kam die Kröte aus dem Wasser herausgepatschelt und sprach: „Lieber Hansl, die kann ich dir nicht geben, denn ich habe keine vorrätig. Tu' aber einen andern Wunsch, und ich werde ihn erfüllen." Da besann sich der Lapp nicht lange und sprach: „Das liebste wäre mir, wenn ich heiraten könnte und dürfte."

Der Kröte schien dieser Wunsch zu gefallen, und sie erwiderte: „Wenn du heiraten willst, so soll dir bald geholfen sein. Du heiratest mich und dann ist alles abgetan." Als Hansl das hörte, hatte er die größte Freude, denn er hatte jetzt ja auch eine Braut, und es konnten jetzt die Dorfmädchen sehen, daß er doch eine gekriegt habe. Er setzte sich nun auf den Stein nieder, und die Kröte kroch auf sein Knie herauf, und sie saßen den ganzen Tag beisammen und besprachen alles, was bei solchen Gelegenheiten besprochen wird. Und als sie noch nicht alles abgeredet hatten, fing es schon an zu dunkeln, die Kröte nahm von ihrem Hansl Abschied und sprang in den See hinein, und Hansl eilte voll Freude nach Haus. Am folgenden Morgen, es war gerade ein Samstag, ging Hansl, ohne dem Vater oder den Brüdern etwas davon zu sagen, in den Wittum und sagte dem Pfarrer, er wolle jetzt heiraten und habe mit seiner Braut alles in Ord-

nung. Er bat dann, der Herr Pfarrer möchte den Kündzettel schreiben und ihn morgen nach der Predigt verkünden.
Der Pfarrer glaubte anfangs, Hansl sei nicht bei Sinnen, und wollte ihm nicht willfahren. Als dieser aber auf seinem Vorhaben bestand, gab der Geistliche nach, und schrieb, was ihm Hansl ansagte, staunte aber nicht wenig, als der junge Bauer keine Braut nannte. Sie zu nennen, hatte ihm nämlich die Kröte verboten. Der Pfarrer mochte fragen und tun, was er wollte, Hans erwiderte immer: „Ich darf meine Braut nicht nennen." Am Sonntage wurde Hansl verkündet, und alle Leute lachten hell auf, daß der Lapp, ohne eine Braut zu haben, heiraten wollte. Als er aus der Kirche nach Hause kam, waren Vater und Brüder über ihn böse und verlachten ihn auch. Er kehrte sich jedoch nicht daran und ging oft zum See zu seiner Kröte hinaus.
Endlich kam der Hochzeitstag, und da hättest du die Freude des Hansl sehen sollen! — Wie es noch nicht Ave Maria geläutet hatte, fuhr er schon in einer prächtigen Kutsche in den Wald hinaus, um seine Braut zu holen. Als er am See ankam, wartete die Kröte schon am Gestade, ward vom Hansl in die Kutsche gehoben, und dann ging es im schnellsten Trab über Stock und Stein, Gras und Grieß, der Kirche zu. Vor der Kirchtüre ward sie wieder aus dem Wagen gehoben und patschte an der Seite ihres Bräutigams zum Altare, wo der Geistliche auf das Brautpaar schon harrte. Dieser machte keine kleinen Augen, als er die garstige Braut sah, nahm aber keinen Anstand, das seltsame Paar zu trauen. Nach dem Gottesdienste watschelte die Kröte wieder zur Kirchentüre, ward von Hansl wieder in den Wagen gehoben und fuhr dann mit ihrem Manne von dannen zum See. Wie sie dort angekommen waren, hob sie Hansl wieder aus dem Wagen, und sie sprang gar lustig in den See hinein. Da war Hansl gar traurig und wußte nicht, was er tun sollte. Er nahm endlich sein Stäbchen und schlug in das Wasser, und siehe da — eine wunderschöne Frau stieg aus dem See und eilte auf den Hansl los und halste und herzte ihn, daß er fast erdrückt wurde. Dann stiegen beide in die Kutsche und fuhren in das Dorf zurück. Da

staunte jung und alt die Braut an, denn so eine schöne Frau hatte man noch nie gesehen. Es gab nun eine lustige Hochzeit, bei der der Himmel voll Geigen und der Tisch voll Speisen war, und die Braut war glückselig, daß sie erlöst war. Hansl und seine reiche schöne Frau lebten lange, lange Zeit glücklich und zufrieden beisammen und sprachen noch im Alter von ihrer seltsamen Heirat.

Warum das Meerwasser salzig ist



Es war einmal ein lieber, wackrer Knabe, der hatte weiter nichts auf Erden als eine blinde Großmutter und ein helles Gewissen. Als er nun aus der Schule war, wurde er Schiffsjunge und sollte seine erste Reise antreten. Da sah er, wie alle seine neuen Kameraden mit blankem Gelde spielten, und er hatte nichts, auch nicht den geringsten Mutterpfennig. Darüber war er traurig und klagte es der Großmutter. Sie besann sich erst ein Weilchen, dann humpelte sie in ihre Kammer, holte eine kleine alte Mühle heraus, schenkte sie dem Knaben und sprach: „Wenn du zu dieser Mühle sagst:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Rote Dukaten gleich allhier!"

so mahlt sie dir lauter Dukaten, soviel du begehrst; und wenn du sprichst:

„Mühle, Mühle, stehe still,
Weil ich nichts mehr haben will,"

so hört sie auf zu mahlen; und so kannst du dir alle Dinge, die du nur wünschest, von der Mühle mahlen lassen. Sag' aber nichts davon, sonst ist es dein Unglück!" Der Junge bedankte sich, nahm Abschied und ging aufs Schiff. Als nun die Kameraden wieder mit ihrem blanken Gelde spielten, stellte er sich mit seiner Mühle in einen düstern Winkel und sprach:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Rote Dukaten gleich allhier!"

Da mahlte die Mühle lauter rote Dukaten, die fielen klingend in seine lederne Mütze. Und als die Mütze voll war, sprach er nur:

„Mühle, Mühle stehe still,
Weil ich nichts mehr haben will!"

Da hörte sie auf zu mahlen. Nun war er von allen Kameraden der reichste; und wenn es ihnen an Speise fehlte, wie es wohl manchmal geschah, da der Schiffshauptmann sehr geizig war, sprach er nur:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Frische Semmeln gleich allhier!"

so mahlte sie so lange, bis er das andere Sprüchlein aufsagte; und was er auch sonst noch begehrte, alles mahlte die kleine Mühle. Nun fragten ihn die Kameraden wohl oft, woher er die schönen Sachen bekomme; doch da er sagte, er dürfe es nicht sagen, drangen sie nicht weiter in ihn, zumal er alles ehrlich mit ihnen teilte.

Es dauerte aber nicht lange, da bekam der böse Schiffshauptmann Wind davon, und eines Abends rief er den Schiffsjungen in die Kajüte und sprach: „Hole deine Mühle und mahle mir frische Hühner!" Der Knabe ging und brachte einen Korb frischer Hühner. Damit jedoch war der gottlose Mensch nicht zufrieden: er schlug den armen Jungen so lange, bis dieser ihm die Mühle holte und ihm sagte, was er sprechen müsse, wenn sie mahlen solle; den andern Spruch aber, den man sagen mußte, wenn sie aufhören sollte, lehrte er ihn nicht, und der Schiffshauptmann dachte auch nicht daran, ihn danach zu fragen. Als der Junge nachher allein auf dem Verdeck stand, ging der Hauptmann zu ihm und stieß ihn ins Meer und dachte nicht daran, wieviel Sorge und Mühe er Vater und Mutter gemacht hatte, und wie die blinde Großmutter auf seine Rückkehr hoffte. An all dies dachte er nicht, sondern stieß ihn ins Meer und sagte, er sei verunglückt, und meinte, damit sei alles abgetan. Hierauf ging er in seine Kajüte, und da es eben an Salz fehlte, sagte er zu der kleinen Mühle:

„Mühle, Mühle, mahle mir
Weiße Salzkörner gleich allhier!“

Da mahlte sie lauter weiße Salzkörner. Als aber der Napf voll war, sprach der Schiffshauptmann: „Nun ist's genug!“ Doch sie mahlte immerzu, und er mochte sagen was er wollte, sie mahlte immerzu, bis die ganze Kajüte voll war. Da faßte er die Mühle an, um sie über Bord zu werfen, erhielt aber einen solchen Schlag, daß er betäubt zu Boden fiel. Und nun mahlte sie immerzu, bis das ganze Schiff voll war und zu sinken begann, und nie ist größere Not auf einem Schiff gewesen. Zuletzt faßte der Schiffshauptmann sein gutes Schwert und hieb die Mühle in lauter kleine Stücke; aber siehe! aus jedem kleinen Stück wurde eine kleine Mühle, gerade wie die alte gewesen war, und alle Mühlen mahlten lauter weiße Salzkörner. Da war's bald um das Schiff geschehen: es sank unter mit Mann und Maus und allen Mühlen. Die aber mahlten unten am Grunde noch immerzu lauter weiße Salzkörner, und wenn du ihnen nun auch den rechten Spruch zuriefest, sie stehen so tief, daß sie es nicht hören würden. Sieh, davon ist das Meerwasser so salzig.

Der Ritt auf den Glasberg



Ein Bauer hatte drei Söhne, der älteste hieß Fritz, der zweite Johann und der jüngste Krischan; der galt bei seinem Vater und seinen Brüdern für ein bißchen dämlich und hieß deshalb nur der Dumme. Als nun der Bauer zu sterben kam, rief er seine Söhne an sein Bett und sagte: „Liebe Kinder, wenn ich tot bin, dann soll mein Sarg offen in der Kirche hingestellt werden, und jede Nacht soll einer von euch bei mir wachen, zuerst Fritz, dann Johann, dann Krischan.“ Wie er nun gestorben war und der erste Abend herankam, sagte Fritz zu Krischan: „Krischan, mir

graut davor, bei Vatern zu wachen, geh du hin und wach' für mich." Das tat denn Krischan auch. Als die Glocke zwölf schlug, da richtete sich der Tote auf und sagte: „Fritz, mein Sohn, bist du hier?" — „Nein, Vater," antwortete Krischan, „Fritzen graute vor dir, ich bin Krischan." — „Hier, Krischan," sagte der Tote, „hast du 'ne schwarze Flöte. Wenn du des Morgens hier weggehst, dann flöt' auf beiden Enden und wart' ab, was kommt." Das tat Krischan und blies am Morgen erst auf dem rechten Ende, da stand ein schöner Rappen mit reichem Sattelzeug, und prächtigen Kleidern auf dem Rücken, vor ihm. Die Kleider zog er an, setzte sich auf das Pferd und ritt eine Weile herum. Dann stieg er ab, zog seine alten Kleider wieder an und blies auf dem andern Ende, da war der Rappen mitsamt dem prächtigen Staat weg. Krischan aber steckte die Flöte in die Kirchhofsmauer und ging nach Hause.

Am zweiten Abend kam die Reihe an Johann; der sagte zu Krischan: „Mir graut davor, in der Nacht bei Vatern zu wachen; geh du hin und wach' für mich." Und Krischan tat so, und es ging die Nacht, wie die erste, nur bekam er diesmal eine braune Flöte. Und wie er am Morgen darauf blies, stand da ein schöner Brauner, auf dem ritt er ein wenig herum, dann blies er am andern Ende, und der Braune war verschwunden. Er steckte auch diese Flöte in die Mauer und ging nach Hause.

Am dritten Abend kam an ihn die Reihe, und diesmal gab ihm der Vater eine weiße Flöte und sagte, nun brauche keiner mehr bei ihm zu wachen. Am Morgen pfiff er sich einen Schimmel her, der war noch schöner als die beiden andern Pferde; und nachdem er auch darauf geritten hatte, ließ er ihn wieder verschwinden, legte die weiße Flöte zu den andern und ging heim.

Seit seine Brüder die beiden ersten Nächte hinter sich hatten, war er wieder bei ihnen das fünfte Rad am Wagen. Sie wollten in der Wirtschaft allein die Herren sein und gingen ganz niederträchtig mit ihm um, gaben ihm schlechtes Essen und dabei so wenig, daß er nie satt wurde; aber mit Prügeln knauserten sie nicht. In der Stube durfte er sich kaum sehen lassen, die meiste Zeit mußte er im Stalle leben. Und der dumme Krischan

ließ alles über sich ergehen, sagte aber seinen Brüdern kein Wort von dem, was in den drei Nächten geschehen war.
Nicht lange danach wurde von einer schönen Prinzessin erzählt, die auf einem hohen steilen Glasberge wohne. Der König, ihr Vater, ließ bekannt machen, wer den Berg zu Pferde hinaufreiten und seiner Tochter den Ring vom Finger ziehen und ihr Taschentuch nehmen könne, der solle sie zur Frau haben. Daran versuchten viele ihr Glück, aber keinem gelang es. Auch Fritz und Johann wollten es wagen; als Krischan das hörte, sagte er, sie möchten ihn doch mitnehmen. „Ach," sprachen die Brüder, „dazu bist du viel zu dumm; du bleibst zu Hause," und backten ihm die Pantoffeln an die Strümpfe fest, damit er ihnen nicht nachkommen könnte. Wie sie weg waren, zog Krischan die Strümpfe samt den Pantoffeln aus, wusch sich geschwind am Brunnen, ging barfuß nach dem Kirchhof, nahm die schwarze Flöte und flötete, und als der Rappen vor ihm stand, zog er die schönen Kleider an und ritt stracks nach dem Glasberg. Als er dorthin kam, war er schon von weitem zu hören, es klingelte und klirrte alles an ihm von Gold und Silber; und ein Leuchten war, daß alle Leute nach ihm hinsahen. Der Rappen kam bis an die Mitte des Berges, so weit war noch keiner gekommen; aber da konnte er auch nicht weiter. Krischan machte kehrt und jagte im Galopp davon, und alle, die zusahen, zerbrachen sich den Kopf, wer wohl der feine Prinz gewesen sein möchte. Abends, wie die beiden älteren Brüder nach Hause kamen, war Krischan all da und hatte seine hölzernen Pantoffeln an. Die Brüder sprachen ein Langes und Breites von dem schönen Herrn, der bis zur Hälfte heraufgeritten war, und Krischan hörte ihnen stumm zu; zuletzt aber konnte er sich nicht mehr halten und platzte heraus: „Ihr gesehen, ich gewesen." Da wurden sie fuchtig, fielen über ihn her und verprügelten ihn, daß er grün und blau wurde.
Am andern Tage ritten die Brüder wieder hin, und Krischan hinter ihnen, diesmal auf seinem Braunen, und sah noch prächtiger aus als am ersten Tage. Und als er nun gar beinahe bis an die Spitze des Glasbergs kam, da waren alle außer sich vor Verwunderung. Abends kehrten die Brüder nach Hause

zurück und fanden Krischan schon vor; sie erzählten wieder von dem fremden Herrn, und Krischan saß lange dabei, ohne ein Wort zu sagen; zuletzt aber konnte er doch den Mund nicht mehr halten und sprach: „Ihr gesehen, ich gewesen.“ Da wurden seine Brüder fuchswild und schlugen ihn, daß er kaum mehr gehen konnte.

Am dritten Tage ritt Krischan auf dem Schimmel in den schönsten Kleidern nach dem Glasberg und strahlte wie die Sonne am Himmel. Diesmal kam er bis auf den Gipfel, nahm der Prinzessin Ring und Taschentuch, ritt rasch wieder hinab und jagte im Galopp davon. Gar zu gern hätten nun der König und alle anderen Leute gewußt, wer es eigentlich gewesen sei; aber keiner kannte den fremden Prinzen.

Als die beiden ältesten Brüder nach Hause kamen, rieten sie ebenfalls hin und her und meinten bald dies, bald das; und der dumme Krischan, der wieder seine Holzpantoffeln anhatte, hörte ihnen zu und schwieg. Zuletzt jedoch fuhr es ihm heraus: „Ihr gesehen, ich gewesen.“ Da schlugen sie ihn beinahe kurz und klein, daß er liegen blieb; und hatte er es vorher schon schlimm genug bei ihnen gehabt, so bekam er's jetzt noch alle Tage schlechter.

Der König aber ließ das ganze Land durchsuchen nach dem, der seiner Tochter Ring und Taschentuch hätte. Schließlich kamen die Boten auch zu den Brüdern. Als sie bei diesen vergeblich nachgesehen hatten und schon wieder fortgehen wollten, sagte jemand: „Im Stall ist noch einer!“ — „Ih!“ riefen die Brüder, „ob ihr den verrückten Kerl untersucht oder keinen! Der ist's gewiß nicht gewesen.“ Doch die Boten ruhten nicht eher, bis auch der dumme Krischan sich durchsuchen ließ; da kamen Ring und Taschentuch zum Vorschein, er hatte beides unter der Weste auf der Brust verwahrt. Sie nahmen ihn nun mit zum König und führten ihn der Prinzessin vor. „Was?“ rief die entsetzt, „Der schmutzige Bettler soll mein Gemahl werden?“ Auch die Hofleute gerieten außer sich, und bald wäre es dem dummen Krischan schlecht ergangen. Aber er besann sich noch rechtzeitig auf seine Flöte und blies aus Leibeskräften; da kamen die drei Pferde herbei, mit den prächtigen Kleidern auf dem Rücken.

Nun wurde ein Bad zurecht gemacht, und der dumme Krischan wurde ganz rein abgewaschen; dann wurden ihm die Haare zurecht geschnitten, und zuletzt zog er sich die allerkostbarsten Kleider an. Da stand er wieder vor der Königstochter als der wunderschöne fremde Prinz, und sie nahm ihn mit Freuden zum Mann.

Das Leben am seidenen Faden



Zwei Bauernmädchen gruben einmal in ihrem Garten, als die Ältere plötzlich eine dicke, unförmliche Kröte herausschaufelte; vor der entsetzte sie sich so, daß sie ihr sogleich mit ihrem Spaten den Kopf abstoßen wollte; die andere aber hielt sie zurück und sagte: „Laß doch das arme Tier leben, das hat unser Herrgott auch geschaffen, und der ihm das Leben verliehen hat, soll es ihm auch allein wieder nehmen." Die Älteste war ein gottloses Ding und verlachte sie, aber die andere ließ nicht nach mit Zureden und Bitten, bis ihre Schwester endlich nachgab und das Tier leben ließ.

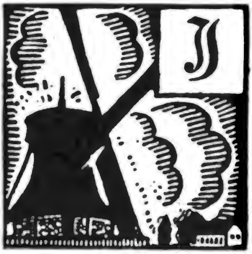
Eines Tages, nicht lange danach, waren die Mädchen beim Aufwaschen in der Küche, da stand auf einmal ein kleines Männchen bei ihnen, das trug einen braunen Rock mit großen Talerknöpfen und einen Hut mit einer breiten Krämpe; es verneigte sich freundlich und gab ihnen einen Gevatterbrief, in welchem sie zur Kindtaufe bei den Unterirdischen eingeladen wurden; zugleich sagte es ihnen, hier unter dem Feuerherde sei eine Öffnung, die würde sich am nächsten Sonntag auftun, da sollten sie nur hinuntersteigen; und als es das gesagt hatte, war es verschwunden. Nun wußten die beiden Mädchen nicht, sollten sie gehen oder bleiben, und gingen darum zum Pastor, um sich von dem Rat zu erbitten. Dieser fand durchaus nichts dabei, ermahnte sie im Gegenteil, einen solchen Liebesdienst niemandem zu verwei-

gern. So kam denn der Sonntag heran, und als es zwölfe schlug, öffnete sich eine Tür unter dem Feuerherd, die beiden Mädchen traten in ihrem Sonntagsputz mit schönen weißen Schürzen hinein und wurden sogleich von zwei braunen Männchen empfangen, mit denen sie eine prächtige breite Treppe hinabstiegen. Endlich gelangten sie in einen großen, hell erleuchteten Saal, in dem die Unterirdischen bereits alle versammelt waren; und als sie alle begrüßt hatten, trat der Pastor hervor und vollzog an dem neugeborenen Kinde, das kaum eine Hand groß war, die Taufe. Darauf ging man zum Mahle, und alle nahmen an der reich besetzten Tafel Platz, die beiden Mädchen mußten sich neben die Wöchnerin setzen, und da ließen sie sich's denn auch recht gut schmecken. Als sie eine Weile so gesessen hatten, schlug die Älteste von ungefähr die Augen auf und bekam keinen kleinen Schrecken, als sie gerade über ihrem Kopfe einen Mühlstein an einem seidenen Faden hängen sah. Da sprang sie auf und wollte weglaufen, die Wöchnerin aber hieß sie wieder niedersitzen und sagte: „Fürchte dich nicht, dir soll kein Leid geschehen! Sieh, als du mich neulich im Garten mit dem Spaten töten wolltest, da hing mein Leben an einem seidenen Faden, und so hängt auch das deine jetzt daran; aber da du mir das Leben gelassen hast, so soll dir jetzt ein gleiches geschehen, und der Mühlstein soll dich nicht töten!" So beruhigte sie das Mädchen, und sie aßen und tranken fröhlich weiter, und eine Schüssel nach der anderen kam auf den Tisch.

Als nun das Mahl zu Ende war und die beiden Mädchen von den Unterirdischen Abschied nahmen, dankten ihnen die Wöchnerin und ihr Mann für die Liebe, die sie ihnen erwiesen hätten, und die Frau gab noch jedem ein paar Händevoll Hobelspäne, und sagte, die sollten sie sorgsam bewahren. Darauf gingen sie, und die beiden braunen Männchen brachten sie dieselbe prächtige Treppe wieder hinauf, auf der sie hinabgestiegen waren. Als sie aber oben in der Küche waren, warf die Älteste sogleich die empfangenen Hobelspäne ins Feuer, indem sie sagte: „Wenn mir die Unterirdischen kein besseres Andenken von ihrer Kindtaufe geben wollten, so hätten sie's nur gleich behalten sollen!" Unten

hatte sie's aber nicht sagen mögen, weil sie sich noch immer vor dem Mühlstein gefürchtet hatte. Die andere erwiderte: „Sie haben uns doch gesagt, wir sollen sie bewahren; wer weiß wozu es gut ist," ging zu ihrer Lade und schüttete dort die Hobelspäne aus. Als beide darauf ihren Kindtaufsputz ablegten, fiel auf einmal der Ältesten etwas klingend zur Erde; sie sah zu und fand ein blankes Goldstück. „Das sind die Hobelspäne," sagte die Jüngste, ging schnell zu ihrer Lade und fand einen großen Schatz; da war sie auf einmal aus einer armen Magd ein reiches Mädchen geworden, und hat gefreit und ihr Lebenlang keine Not gehabt; die Älteste aber hat es nie zu etwas Rechtem bringen können und mußte von dem leben, was ihre Schwester ihr zukommen ließ.

Der Zaubertopf und die Zauberkugel



In einem Dorfe lebte vorzeiten ein armer Kirchendiener, der brachte sich und seine Familie gar kümmerlich mit einem kargen Verdienst durch. Seine Frau handelte mit Eiern, die sie nach der nahegelegenen Stadt trug; dort kaufte sie für den Erlös dann Nahrungsmittel. Aber plötzlich starben ihr fast alle Hühner, und auch das letzte mußte sie noch verkaufen. Am nächsten Morgen ging sie nach der Stadt, mit einen Korbe auf dem Rücken, darin hatte sie die Henne. Sie mußte über einen steilen Berg gehen, und setzte sich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich sprang aus dem Gebüsche ein Männchen hervor, das hatte einen großmächtigen weißen Bart. Es trat zu der erschrockenen Frau und fragte, wohin sie gehe. Sie antwortete: „Nach der Stadt, um meine einzige Henne zu verkaufen." Da sagte das Männchen: „Wenn du willst, so gebe ich dir einen Topf für die Henne." Die Frau lachte über diesen

Vorschlag und sprach: „Du denkst wohl, ich wüßte nicht, was ein Topf und eine Henne wert ist?" Das Männchen aber entgegnete: „Lache nicht zu früh; es wird sich erst zeigen, ob die Henne oder der Topf wertvoller ist; wenn du übrigens nicht willst, zwingen kann ich dich nicht." Die Frau besann sich noch eine Weile und willigte endlich in den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam nicht lange hernach mit einem rußigen Topf zurück und sprach: „Mit diesem Topfe kannst du alles herbeischaffen, was du nur wünschest. Wenn du ihn gebrauchen willst, so stelle ihn in den Schatten, bedecke ihn und sprich: Fülle dich, Topf! und du wirst sehen, daß der Topf gehorcht. Nur hüte dich, ihn je zu reinigen oder von der Sonne bescheinen zu lassen." Die Frau nahm den Topf, versprach, ihn genau so wie das Männlein ihr gesagt hatte, zu gebrauchen und machte sich auf den Rückweg. Sobald sie nach Hause gekommen war, wollte sie sich überzeugen, ob der Topf auch wirklich diese Eigenschaft besitze. Sie ging mit ihm in den Schatten, bedeckte ihn und sprach: „Fülle dich, Topf, mit Milch." Sie nahm den Deckel weg, und der Topf war bis an den Rand mit Milch gefüllt. — Da lief sie sogleich, ganz außer sich vor Freude, zu ihrem Mann, um ihm ihr Glück zu erzählen.

Lange Zeit hatte der Topf der Familie gute Dienste geleistet, aber jedesmal, wenn er gebraucht war, wurde er schwärzer und glänzte wie Ebenholz. Die Frau rieb ihn daher eines Tages blank und stellte ihn an die Sonne. Als er trocken war, glänzte er wie pures Gold Die Frau freute sich sehr darüber und wollte den Topf in das Zimmer tragen, aber kaum hatte sie die Hand danach ausgestreckt, da erhielt sie auch schon einen so derben Schlag, daß sie ohnmächtig niederstürzte. Als sie wieder zu sich kam, war der Topf verschwunden. Jetzt erst erinnerte sie sich, daß sie das Gebot des Männleins übertreten habe, und wurde sehr traurig darüber, denn an die Stelle des Überflusses trat in ihrem Haushalt nun wiederum die Not. Deshalb sagte die Frau zu ihrem Manne, er solle einmal in die Stadt gehen, vielleicht begegne er auch dem Männchen.

Der Kirchendiener ging zu seinem Nachbar, kaufte von ihm ein

Lamm und trieb es nach der Stadt. Als er auf dem Berge ankam, setzte er sich auf derselben Stelle nieder, wo damals seine Frau ausgeruht hatte. Er blieb einige Zeit sitzen, aber es wollte sich kein Männchen zeigen. Endlich stand er auf und ging weiter. Da plötzlich rauschte es im Gebüsche, und das Männchen stand vor ihm. „Wohin willst du?" Der Kirchendiener machte schnell das Kreuz und antwortete mit zitternder Stimme: „Ich treibe dieses Lamm nach der Stadt, um es zu verkaufen." Das Männchen sagte hierauf: „Deine Mühe ist vergebens, denn heute sind so viele Schafe auf dem Markte, daß das deinige ganz unbeachtet bleiben wird, aber wenn du willst, so gebe ich dir eine Kugel dafür." — „Aus diesem Tausche kann nichts werden," sagte der Kirchendiener, „denn wenn ich mein Lamm verkaufe, kann ich mir genug Kugeln kaufen." Darauf sagte das Männchen zu dem Kirchendiener, der sich indes ein wenig gefaßt hatte: „Sprich nicht so voreilig; ich weiß nicht, ob du dir solche Kugeln kaufen kannst, wie ich sie besitze; wenn du aber nicht willst, so behalte dein Lamm, ich brauche es nicht." Der Kirchendiener dachte an den Topf und ging den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam nach einer Weile zurück mit einer Kugel, die aus Holz zu sein schien. „Wenn du diese Kugel gebrauchen willst," sprach es zum Kirchendiener, „so lege sie auf die Erde und sprich: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" und du wirst die Wirkung dann schon sehen. Hüte dich jedoch, wenn du die Kugel gebrauchst, Fenster oder Türen offen zu lassen." Der Kirchendiener nahm die Kugel in die Hand, aber er konnte sie kaum halten, so schwer war sie. Er band sie nun in ein Tuch und eilte voller Freude nach Hause. Dort schloß er alsbald alle Fenster und Türen, legte die Kugel auf die Erde und sprach: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel fing an zu rollen, und zwar immer stärker und stärker, und endlich tat sie sich auseinander in zwei Teile, und eine Menge kleiner Männchen hüpften heraus und bedeckten den Tisch mit goldenem Geschirr und köstlichen Speisen; sodann verschwanden sie wieder in die Kugel. Nun setzte sich die Familie zum Mahle und ließ es sich recht wohl schmecken. Kaum hatten sie abgegessen, so teilte sich die

Kugel, und dieselben Männchen, die den Tisch gedeckt hatten, räumten ab und verschwanden mit dem goldenen Geschirr in die Kugel, und als alle darin waren, schloß sie sich wieder. Lange besaß die Familie die Kugel, und ging vorsichtiger mit ihr um, als mit dem Topfe. Allein nach und nach wurde es im Orte bekannt, daß der Kirchendiener eine Zauberkugel besitze, und es kam auch zu den Ohren des Klostervorstehers. Dieser ließ den Kirchendiener vor sich kommen und fragte ihn, ob das wahr sei, was man von ihm spreche. Anfangs wollte der Kirchendiener nicht Farbe bekennen, als ihm aber der Vorsteher mit Entlassung drohte, gestand er ihm die volle Wahrheit. Da befahl der Vorsteher dem Kirchendiener, die Kugel zu bringen. Er gehorchte, und nachdem er erklärt hatte, wie man mit der Kugel zu Werke gehen müsse, entließ ihn der Vorsteher mit dem Versprechen, ihm eine einträglichere Stelle zu verschaffen. Allein diese ließ sehr lange auf sich warten, und der Kirchendiener, dem das karge Leben jetzt noch härter ankam als früher, entschloß sich, noch einmal auf den Berg zu gehen und das Männchen um eine andere Kugel zu bitten. Er kaufte deshalb zwei Ochsen und trieb sie nach der Stadt. Wie er auf dem Berge ankam, ruhte er aus. Aber kaum hatte er sich niedergesetzt, so war auch schon das Männchen da. Es fragte ihn: „Kommst du wieder eine Kugel holen?" „Ja," war die Antwort des Kirchendieners. „Ich möchte aber gern eine noch bessere Kugel haben, deshalb habe ich zwei Ochsen mitgenommen." „Du sollst sie haben," antwortete das Männchen, verschwand und brachte eine etwas größere Kugel, als das vorige Mal. Diese gab es dem Kirchendiener mit den Worten: „Was du zu tun hast, weißt du." Der Kirchendiener bejahte es und ging fort. Als er zu Hause ankam, schloß er alle Türen und Fenster, legte die Kugel auf den Boden und sagte: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Sie fing an zu rollen, und zwar immer schneller und schneller, und teilte sich endlich, aber welcher Schreck! — statt der kleinen Männchen mit goldenen Schüsseln kamen zwei Riesen mit ungeheuren Knütteln aus der Kugel und schlugen so unbarmherzig auf die ganze Familie los, daß bald alle

ohnmächtig auf dem Boden umherlagen. Dann kehrten sie wieder in die Kugel zurück. Der erste, der sich von der Ohnmacht erholt hatte, war der Kirchendiener, und dieser beschloß, sich an seinem Vorgesetzten furchtbar zu rächen. Er nahm die Kugel und ging zu ihm, allein er erhielt keinen Einlaß, weil Gäste da wären. Das war dem Kirchendiener noch erwünschter; er ließ dem Vorsteher des Klosters melden, daß er nun eine weit bessere Kugel besitze. Dieser ließ ihn sogleich rufen und forderte ihn auf, das Kunststück vor der ganzen Gesellschaft zu zeigen. Der Kirchendiener legte die Kugel auf den Boden und sprach: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel teilte sich in zwei Teile, und die zwei Riesen fielen mit ihren Knütteln über die wehrlosen Gäste her und schlugen sie so derb, daß sie wie Mücken am Boden herum lagen. Nur der Vorsteher hatte die Besinnung nicht ganz verloren und schrie dem Kirchendiener fortwährend zu, er solle die zwei Teufel zur Ruhe bringen. Allein der Kirchendiener entgegnete: „Nicht eher, als bis ich meine alte Kugel habe." — „Da ist der Schlüssel zu jenem Kasten, darin ist die Kugel," sprach der Vorsteher, und die beiden Riesen zogen sich in die Kugel zurück. Der Kirchendiener ging zu dem Kasten, sperrte ihn auf, nahm die Kugel und ging mit beiden nach Hause.

Noch lange Zeit benutzte er die kleinere Kugel. Eines Tages hatte er seine Freunde zu sich geladen, und als alle beisammen waren, nahm er die Kugel, legte sie auf den Boden hin und sprach: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel fing an zu rollen. Aber während sie rollte, trat jemand in die Stube, und die Kugel flog durch die offene Tür ins Freie. Alle stürzten hinaus und liefen der Kugel nach, die aber rollte immer schneller und schneller und teilte sich endlich, worauf ein Unzahl kleiner Männchen herauskamen und mit allerlei Goldsachen davoneilten. Und zwar liefen diese Männchen auf die Berge, wo sie jetzt noch das Gold hüten. Auch die andere Kugel war durch die offene Tür hinausgeflogen und hatte sich ebenfalls geteilt. Allein aus dieser kamen keine Männchen, sondern eine Schar Riesen, welche ebenfalls in die Gebirge flüchteten. Und dort halten sie sich noch alleweile auf.

Der Teufel als Müllergeselle



Ein Windmüller hatte einen Gesellen, mit dem kam er sehr gut aus. Bei dem brauchte keiner von den Mahlgästen auch nur eine Minute über die festgesetzte Zeit auf das Mehl zu warten. Einmal ging nun der Müller in die Schenke, und im Gespräch mit dem Wirt strich er seinen Gesellen gewaltig heraus, er habe noch keinen gehabt, sagte er, mit dem er so zufrieden gewesen sei. Darüber wunderte sich der Wirt; „wie geht das zu," fragte er „der sitzt ja Nacht für Nacht bei mir hinterm Glase und zecht und spielt, bis der Morgen kommt." — „Das glaube ich nicht," entgegnete der Windmüller, „denn die Mühle ist stets im Gange; es müßte denn schon sein, daß gerade kein Wind geht." — „Wißt Ihr was?" sagte der Wirt, „übermorgen schlachte ich; er ist auch zur großen Wurst geladen. Ich wette, er kommt, und wenn auch der beste Wind ist." Der Müller widersprach so lange, bis sie eine Wette eingingen.

Der Tag kam, wo der Wirt sein Schwein stechen ließ. Der Müller paßte auf seine Mühle wohl auf; und richtig, sie klapperte lustig fort. „Die Wette hab' ich schon halb gewonnen," dachte er, und hatte keine Ruhe mehr, und ging, es dem Wirt anzusagen. Ehe er in die Schenke trat, sah er durchs Fenster. Da saß sein Gesell leibhaftig mitten unter den Gästen. „Wie kommt das?" sprach der Müller zu sich selbst, „die Mühle geht, wir haben guten Wind, und mein Bursch sitzt hier in der Schenke? Wer mag derweile für ihn die Arbeit tun?" Er ging zur Mühle zurück und sah nach, und fand einen Schwarm Teufel, die emsig die Mühle bedienten. Da überlief den Müller eine Gänsehaut, er schlich in seine Schlafkammer und legte sich ins Bett, konnte aber kein Auge zutun. Er sann hin und her und kam zuletzt zu dem Schluß, daß er wohl gute Miene zum bösen Spiel machen und die Wette bezahlen müsse.

Nicht lange danach war Jahrmarkt in der nächsten Stadt. Da sagte der Mülscher zu seinem Meister, er hätte Lust, auch hinzugehen, ob er es wohl dürfe. Der Müller hatte nichts dagegen; „dann mußt du aber zu Fuß hingehen," setzte er hinzu, „denn ich will selbst nach der Stadt reiten." — „Das kann ich ja auch," erwiderte der Gesell. „Woher aber das Pferd nehmen?" meinte der Müller. Der Mülscher antwortete: „Ich werde mich umzutun wissen."

Als nun der Jahrmarktstag kam, da ritt der Müller auf seinem Gaul nach der Stadt, und bald danach sah man auch den Gesellen auf einem getigerten Schecken hinreiten. Bei einem Gasthof in der Stadt stieg er ab und brachte sein Pferd in den Stall. Dann ging er auf den Markt. Inzwischen kehrte auch ein Jude in demselben Wirtshause ein, der hatte drei Pferde von der gleichen Farbe bei sich. Als er den Schecken des Müllergesellen im Stall erblickte, fragte er den Wirt sogleich, wem das Tier gehöre, und sagte: „Den Gaul muß ich haben, dann bekomme ich zwei gleiche Züge." Unterdessen war auch der Müllerbursch zurückgekehrt. Als ihn aber der Jude fragte, ob er ihm sein Pferd verkaufen wolle, tat er, als ob ihm nichts daran gelegen wäre. Doch der Jude ließ nicht locker und sprach, er wolle es ihm auch gut bezahlen. Da schlug der Mahlbursch endlich ein und empfing sogleich das Geld für das Pferd; „aber," sagte er dabei, „nehmt das Tier in acht, wenn Ihr zu einem Wasser kommt, laßt es nicht saufen, ich bin scharf geritten." Der Jude meinte, er wolle schon vorsichtig sein, und zog alsbald mit seinen Pferden ab; der Geselle aber streckte sich auf eine Bank in der Gaststube und schlief ein.

Als der Jude an ein Wasser kam, wollte er auf dem neugekauften Schecken hindurchreiten. Mitten in der Furt aber fing er an, immer tiefer zu sinken, und als er knapp das andere Ufer erreichte, hatte er statt des Pferdes eine Schütte Stroh zwischen den Beinen. „Au wei!" schrie er erschrocken, „wie hat mich betrogen der Müller!" Kehrte sogleich wieder um und stracks in die Stadt zum Gasthaus zurück. Kaum zu Atem gekommen, fragte er den Wirt nach dem Gesellen, der ihm den Schecken

verkauft habe. „Dort schläft er auf der Bank," sagte der Wirt. „Heda!" rief der Jude den Schläfer an, „aufgestanden!" Doch der schnarchte fort. Da packte ihn der Jude an einem Bein und zog, und — o Schreck! — das Bein blieb ihm in den Händen. Der Müllergesell aber schlief weiter, ohne zu zucken. Da wurde dem Juden angst und bange, er ließ das Bein fallen und nahm Reißaus. Der Müllergesell aber schlief noch immer fort und erwachte erst spät. Als er aufstehen wollte, merkte er, daß ihm ein Bein fehlte, und fragte, was mit ihm geschehen sei. Die Gäste erzählten ihm, wie es zugegangen war. „Ei, ei!" sagte er, „und wo ist denn das Bein?" — „Da liegt es, unterm Tisch." Er ließ es sich geben, setzte es an den Rumpf, stand auf und ging fort, als ob nichts passiert wäre. Da sagten die Leute, die in der Stube waren, untereinander: das ist niemand anderes als der Teufel gewesen.

Vom Königssohn, der fliegen gelernt hatte



Es war einmal ein König, der hatte zwei Söhne, von denen jeder ein Handwerk lernen sollte. Der eine wurde Silberschmied und der andere kam zu einem Schreiner, der auch etwas von der schwarzen Kunst verstand. Dieser lehrte den Königssohn seine Künste ebensowohl als sein Handwerk. Als beide Brüder nun ausgelernt hatten, zogen sie wieder nach Hause, um ihrem Vater ihr Meisterstück vorzulegen. Unterwegs fragte der gelernte Schreiner seinen Bruder: „Nun, was hast du für ein Meisterstück gearbeitet?" Da zeigte ihm dieser einen silbernen Fisch. „Der ist dir ganz gut geraten, so daß nichts daran fehlt; aber kann er auch schwimmen?" — „Wie sollte er das?" — „Setz' ihn einmal ins Wasser; wenn ich nun machte, daß er schwimmen könnte, wäre das nicht besser?" Sie setzten den Fisch ins Wasser, und richtig,

da schwamm er. „Was hast du denn gemacht?" fragte der andere. „Ach, nur ein Paar hölzerne Flügel." — „Die muß ich auch einmal sehen." Als jener sie ihm zeigte verwunderte er sich und sprach: „Die hast du ja gar nicht schön gemacht!" — „Auf die Schönheit soll's auch nicht stark ankommen, sondern auf das, was darin verborgen liegt, und das sollst du sehen, wenn wir zu unserem Vater kommen."

Als sie nun zu dem Vater kamen, zeigte der Silberschmied seinen Fisch. „Den hast du ganz gut gemacht," sagte der Vater, „das kann bestehn." „Ja," antwortete der Sohn, „das ist noch nicht alles, er kann auch schwimmen." Sie setzten ihn ins Wasser und da schwamm er hin, und der Vater wollte sich totwundern. „Nun was hast du denn gemacht?" sagte er zu dem älteren. „Ach," erwiderte der, „nur ein Paar hölzerne Flügel." Als der Vater die zu sehen bekam, schüttelte er den Kopf. Der Schreiner sah das und sprach: „Sie sind wohl nicht schön, aber was darin steckt! Wer sie sich anspannt, der kann fliegen." — „Das will ich einmal sehen." Der Königssohn machte das Fenster auf, spannte sich die Flügel an und siehe da! flog damit fort.

Nun hatte der Nachbarskönig ausrufen lassen und zum Gesetze gemacht, daß alle Mädchen, welche ein Kind bekämen und keinen Mann hätten, lebendig verbrannt werden sollten. Als er aber das Gesetz gegeben hatte, erschrak er, denn es fiel ihm plötzlich ein, daß er ja selbst eine Tochter habe. Wenn nun ihr das einmal widerfahren sollte, was Rates dann? Nun hätte er das Gesetz gern zurückgenommen, aber er durfte nicht, es mußte dabei bleiben. Aber damit seine Tochter niemals davon betroffen werden könnte, ließ er geschwinde ein Schloß in der See bauen; dahin brachte er sie und gab ihr eine Magd mit, so daß nicht Mann noch Maus zu ihr kommen konnte; so war sie wohlverwahrt.

Auch der Königssohn hörte von der schönen Prinzessin auf dem Schloß im Meer und dachte bei sich: „Warte nur, ich komme doch schon hinein und wenn auch alles versperrt ist und es unmöglich erscheint." Er spannte seine Flügel an, steckte seine Flöte in die Tasche und flog geraden Wegs auf den

Turm zu. Dort setzte er sich vor das Fenster der Stube, in welcher die Prinzessin war, und blies auf seiner Flöte so über die Maßen schön, als wenn er ein Engel aus dem Himmel wäre. Ganz entzückt lauschte die Prinzessin den Tönen; sie öffnete das Fenster und als sie ihn erblickte, erschrak sie zuerst; doch erholte sie sich bald und fragte, wer er sei. „Ich bin der Engel Gabriel, und Gott hat mich gesandt, dir die Zeit zu verkürzen," sagte der Königssohn. „Das sollte man fast glauben; so komm nur herein und spiele mir was vor." Er sprang durchs Fenster in die Stube, und der Prinzessin, welcher bis dahin die Tage auf dem einsamen Schloß oft endlos lang gewesen waren, ging nun bei seinen süßen Weisen die Zeit so rasch dahin, daß sie es gar nicht gewahr wurde, wie es schon dunkelte. Nun mußte er wieder nach Hause, denn sein Vater wollte es nicht leiden, daß er über Nacht ausblieb. Aber als er wegflog, bat sie ihn gar sehr, den andern Tag wiederzukommen und ihr etwas vorzuspielen. Das tat er gern und kam nun alle Tage, und sie gewannen sich bald so lieb, daß sie nicht mehr voneinander lassen konnten. So lebten sie eine Weile heimlich vermählt miteinander und sie trug schon ein Kind von ihm unter dem Herzen, während ihr Vater nicht ahnte, in welcher Gefahr seine Tochter schwebte.

Nun wollte der König auch einmal sehen, was seine Tochter mache und fuhr nach dem Turme hin, aber wie erschrak er, als er sah, daß seine Tochter und ihre Magd nicht mehr allein waren. „Aber wie ist das möglich?" fragte er im höchsten Zorn; „wer war denn bei dir?" — „Der Engel Gabriel," antwortete sie. „Was Gabriel, du sollst verbrannt werden, sogut wie jede andere." So mußte sie vom Turme wieder in die Stadt. Dort wurde ein großer Haufen Holz und Stroh zusammengefahren, auf dem sollte sie verbrannt werden. Als nun der Tag herankam, war der Königssohn, der von allem, wie es zugegangen war, Kunde bekommen hatte, auch auf dem Marktplatz und hatte seine Flügel verborgen bei sich. Wie sie nun auf dem Scheiterhaufen saß und dieser angezündet werden sollte, trat der Königssohn vor und sprach: „Sie ist unschuldig, ich habe sie verführt; ich bin der Mann, der verbrannt werden muß, verbrennt mich!" — „Ach was, Torheit!"

sagte der König, der das gehört hatte, „darüber habe ich kein Gesetz gegeben; sie soll und muß verbrannt werden." Der Königssohn lief nach dem Scheiterhaufen und stellte sich zu ihr hin und rief: „Nun zündet nur an!" Sie mochten sagen, was sie wollten, sie konnten es ihm nicht ausreden, so daß der König sprach: „Wenn das so ist, so ist der eine auch nicht besser als die andere; zündet nur an."

Während sie das Feuer anfachten, spannte der Prinz seine Flügel an, und als das Feuer stärker war und der Rauch wolkendick aufstieg, nahm der Prinz die Königstochter auf den Rücken und flog mit ihr im dicksten Rauche davon, so daß niemand sah, wo sie blieben, und flog nach seines Vaters Hause. Der Vater war damit zufrieden, daß seine Sohn ihm eine Schwiegertochter ins Haus brachte; und als nun die Hochzeit gegeben werden sollte, schrieb der Prinz an den König, der sein Schwiegervater werden sollte, er möge doch auf seine Hochzeit kommen, denn er wolle heiraten. Aber der König entschuldigte sich, er sei in schwerer Trauer und könne nicht kommen. Da schrieb der Königssohn wieder, wenn er nicht komme, so müsse er das ansehen, als suche er Streit mit ihm, und kündigte ihm den Krieg an. Der König wollte lieber hingehen als Krieg haben und entschloß sich, mit seiner Frau zur Hochzeit zu ziehen. Als sie nun auf die Hochzeit kamen, sahen sie wohl den Bräutigam, aber nicht die Braut. Das verdroß sie und sie wünschten auch die Braut zu sehen. Wie sie ihnen nun vorgestellt wurde, fragte der Bräutigam die beiden Eltern, ob sie die wohl auch kennten. Das verneinten sie, sagten aber: „Wenn wir nicht gewiß wüßten, daß unsere Tochter tot ist, so würden wir wohl sagen, daß es unsere Tochter sei; aber darum sind wir ja gerade in so schwerer Trauer, sie ist ja verbrannt." Der Königssohn sprach: „Seht einmal recht zu, ob sie's nicht ist," und gut und wohl, sie war es. Nun ging es an ein Küssen und Liebhaben, und der Prinz erzählte ihnen, wie sich das zugetragen hätte, und sie freuten sich, daß es so gegangen, und war die Hochzeit noch nicht gut gewesen, so wurde sie jetzt gut.

Die dummen Tierlein

Es isch emol e Bibbele g'sinn, diß isch uff'm Feld spaziere gange. Uff einsmols fangt's an ze laufe, bis e-n-Endele zuem kummt. 's Endele het g'said: „Bibbele, was laufsch so?" — „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."
Derno isch's Endele au mitgeloffe. In e 're Wyl kumme sie zuem e Gänsele, diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — „Endele het g'said: „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Endele, wer het dir's g'said?"—„'s Bibbele het merr's g'said."—„Bibbele, wer het dir's g'said?"—„'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."
Derno isch's Gänsele au mit geloffe. In e're Wyl kumme sie zuem e Hundele, diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Gänsele het g'said: „Ei, der Himmel will z'sammefalle!" — „Gänsele, wer het dir's g'said?"—„'s Endele het merr's g'said." — „Endele, wer het dir's g'said?" — „'s Bibbele het merr's g'said." — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."
Derno isch 's Hundele au mit geloffe. In e 're Wyl kumme sie zuem e Haizel, diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Hundele het g'said: „Ei der Himmel will z'sammefalle!" — „Hundele, wer het dir's g'said?"—„'s Gänsele het merr's g'said." — „Gänsele, wer het dir's g'said?" — „'s Endele het merr's g'said." — „Endele, wer het dir's g'said?" — "'s Bibbele het merr's g'said." — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle!"
Derno isch 's Haizel au mit geloffe. In e 're Wyl kumme sie zuem e Kälwel, diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Haizel het g'said: „Ei der Himmel will z'sammefalle." — „Haizele, wer het dir's g'said?" — „'s Hundele het merr's g'said!" — „Hundele, wer het dir's g'said?" — "'s Gänsele het merr's

g'said." — „Gänsele, wer het dir's g'said?" — „'s Endele het merr's g'said." — „Endele, wer het dir's g'said?" — „'s Bibbele het merr's g'said!" — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle!"

Derno isch 's Kälwel au mit geloffe. In e're Wyl kumme sie zuem e Biewele, diß het g'said: „Iehr Dierle, werum lauffe-n-err so?" — Derno hänn sie alli geruefe: „Ei, der Himmel will z'samme-falle!" — „Wo denn?" — „'s isch im Bibbele schunn e Stäckele uff's Wäddele g'falle!"

Derno het sie's Biewele mitgenumme unn het sie under e Kirsch-baum g'fiehrt unn het anfange ze schiddle, derno sinn Kirsche-stiel erabg'falle, alle-n-uff d' Wäddele, unn's Biewele het g'said: „Sehn, iehr dummi Dierle, 's Bibbele isch underm Kirschbaum durchgange, derno isch em e Stiel uff's Wäddele g'falle, derno het's gemeint, jetz will der Himmel z'sammefalle." Do henn sich die Dierle so g'schämmt, daß sei alli uße'nander geloffe sinn. Sie laufe noch, wer eins dervon fangt, derf's b'halde!

Das Borstenkind



Eine Königin saß vor ihrem Palaste unter einer großen Linde und schälte sich Äpfel; ihr dreijähriger Sohn spielte um sie herum und hätte auch gerne ein Stückchen gehabt. Weil ihm aber seine Mutter nichts geben wollte, hob er die Schalen auf und aß sie. Als die Königin das sah, vergaß sie sich und rief im Ärger: „Ei, daß du ein Schweinchen wärest!" Siehe, da war der Königs-knabe plötzlich ein Schweinchen und quiekte und lief hinaus zur Herde.

Nun lebten an dem Saume des Waldes zwei arme Leutchen, die hatten keine Kinder und das schmerzte sie sehr; sie saßen aber gerade vor dem Hause, als am Abend die Schweine heimkehr-

ten. Da sprach die Frau zu ihrem Manne: „Wenn uns Gott doch ein Kind bescherte, und wäre es auch so rauh und borstig wie ein Schwein!“ und sieh, da kam gleich aus der Herde ein junges Schweinchen herangelaufen und schmeichelte und streichelte sich an die Alten und wollte nicht von ihnen, so daß sie sahen, ihr Wunsch war erfüllt. Nun nahmen sie es zu sich in die Stube wie ihr Kind, pflegten es fein, gaben ihm zu fressen Semmeln und Milch und machten ihm auch ein weiches Bettchen. Frühmorgens, wenn man die Herde trieb und das Horn ertönte, konnte es das Schweinchen daheim nicht aushalten, und man ließ es hinaus, und es lief mit; abends kehrte es immer wieder heim und dann liebkosten es der Mann und die Frau und es grunzte vor Freuden; aber was merkwürdig war, es konnte auch sprechen wie ein ordentlicher Mensch; es wuchs sehr langsam, und erst nach siebzehn Jahren war es endlich ein ganz großes Eberschwein. Da geschah es, daß eines Abends die beiden Eheleute untereinander sprachen: der König habe ausgeschrieben, er wolle seine einzige Tochter nur dem zum Weibe geben, der drei Aufgaben löse; aber noch habe kein Königssohn die Aufgaben lösen können. Da richtete sich auf einmal ihr Borstenkind pfeilgerade empor und sprach: „Vater, führt mich zum König und verlangt für mich seine Tochter!“ Der Mann erschrak über diese Kühnheit so sehr, daß ihm der Atem eine Zeitlang stehen blieb. „Wo denkst du hin, mein Sohn, was würde mir der König tun, wenn ich es wagte, so ein Verlangen zu stellen!“ Aber das Borstenkind ließ nicht ab und schrie und grunzte dem Manne tagtäglich in die Ohren: „Vater, kommt zum König, ich kann das nicht länger aushalten, kommt nur, es wird Euch nichts geschehen!“ Endlich gab der Mann nach, nahm Abschied von seiner Frau und wanderte der Königsstadt zu. Sie kamen ans Schloß; es wurde das Tor geöffnet, das Schwein aber wollte man nicht hineinlassen; doch drängte es sich durch alle Wachen hindurch bis in das Vorzimmer des Königs; hier blieb es zurück. Der Mann trat zitternd vor den König und bat für seinen Sohn um die Hand der Prinzessin. „So bringt ihn herein, daß ich ihn sehe!“ Als nun der Bauer die Türe öffnete, stürzte der Eber mit einem

„Roh, roh!“ hinein. „Was ist das?“ schrie der König wütend, „ist das dein Sohn?“ — „Ja!“ stammelte der Mann. „Wie kannst du dich unterstehen, mit dem garstigen Tier zu mir zu kommen?“ Da rief er schnell seine Diener und ließ den Mann samt dem Schwein in den tiefsten Kerker werfen. Nun klagte und jammerte der alte Mann und sprach zu seinem Borstensohn: „Siehst du es jetzt, wohin du mich gebracht hast!“ — „Laßt das nur gut sein, es wird schon anders werden!“ Am andern Morgen sollte der Alte gehängt und das Schwein erschlagen werden. Da bedachte sich der König und sprach: „Wohlan, ich will Gnade ergehen lassen; wenn dein Sohn, ob er nun auch ein garstiges Tier ist, die drei Aufgaben lösen kann, so soll er meine Tochter zur Gemahlin bekommen, und ich will dich dazu noch mit reichen Geschenken entlassen; löst er sie aber nicht, so hat dein und sein Leben ein Ende!“— „Jetzt haben wir gewonnen!“ sprach das Borstenkind zu seinem Vater und tröstete ihn. Abends ließ der König sagen: Bis zum andern Tage solle das Schloß, in dem er wohne, von purem Silber sein, sonst nichts mehr. Da hörte man in der Nacht nur einigemale ein Knarren und Krachen; dann war es still.

Als am Morgen der König erwachte und die Sonne durchs Fenster schien, blendete ihn das Licht so sehr, daß er die Augen schließen mußte; er stand auf und sah, daß alles von Silber war. „Das ist gelungen,“ sprach er, „aber die zweite Aufgabe wird er nicht lösen!“ Abends ließ der König sagen: Bis zum andern Morgen solle seinem Schlosse gegenüber sieben Meilen weit ein ebenso großes Schloß aus purem Golde gebaut sein. Man hörte in der Nacht wieder nur einigemal ein Krachen und Brausen, und es ward still. Als am Morgen der König erwachte, strahlte ein so reicher Glanz auf ihn durch die Fenster, daß er fast erblindete; er sprang aus dem Bette, und so wie sich seine Augen ein wenig gewöhnt hatten, sah er auf einmal in der Ferne das goldene Schloß. „Ha, auch das ist gelungen!“ rief er und erstaunte nicht wenig; „die dritte Aufgabe kann er mir dennoch unmöglich lösen!“ Abends ließ der König sagen: Bis zum andern Morgen solle von dem einen Schlosse bis zum andern eine Brücke gebaut sein aus lauter Diamantkristall, so daß der König gleich darauf

hinüber spazieren könne. Man hörte wieder in der Nacht einigemal klirren und klappern, dann war es still. Es war aber noch lange nicht Tag, als der König erwachte, und es schien so hell durch die Fenster, als stehe die Sonne schon lange am Himmel; er sprang aus dem Bett und sah neugierig hinaus. Da konnte er sich vor Erstaunen nicht fassen, als er sah, daß aller Glanz von der wundervollen Brücke kam, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen.

Er ließ nun seine Tochter vor sich rufen und sprach: „Du siehst, die drei Aufgaben sind gelöst; du mußt nun das Weib dessen werden, der sie gelöst hat!" — „Ja, mein Vater!" sprach die Königstochter, „das will ich auch gerne tun, da Ihr's gelobt habt!" Aber die Königin war untröstlich, wollte nicht und sprach: „Was, soll meine Tochter einen wilden Eber zum Gemahl haben und von den spitzen Borsten zerstochen werden?" — „Das läßt sich einmal nicht ändern!" sprach der König, „ich habe mein Wort gegeben," und ließ alsbald den Mann aus dem Gefängnis holen mit seinem Sohne, und die Hochzeit wurde gefeiert; dann zog der Alte reich beschenkt nach Hause. Als aber am Abend die Königstochter in das Schlafzimmer ging, zitterte und zagte sie, und ihre Mutter weinte immerfort und nahm zuletzt Abschied, als sähe sie ihre Tochter zum letztenmale lebendig. Als eben alles still war, warf das Eberschwein plötzlich sein rauhes Kleid ab, und es lag neben der Königstochter ein Jüngling von wunderschöner Gestalt und mit goldenen Haaren. Die Königstochter verlor alsbald alle Furcht aus ihrem Herzen, und etwas anderes zog darin ein. Da erzählte ihr der Jüngling, er sei ein verwünschter Königssohn, er werde aber bald ganz erlöst sein, nur solle sie Geduld haben und schweigen. Am frühen Morgen, als es kaum dämmerte, ertönte das Horn des Hirten; der Jüngling sprang auf, warf sein Borstenkleid um und lief grunzend zur Herde.

Die alte Königin hatte die Nacht nicht geschlafen; sie kam ganz früh hin, um zu sehen, ob ihre Tochter noch lebe; weil aber alle Türen offen standen, ging sie immer näher und näher, bis sie ihre Tochter allein im Bett erblickte; sie schlief noch, allein ihr

Gesicht war so verklärt, als habe sie einen lieblichen Traum. „Lebst du, mein liebes Kind?“ rief endlich die Königin. Da erwachte sie und war munter und fröhlich. Die Mutter hätte nun gern gleich alles gewußt; allein sie konnte der Tochter lange nichts entlocken; zuletzt aber sagte diese doch ganz leise und im Vertrauen: „Mutter, mein Gemahl ist kein Eberschwein, sondern ein wunderschöner Königssohn mit goldenen Haaren; das Borstenkleid legt er ab, wenn er ins Bett kommt.“ Da war die Mutter aber ganz neugierig und paßte in der kommenden Nacht und sah durch eine Mauerritze ins Schlafgemach. Da überzeugte sie sich, daß ihre Tochter die Wahrheit gesprochen. Als das Horn des Hirten am frühen Morgen wieder ertönte und der Gemahl der Königstochter sein Borstenkleid umwarf und zur Herde eilte, da kam die Königin auch sogleich zu ihrer Tochter mit frohem Gesicht und sprach: „Warte nur, du sollst bald immerfort, auch am Tage, deinen Mann in seiner Schönheit sehen. Wenn er heute abend heimkehrt und im Bette schläft, lasse ich den Ofen heizen und das Borstenkleid hineinwerfen; dann muß er so bleiben, wie er ist!“ Der Königstochter pochte das Herz vor Freude und Angst, sie wollte und wollte auch nicht und dachte an das Verbot ihres Gemahls; allein ihre Mutter redete ihr so viel zu, daß sie sich beruhigte. Und in der Nacht, als der Gemahl der Königstochter schlief, wurde ihm das Borstenkleid heimlich fortgenommen und in dem Ofen verbrannt. Als am andern Morgen das Horn des Hirten wieder ertönte, sprang er auf, suchte sein Kleid, aber vergebens; endlich merkte er, was vorgegangen war, da wurde er auf einmal ganz traurig und klagte: „Wehe, du hast nicht geschwiegen, meine Erlösung hast du vereitelt; jetzt bin ich verwünscht weit weg ans Ende der Welt, und keine sterbliche Seele kann dahin gelangen, um mich zu erretten!“ Damit ging er hinaus und war auf einmal verschwunden.

Nun fing aber die Königstochter an zu jammern und zu klagen, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen, und das ganze Schloß war bald auf und ihre Mutter lief zu ihr hin und fragte: „Was fehlt dir denn, liebes Kind?“ — „O Mutter, Mutter, wie habt Ihr so schlecht getan; mein Liebster ist nun verwünscht

ans Ende der Welt, und keine Seele kann ihn erretten!" Nichts konnte sie trösten, was man ihr immer sagen mochte. Nach einigen Tagen sprach sie: „Vater und Mutter, lebt wohl! Ich kann nicht länger hier bleiben; ich muß hingehen ans Ende der Welt und meinen Liebsten suchen." — „O mein Kind," sagte der Vater, „das Ende der Welt ist gar weit, bis dahin kannst du nie und nimmer gelangen!" — „Ich muß hin, Vater, ich kann hier so nicht aushalten!" Da gab man ihr sieben Kleider und sieben Paar Schuhe und einen Sack mit Brot auf den Weg, und als sie Abschied genommen hatte, ging sie in einem fort, ohne zu ruhen und zu rasten, denn sie wollte keinen Augenblick verlieren. Endlich sah sie keine Menschenwohnungen mehr; da ging sie noch schleuniger, denn sie dachte, das Ende der Welt müsse jetzt bald da sein; aber es zeigte sich noch lange nicht; endlich erblickte sie in weiter, weiter Ferne wieder ein einsames Häuschen; sie eilte, wie sie nur konnte, darauf los, und als sie es erreicht hatte, kehrte sie ein; es wohnte aber da der Wind. Sie fragte in bittendem Tone, ob es noch weit sei bis zum Ende der Welt. Der Wind sah gleich, daß es eine Unglückliche war, und sprach: „Oh, mein gutes Kind, das kann ich dir nicht sagen; aber sieh, schwinge dich hier auf mein Flügelroß und reite zum Mond; vielleicht kann der dir Auskunft geben. Wenn du da bist, so springe nur ab, dann kommt mein Roß schon allein zurück; aber sieh, ich schenke dir ein Mäuschen, vielleicht kannst du es einmal brauchen!" Die Königstochter dankte dafür, setzte sich auf das Roß des Windes und flog fort zum Mond.

Als dieser von weitem die traurige Gestalt kommen sah, erbarmte er sich und dachte gleich: „Die drückt ein Unglück!" und kam ihr freundlich entgegen. Sie sprang ab, und sogleich lief das Roß des Windes zurück. Sie trug nun ihre Bitte vor, aber der Mond wußte leider auch keine rechte Antwort; „besteige," sagte er, „mein Roß und reite zur Sonne, die wird gewiß das Ende der Welt kennen, denn sie ist sehr weit gereist ist! Ich schenke dir aber hier eine silberne Nuß, verwahre sie wohl, sie wird dir einmal gute Dienste tun!" Sie dankte, setzte sich auf das Roß des Mondes und flog zur Sonne; es war schon Abend, als sie hingelangte

und die liebe Sonne war von ihrer Tagesarbeit eben nach Hause gekommen. Die Königstochter grüßte wie eine Unglückliche und sprach: „Liebe Sonne, kannst du mir nicht sagen, wo und wie weit noch das Ende der Welt ist?" Da sah die liebe Sonne gleich, daß die Fremde ein schwerer Kummer drücke, und sprach mitleidig: „Oh, mein armes Kind, das weiß ich wohl, aber das ist sehr weit! Wenn du bis morgen warten kannst, so will ich dich hinführen!" Aber die Königstochter bat so flehentlich und sprach: sie dürfe keinen Augenblick ruhen, bis sie hinkomme. Da sagte die Sonne: „Wenn das so ist, so will ich dir meinen Wagen und meine Rosse geben; fahre nur hier auf der Nachtbahn fort, meine Kinder, die Sterne, werden dir den rechten Weg zeigen! Wenn du beim Abendstern bist, so hast du nicht mehr weit zum Ziele, dann springe nur ab, und meine Rosse kommen mit dem Wagen schon zurück. Sieh, ich schenke die eine goldene Nuß, vielleicht kannst du sie einmal brauchen!"

Die Königstochter dankte freundlich der milden Frau, setzte sich auf den Sonnenwagen und fuhr in einem fort den Himmel entlang. Sie kam zuerst zum Morgenstern; der kam gleich dienstfertig heran und zeigte der Königstochter den rechten Weg und nun kam sie zu allen Sternen, die wir am Himmel sehen, und jeder war willfährig und behilflich; endlich gelangte sie zum Abendstern; der wohnte in einem einsamen Häuschen am Meere; er war eben eingeschlafen und wunderte sich nicht wenig, als er den glänzenden Sonnenwagen sah, der doch vor kurzem dagewesen war. Sogleich sprang er aus dem Bett und ging hinaus; da stieg eben die Königstochter aus dem Wagen, und alsbald flogen die Sonnenrosse auf dem Nachtwege zurück, damit die liebe Sonne am Morgen ihre Fahrt zur rechten Zeit antreten könne. Nun erzählte die Königstochter dem Abendstern ihre ganze Geschichte und er sprach voll Mitleid: „Harre nur aus, du bist bald am Ziel! Siehst du dort in der Ferne jene Insel, da weilt dein Gemahl, und morgen gerade soll er mit der Tochter des Königs vom Weltende Hochzeit halten! Ich führe dich jetzt gleich hinüber, stelle dich dann nur als Bettlerin vor den Königspalast; das aber bist du in Wahrheit, denn von der weiten Reise sind

deine Schuhe und Kleider, wie ich sehe, abgerissen. Wenn dann am Morgen der Zug in die Kirche geht, so öffne nur die Nuß, die dir der Mond gegeben hat, da findest du ein silbernes Kleid, lege es an und gehe mit zur Kirche, das übrige wird sich von selbst ergeben!" Nun schenkte der Abendstern der Königstochter auch eine sterngefleckte Nuß und führte sie auf seinem goldenen Kahne hinüber, und sie stellte sich in ihrer zerrissenen Kleidung an die Pforte der Königsburg. Als nun die junge Frau in vollem Schmuck zur Kirche ging und die Arme erblickte, rief sie zornig: „Jagt mir fort die zerlumpte Bettlerin!" Diese lief auf die Seite, nahm aber schnell ihre silberne Nuß hervor, öffnete sie, und alsbald erhob sich daraus ein wunderschönes silbernes Kleid; sie zog es eilig an und ging zur Kirche.

Als die Leute den wunderbaren Glanz sahen, so erstaunten sie, und alles blickte hin auf die Fremde im Silberkleid. Die Braut stand eben vor dem Altare neben ihrem Bräutigam und sah auch das wundervolle Kleid. Da rief sie ihrem Bräutigam zu: „Nein, bis ich nicht ein solches Kleid habe, will ich nicht dein Weib werden!" Sie ging vom Altare weg und nach Hause. Die Fremde in ihrem Silberkleid war aber zuerst aus der Kirche hinausgegangen, hatte schnell ihr Kleid abgelegt und sich wieder in ihre Lumpen gehüllt. Nun fragte man sogleich im ganzen Königreich nach, aber ein solches Kleid war nigends zu finden; da ließ die Bettlerin der Königstochter sagen, wenn sie ihr erlaube, eine Nacht in dem Schlafgemach ihres Bräutigams zu wachen, so wolle sie ihr das Kleid verschaffen. Die Königstochter bewilligte das gern, sie ließ aber ihrem Bräutigam die Ohren verstopfen und einen Schlaftrunk geben. In der Nacht nun kniete die Bettlerin an der Lagerstatt ihres Gemahls und erzählte ihm wehklagend ihre Mühen und Leiden: „Sieh, ich bin dir gefolgt bis ans Ende der Welt, sieben Kleider und sieben Paar Schuhe habe ich zerrissen, so höre doch und erbarme dich meiner Not um des Kindes willen, das ich unter dem Herzen trage!" Aber der Königssohn schlief einen eisernen Schlaf und hörte nichts.

Am folgenden Tag, als die Königsbraut das silberne Kleid angetan hatte, war sie fröhlich, und nun ging sie wieder zur Kirche,

um sich trauen zu lassen. Da nahm die Bettlerin ihre goldene Nuß hervor, und darin lag ein Kleid aus lauter Gold; sie legte es an und ging auch zur Kirche. Eben sollte über das neue Paar der Segen gesprochen werden, da sah die Frau die Fremde im goldnen Kleide. Sogleich rief sie: „Nein, bis ich nicht ein solches Kleid habe, kann ich nicht dein Weib sein!“ und ging aus der Kirche wieder stracks nach Hause. Die Fremde war wieder zuerst hinausgegangen, hatte sogleich ihr goldenes Kleid in die Nußschale gelegt und sich in ihre Lumpen gehüllt. Man fragte im ganzen Reiche umsonst nach einem solchen Kleide; da ließ die Bettlerin der Königsbraut sagen: wenn sie ihr erlaube, wieder eine Nacht im Schlafzimmer ihres Bräutigams zu wachen, so wolle sie ihr das Kleid verschaffen. Die Königstochter willigte ein, ließ jedoch abermals ihrem Bräutigam die Ohren verstopfen und einen Schlaftrunk reichen. Als nun in der Nacht die Unglückliche wieder an der Lagerstätte ihres Gemahls kniete und ihm ihre Not klagte, so war alles umsonst, er schlief fest und hörte nichts.
Den folgenden Tag ging es wieder zur Kirche; die Braut hatte das goldene Kleid angelegt, und Schöneres konnte man sich nicht denken. Die Bettlerin nahm jetzt ihre sterngefleckte Nuß vom Abendstern hervor und daraus zog sie ein Kleid, darauf war der ganze Sternenhimmel der Nacht zu sehen. Als sie in die Kirche trat, sprach eben der Geistliche den Segen; kaum hatte die Braut aber die Fremde im Sternenkleid erblickt, so rief sie dem Priester zu: „Halt, bis ich nicht ein solches Kleid habe, will ich nicht das Weib dieses Mannes sein!“ Sie eilte stracks nach Hause, und man fragte im ganzen Reich nach einem solchen Kleid; das war aber noch weniger zu finden, als das goldene und silberne. Da ließ die Bettlerin der Königstochter wieder sagen, wenn sie ihr erlaube, die Nacht im Schlafgemach des Bräutigams zuzubringen, so würde sie es ihr verschaffen. Die Braut war das zufrieden, sie ließ aber ihrem Bräutigam auch diesmal die Ohren wohl verstopfen und ihm einen Schlaftrunk reichen. Als in der Nacht die Arme zum drittenmal vor dem Bett ihres Gemahls kniete, fing sie an bitter zu weinen und zu klagen: „Ach, er wird wieder schlafen und nicht hören, und nun habe ich nichts

mehr, das mich zu ihm führen kann!" Da nahm sie das Mäuschen aus ihrem Busen und sprach: „Liebes Mäuschen, kannst du mir nicht helfen?"
Das Mäuschen sprang sogleich auf das Bett, kroch dem Schlafenden in die Ohren und nagte die Stöpsel durch, aber der Junge schlief noch fest, denn der Schlaftrunk tat seine Wirkung; da biß das Mäuschen ihm in die Ohren, daß das Blut rann; endlich schlug er die Augen auf und rief: „O weh, was ist das?" Zugleich sah er die unglückliche Gestalt vor seinem Bette. „Lieber Gemahl, wachst du endlich? Sieh, das ist die dritte Nacht, daß ich bei dir war!" und erzählte ihm nun ihre ganze Geschichte: „Ich bin dir gefolgt bis ans Ende der Welt, sieben Kleider und sieben Paar Schuhe habe ich zerrissen, erbarme dich doch meiner Not um des Kindes willen, das ich unter dem Herzen trage!" Da fiel ihr Gemahl ihr um den Hals und rief: „O du mein treues Weib, so war es kein Traumbild, das mir die beiden vergangenen Nächte während des Schlafes so lieblich vorschwebte, du bist es selbst, die ich so lange vermißt habe. Nun bin ich durch deine Treue vollends erlöst. Fahre wohl, du stolze Königstochter vom Weltende, dich brauche ich nicht, ich habe mein treues Weib wieder!" Darauf machten sie sich auf der Stelle fort und flohen aus der Königsburg ans Meer. Da war eben der Abendstern mit seinem Kahn und hatte einen Weltpilger herübergeschafft. Er nahm die beiden freundlich auf und führte sie hinüber. Es wurde gerade Tag und die Sonne trat auf der andern Seite der Welt ihre Arbeit an. Da sprach der Abendstern: „Bleibet in meiner Hütte den heißen Tag über, wenn die Sonne abends mit ihrem Wagen kommt, so wird sie euch dann mitnehmen." Das taten sie auch, zumal die Königstochter gern, denn sie hatte sich bisher ja keine Ruhe gegönnt.
Als aber am Morgen die Königstochter da drüben auf der Insel das prachtvolle Sternenkleid angelegt hatte und zur Kirche gehen wollte, so fand man ihren Bräutigam nicht; man sagte ihr aber: in der Nacht sei so und so ein Jüngling mit einer Bettlerin zum Meere geflohen und beide seien vom Abendstern im Kahne hinübergeschifft worden. „Ha, die verwünschte Bettlerin und der

falsche Abendstern!" Sie tobte und wütete noch lange fort, allein es half das Alles nichts; denn über das Meer hinaus hatte sie keine Macht. Während aber die beiden Flüchtlinge in der Hütte des Abendsternes verweilten, ging gerade das Jahr zu Ende seit ihrer Hochzeit, und die junge Frau gebar einen wunderschönen Knaben, der hatte ein Antlitz silberweiß wie der Mond und Locken von Gold wie die Sonne und Augen wie der Morgen- und Abendstern. Als die Sonne am Abend anlangte, so hatte sie große Freude über das glückliche Paar und das schöne Kind; sie nahm sie willig in ihren Wagen auf und fuhr auf dem Nachtwege schnell zu ihrer Wohnung, wo sie am späten Abend anlangte; hier war schon der Mond, der Aufträge von der Sonne erwartete. Er freute sich auch, als er die Glücklichen sah. Die Sonne befahl ihm, er solle die guten Leute bis zu seiner Wohnung mitnehmen und dann dem Winde auftragen, sie bis zu den Menschenwohnungen zu begleiten. Der Mond nahm sie alsbald auf sein Roß und ritt heim. Da war auch schon der Wind und wartete auf den Mond, um Befehle zu empfangen. Der Wind freute sich auch über alle Maßen, als er die Königstochter wieder sah und ihren Gemahl und das schöne Kind, und besonders als er hörte, daß sein Mäuschen so gute Dienste getan. Der Mond sagte ihm, was er zu tun habe, und der Wind nahm die Glücklichen auf sein Roß und führte sie in einem fort, bis in die Nähe der Menschenwohnungen. Da setzte er sie nieder, nahm herzlichen Abschied und ritt heim. Sie aber wanderten jetzt zu Fuße fort und trugen ihr Kind abwechselnd auf den Armen und waren selig. Endlich gelangten sie in das Königreich, wo der Vater der Königstochter herrschte. Es ist nicht zu beschreiben, welch ein großer Jubel im ganzen Lande entstand und wie alle Wege mit Blumen bestreut und alle Tore festlich geschmückt waren, als sie einzogen! Der alte König gab bald die Krone seinem Schwiegersohne, und dieser lebte mit seiner Gemahlin noch lange glücklich und zufrieden.

Der Büttel im Himmel



Ein ganzer Gemeinderat war nach und nach mit Tode abgegangen und in den Himmel gelassen worden; zuletzt kam auch der Büttel noch an und wollte hinein. Allein Petrus wies ihn ab und sagte: „Das wird mir zu viel! Da sitzt schon der ganze Gemeinderat drin; für dich ist kein Platz mehr!“ Sprach der Büttel: „Darf ich hinein, wenn ich den Gemeinderat herausschaffe?“ — „Ja, das darfst du,“ sagte Petrus, „wenn du es kannst.“ — „Oh, so öffne mir nur ein klein wenig die Tür!“ bat der Büttel. Da machte Petrus die Himmelstür so weit auf, daß der Büttel nur gerade mit einem Auge hindurchsehen und mit einem Finger eine Wink geben konnte, wobei er rief: „Pst! pst! ihr Herren! haußen gibt's an Weinkauf.“ Und wie der Blitz eilte der ganze Gemeinderat sogleich zum Himmel hinaus, und als er nun draußen war, ging der Büttel hinein, und Petrus schloß hinter ihm die Türe zu.

Der Federkönig



Es waren einmal ein Paar arme Leute auf dem Feld und hatten auch ihr kleines Kind mit, das lag in einer Schaukel, die war aus Windeln und hing an vier Stecken. Auf einmal kam eine wilde Katze aus dem Wald, nahm das Kind und trug es fort in ihre Höhle; sie tat ihm aber nichts zuleide, sondern pflegte es, brachte ihm Kräuter, Wurzeln und Erdbeeren, so daß es keine Not litt. Also wuchs es da auf in der Höhle; es war aber ein Knabe, und wie der groß war, sprach die Katze zu ihm: „Nun sollst

du die Königstochter heiraten!" — „Aber ich bin ja nackt," sprach der Knabe, „wie soll ich vor den König gehen!" — „Mache dir keine Sorgen, ich will dir gleich ein Kleid schaffen." Da lief die Katze in den Wald und hatte ein silbernes Pfeifchen, sie blies einmal und zischelte und raschelte dann, und alsbald kamen viele Vögel und wilde Tiere zusammen. Sie nahm von jedem Vogel eine Feder, machte daraus ein Kleid und brachte es dem Knaben; dann führte sie ihn zu den Tieren und sprach: „Jetzt gehe zum König, diese Tiere müssen dir nachfolgen, dann sage beim Eintritt: „Herr König, der Federkönig schickt Euch dies Geschenk!" Also ging der Knabe in die Burg und sagte so, wie ihn die Katze gelehrt hatte.

Als der König die vielen Tiere sah, freute er sich und sprach: „Das muß ein reicher König sein!" Den folgenden Tag schickte die Katze den Knaben wieder mit vielen Tieren hin und beschied ihn, er solle sagen: „Das ist wieder ein Geschenk vom Federkönig," und wenn der König sich verwundere und sage: „Wie lieb wäre es mir, wenn ein so reicher König meine Tochter zur Frau nähme," da solle er nur sprechen: „Ja, das werde der Federkönig gerne tun und nach drei Tagen werde er kommen und Hochzeit halten." So geschah es, wie der Knabe in die Burg kam. Der König freute sich über das neue Geschenk und verwunderte sich sehr und sagte, wie er so sehr wünsche, daß ein so reicher König seine Tochter zur Frau nähme. Da antwortete der Knabe, wie ihn die Katze gelehrt hatte, der Federkönig werde das gerne tun und nach drei Tagen kommen und Hochzeit halten. Als die Zeit um war, lief die Katze wieder in den Wald und blies auf dem silbernen Pfeifchen dreimal und zischelte und raschelte dreimal nach Katzenart. Da kamen alle Vögel und wilden Tiere zusammen, und die Katze wählte jetzt die schönsten und farbigsten Federn und machte daraus einen Mantel, der glitzerte und glänzte wie der Sternenhimmel, und gab ihn dem Knaben. Diesmal ging auch die Katze mit nach Hofe. Als sie nicht weit vom Schlosse waren, sprach sie zum Knaben: „Jetzt wirf dein altes Federkleid fort, ich bringe dir gleich schöne Kleider aus dem Schlosse; denn den Federmantel sollst du nur zum Schmuck gebrauchen." Damit lief sie

schnell ins Schloß und rief: „Nur schnell königliche Kleider her, der Federkönig kommt und ist in einen Sumpf gefallen, er braucht frische Kleider!“ Da gab der König seine besten Kleider hin, und die Katze lief damit und brachte sie dem Knaben und kleidete ihn an.

Also kam er jetzt in die Burg, und ihm folgten alle Tiere nach. Wie er aber eintrat ins Schloß, legte er den Federmantel um, der glitzerte und glänzte, daß man es kaum aushalten konnte. Da freuten sich der König und die Königstochter über den reichen Bräutigam. Als aber die Hochzeit vorüber war, sprach der König: „Ich möchte doch gerne dein Land und deinen Palast sehen, ich fahre mit!“ Wie nun der Federkönig mit seiner jungen Frau im Wagen saß, sah er immer auf seine schönen Kleider und nicht auf seine Frau. Das merkte die Katze, sprang ihm in den Nacken und tschack! kratzte sie ihn einmal. „Sieh doch auf deine Frau!“ flüsterte sie, „wenn du aber dich wieder vergissest und man dich fragt, warum du immer auf deine schönen Kleider schauest, so sage, du habest daheim viel schönere.“ Damit lief die Katze fort und war immer voraus. Der Federkönig sah bald wieder auf seine schönen Kleider. Da fragte ihn die junge Frau: „Warum das?“ Er antwortete: „Ich habe daheim viel schönere.“ Nun kam die Katze zu einer großen Schafherde; sie lief zum Hirten, sprang ihm in den Nacken und tschack! kratzte sie ihn einmal, daß ihm das Blut floß. „Wenn man dich fragt, wem diese Herde gehöre, so sprich: ‚Dem Federkönig!‘ sonst komme ich wieder und zerkratze dich ganz.“ Als nun der König und das junge Paar hinkamen, fragte der König den Hirten: „Wem gehört denn diese schöne Herde?“ Der Hirt sprach: „Die gehört dem Federkönig,“ denn er wollte nicht noch einmal so gekratzt werden. „Ja, die ist mein,“ sagte gleich der Knabe, denn er merkte, das hatte die Katze so angestellt.

Bald darauf kamen sie zu einer großen Büffelherde; die Katze war aber schon dagewesen und hatte den Hirten auch einmal gekratzt und ihm gesagt, wenn er nicht spreche, die Herde gehöre dem Federkönig, so werde sie ihn ganz zerkratzen. Als nun der König fragte: „Wem gehört denn die schöne Herde?“ so sprach der

Hirte: „Na, die gehört dem Federkönig," denn er wollte nicht noch einmal zerkratzt werden. „Ja, die ist mein," sagte der Junge im Wagen, und der König wunderte sich sehr und sprach: „Ich hätte doch nie geglaubt, daß du so reich wärest!" Danach kamen sie auch zu einer Roßherde; auch da war die Katze schon gewesen und hatte den Hirten gekratzt und ihm gesagt, wie er sprechen müsse; und als der König fragte: „Wem gehört denn die große Roßherde?" so sprach er: „Na, dem Federkönig!" denn er wollte nicht noch einmal gekratzt werden. „Ja, die ist auch mein!" sagte der Junge im Wagen. „Jetzt glaube ich, daß du viel reicher bist und auch daheim alles viel schöner haben wirst, als ich!" sprach der König.

Endlich gelangten sie in ein Schloß, das gehörte einem mächtigen Zauberer; da war alles von Gold und Silber, Kristall und Edelsteinen, auf das schönste geordnet, und der Tisch stand gedeckt; sie setzten sich gleich und aßen. Die Katze aber blieb vor der Türe und hielt Wache. Nicht lange, so kam der Zauberer und polterte und lärmte: „Räuber in meinem Schloß, an meinem Tisch! Aha! wehe euch!" Die Katze aber stand in der Türe und ließ ihn nicht ein und sprach: „So sage mir nur erst, bist du wirklich der große Zauberer, für den man dich hält? Man erzählt, du könntest dich in was immer, in große und kleine Tiere verwandeln!"—„Ja, das ist mir eine Kleinigkeit!" sprach er und verwandelte sich gleich in einen Löwen. Da fürchtete sich die Katze und sprang aufs Dach. „Das ist wohl gegangen!" rief die Katze; „nun aber möchte ich sehen, ob du dich in ein kleines Tier, in eine Maus, verwandeln kannst, das ist gewiß schwer und dir nicht möglich!" Sogleich verwandelte sich der Zauberer in eine Maus, und im Nu sprang die Katze vom Dache herunter auf die Maus und zerriß sie.

Nun rief sie den Jungen aus dem Saal hinaus und sprach: „Meiner Hilfe bedarfst du nicht weiter, das Schloß und alles, was darin und darum ist, und die großen Herden, die du gesehen hast, sind nun wirklich dein, denn ich habe den Zauberer, dem das alles gehörte, umgebracht! Jetzt aber verlange ich von dir einen Dienst; nimm dein Schwert und schlage mir das Haupt ab." Aber der Junge wollte nicht und sprach: „Wie könnte ich so

undankbar sein!" — „Wenn du es nicht gleich tust, so kratze ich dir die Augen aus!" Da nahm er ein Schwert, und auf einen Hieb flog das Haupt fort; aber sieh, da stand auf einmal eine wunderschöne Frau. Der Junge nahm sie gleich an den Arm und führte sie hinein an die Tafel und sprach: „Das ist meine Mutter!" Die Frau aber gefiel dem alten König sehr, und weil seine erste Gemahlin gestorben war, so nahm er ihre Hand und sprach: „Sollen wir nicht auch Hochzeit feiern?" Sie war nicht dawider, und so dauerte das Fest noch acht Tage. Darauf zog der alte König mit seiner neuen Frau heim; der Junge aber mit der Königstochter blieb im Zauberschloß und war reicher als sieben Könige.

Der Zwergenberg



Ein Müller hatte drei Söhne, und die konnte er in der Seele nicht ausstehen, und eine Tochter, und die war sein Augapfel. Als die Söhne nun soviel von ihrem Vater leiden mußten, da sprach der Älteste zu seinen Brüdern: „Ich gehe nach dem Zwergenberg, und wenn ich da ein Zwergenmützchen erwischen kann, dann sind wir alle glücklich und brauchen unsern Vater nicht mehr." Da sprachen die beiden andern: „Tu' das, Brüderchen;" und er machte sich auf die Reise und ging weit, weit fort bis an den Zwergenberg, wo er sah, wie die Zwerge eben ihre Mützchen in die Höhe warfen und sie wieder erschnappten. Ganz stille legte er sich auf den Bauch und schlich durch das Gras bis an den Berg, und kaum war er da, als ein Mützchen neben ihn hinfiel; schnell griff er danach, aber der Zwerg, dem des Mützchen gehörte, war noch schneller als er und bekam sein Mützchen wieder, und rief zugleich alle die andern Zwerge herbei; da fielen die über den Ältesten her und machten ihn tot.

Als der Älteste nun nicht wiederkehrte, sprach der Mittlere zum

Jüngsten: „Ich gehe nach dem Zwergenberge, und wenn ich da ein Zwergenmützchen erwischen kann, dann sind wir glücklich und brauchen unsern Vater nicht mehr.“ Da sprach der Jüngste: „Tu' das, Brüderchen,“ und er machte sich auf die Reise und ging weit, weit fort, bis er zum Zwergenberg kam, wo die Zwerge eben wieder mal ihre Mützchen in die Luft warfen. Auf Hand und Fuß kroch er durch das Gras, und als er am Berge war, da fiel ein Mützchen neben ihn hin und er griff danach; aber der Zwerg war schneller und bekam sein Mützchen wieder und schrie die andern zusammen, und sie machten auch den Mittleren tot. Als der nun auch nicht wiederkehrte, da sprach der Jüngste zu sich: „Ich will nach dem Zwergenberg gehen und sehen, ob ich ein Zwergenmützchen erwischen kann; dann bin ich glücklich und brauche meinen Vater nicht mehr.“ Das tat er auch und schlich ganz, ganz leise zum Berge und legte sich da stille hin. Kaum lag er da, als ein Mützchen neben ihm zur Erde fiel; er hütete sich aber, danach zu greifen und ließ den Zwerg es wiedernehmen. Einen Augenblick nachher fiel ein zweites zu seiner Seite nieder, aber er ließ es wieder liegen und den Zwerg es nehmen. Gleich darauf fiel ein drittes, das faßte er schnell, ehe der Zwerg noch hinzugeschossen war, und steckte es in die Tasche. Da kamen die Zwerge alle bittend und jammernd zu ihm und weinten und flehten: „Ach, gib uns das Mützchen wieder, ach gib uns doch das Mützchen wieder!“ Das tat er aber nicht, sondern er befahl den Zwergen, daß sie ihn in den Berg führten, und sie gehorchten ihm alsbald und brachten ihn in den Berg und in einen schönen Saal, dessen Wände glänzten von lauter Karfunkelstein und in der Mitte stand ein prächtiger Leuchter, aus einem einzigen Edelstein gemacht. Da sprach er: „Wenn ihr mir den Leuchter schenkt und drei Karren Goldes gebt, dann will ich euch euer Mützchen wiedergeben.“ Das mußten die Zwerge zufrieden sein, und sie gruben ihm drei Karren Goldes und trugen den Leuchter vor den Berg, und da gab er ihnen das Mützchen wieder. Das Gold und den Leuchter fuhr er mit sich und wurde ein reicher Mann und baute sich ein schönes Haus und war der glücklichste Mensch auf der Welt.

Goldmariken und Goldfeder



Es war einmal ein Edelmann, der hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Goldmariken. Einst wollten ihre Eltern ausfahren und da wollte Goldmariken gerne mit, aber die Eltern wollten es nicht haben. Da blieb Goldmariken allein zu Hause. Nachts aber, als sie wieder nach Hause wollten, verirrten sie sich in einem großen Walde und konnten sich gar nicht wieder zurechtfinden. Endlich begegnete ihnen ein großer Pudel. „Ich will euch wohl auf den rechten Weg bringen," sagte der Pudel, „wenn ihr mir das geben wollt, was aus eurem Hause euch zu erst begegnet." Da dachten die Eltern gleich an ihr liebes Goldmariken und fürchteten, sie möchte ihnen zuerst entgegenkommen; aber da das Wetter immer schlimmer ward und sie den Weg ganz verloren hatten, so willigten sie endlich ein und versprachen dem Pudel, was er verlangt hatte; denn sie dachten, vielleicht kommt auch unser Hofhund zuerst an unsern Wagen. Nun waren sie bald zu Hause; aber die erste, die ihnen entgegenkam, war richtig doch niemand anders als Goldmariken. Da sprach der Pudel: „Jetzt gehört sie mir und nicht mehr euch." Und so sehr die Eltern nun auch baten, er möge sich alles andere nehmen und ihnen nur ihr liebes Goldmariken lassen, dem Pudel war es gerade recht, daß er Goldmariken haben sollte; darum half all ihr Bitten nichts. Nur drei Tage wollte er Frist geben, dann würde er wiederkommen und sie abholen.

Goldmariken benutzte nun die Zeit, um von allen Verwandten und Bekannten Abschied zu nehmen; da gab es unter diesen ein großes Jammern und Wehklagen, sie selbst aber blieb ganz ruhig und zufrieden. Am letzten Abend sagte Goldmariken zu ihrer Mutter: „Nun will ich unserer alten Nachbarin auch noch Adieu sagen." — „Meine Tochter," antwortete die Mutter, „was willst du doch bei der alten Frau tun?" — „Ja," sagte Goldmariken,

„ich will und muß dahin." Und als sie zu der Alten kam, sagte diese: „Fürchte dich nicht, mein Kind, ich will dich heute abend, wenn du diese Nacht bei mir schlafen willst, das Wünschen lehren, daran sollst du dein ganzes Leben denken, und das wird dir viel nützen." Goldmariken ward ganz froh und ging zu ihrer Mutter, um zu sagen, sie wolle diese Nacht bei der Nachbarin schlafen. Da sagte die Mutter: „Was willst du doch bei der Alten schlafen?" Aber Goldmariken hörte nicht darauf, sondern ging des Abends doch hin.

Sie gingen nun miteinander zu Bette, und als Goldmariken am andern Morgen aufstand, konnte sie alles zaubern, was sie wollte. Sie dankte der Alten von Herzen und hoffte nun durch ihre Kunst ihre Eltern sehen zu können, so oft sie wollte.

Als sie nun nach Hause kam, war der Pudel auch schon da, sie abzuholen. Goldmariken nahm Abschied von ihren bekümmerten Eltern, sagte aber nichts davon, daß sie das Wünschen gelernt hatte. Wie sie aufs Feld kamen, sprach der Pudel: „Setze dich auf meinen Rücken, so will ich dich wohl zur Stelle bringen." Goldmariken tat das, und es dauerte nicht lange, so machten sie halt vor einem Hause, darin wohnten zwei Mädchen; da gingen sie hinein, und der Pudel verwandelte sich gleich in ein altes Weib, das war die Mutter von den beiden Mädchen. „Nun, sprach sie, „habe ich drei Mädchen, daran ich mich ergötzen kann. Du, Goldmariken, sollst es recht gut bei mir haben, wenn du immer gehorsam bist." Goldmariken versprach das, und wenn die Alte sagte: Goldmariken tue dies oder das, so konnte sie immer leicht damit fertig werden, denn sie wünschte sich nur immer alles zurecht. Einst ging die Alte wieder als Pudel in den Wald, da fand sie einen jungen hübschen Mann, der hatte sich verirrt, und hieß Goldfeder. Der Pudel sprach zu ihm: „Ich will dich hinausführen, wenn du mir versprichst, nachher zu mir zu kommen und bei mir zu bleiben." Goldfeder antwortete, daß er nichts dazu sagen könnte, denn er sei eines Königs Sohn und müsse zuvor erst mit seinem Vater sprechen. Endlich aber, da er sich gar nicht zurechtfinden konnte, mußte er doch ja sagen und dem Pudel versprechen, ihm zu gehören; da brachte der Pudel Gold-

feder aus dem Wald an den Hof seines Vaters. Aber nach drei Tagen kam er wieder, um Goldfeder abzuholen. Der Vater wollte es nicht zugeben,.mußte aber doch darein willigen, denn der Pudel sprach: „Goldfeder hat es selber zugesagt, und er muß Wort halten." Da mußte Goldfeder mit, und er kam dahin, wo Goldmariken war. Goldmariken sprach zu Goldfeder: „Nimm dich in acht vor der Alten, denn das ist keine Gute, und sie kann mehr als Brot essen. Morgen sollst du gewiß Gras mähen." — „Ja," sagte Goldfeder, „das kann ich nicht, ich weiß nicht, wie ich das machen soll."

Am Abend sagte auch die Alte zu ihm: „Goldfeder, du könntest eine Sense zurechtmachen, denn morgen sollst du Gras mähen." Da ging Goldfeder zu Goldmariken und sagte: „Ich soll eine Sense zurechtmachen und verstehe es nicht." — „O," sagte sie, „klopfe nur ein bißchen auf die Sense, dann wird sie bald fertig werden." Das tat Goldfeder, und die Sense ward gleich zurecht. Am andern Morgen sagte die Alte: „Goldfeder, gehe hin und mähe das Gras!" Er ging aber erst zu Goldmariken und fragte sie: „Wie fange ich das an? Ich verstehe nichts davon." Goldmariken antwortete: „Streiche du nur die Sense, daß es klingt, gegen die Zeit, wenn dir die Alte Essen bringt." Nun ging Goldfeder auf die Wiese und legte sich erst nieder und schlief; zu der Zeit aber, als ihm das Essen gebracht werden sollte, strich er die Sense, daß es klang; da fiel alles Gras mit einemmal um. Nun kam die Alte, und da sie sah, daß alles getan war, lobte sie ihn wegen seines Fleißes und versprach ihm, daß er es gut dafür haben sollte.

Am andern Tage sprach die Alte wieder zu Goldfeder: „Heute, mein Sohn, geh' hin und mache ein Beil scharf, dann sollst du Holz hauen!" Er aber wußte wieder nicht, wie er ein Beil scharf machen sollte, ging darum wieder zu Goldmariken, um sich Rat zu holen. Goldmariken sagte: „Nimm einen Stein und streich das Beil nur zwei, dreimal darauf her und hin, dann wird es wohl scharf sein." Goldfeder strich das Beil auf einem Stein zwei, dreimal her und hin und in einem Augenblicke hatte er es scharf. Bald darauf sagte die Alte: „Nun geh' in den Wald und hau' mir Holz!"

Er ging, aber er konnte gar nichts abkriegen. Endlich kam Goldmariken und brachte ihm Frühstück. „Ach," sagte er, „du mußt mir doch wieder helfen, denn ich verstehe das Holzhauen nicht!" — „Ja," sagte sie, „ich soll dir immer helfen und du hilfst mir nie!" — „O, süßes Goldmariken," antwortete Goldfeder, „glaube mir, ich will dich auch immer lieb haben und nie verlassen, so lange nur noch ein Tropfen warmes Blut in mir ist. Hilf mir nur auch diesmal aus der Not!" — „Nun denn," sagte sie, „so kehre nur das Beil um und schlage an den Baum!" Er tat es, und da lag in einem Augenblick alles Holz umgehauen.

Mittags, als die Mutter kam, wunderte sie sich, daß er so fleißig gewesen sei, lobte ihn und versprach ihm, daß er es auch ferner gut haben sollte. Als Goldfeder nun abends nach Hause kam, legte er sich auf sein Bette und dachte viel an seine Eltern, aber mehr noch an Goldmariken.

Am andern Morgen sprach die Alte: „Du kannst wohl ein Paar Harken zurechtmachen, denn heute sollt ihr das Heu kehren und eintragen." — „Mutter," sagten die Töchter, „wie sollen wir das Heu eintragen? Das geht doch wohl nicht an." — „Ja," sagte sie, „das soll geschehen und ihr müßt es tun!" Da ging Goldfeder hin, und nachdem Goldmariken ihm geholfen, waren die Harken fertig. Als nun die beiden Töchter mit Goldfeder hinaus auf die Wiese gingen und auch Goldmariken kam, sagte Goldfeder leise zu ihr: „Wie sollen wir nun das Heu eintragen?" — „Nimm du nur," sprach sie, „wie ich es mache, einen Stock auf den Nacken; dann wird das Heu schon einkommen." Als nun die beiden Töchter mit einer Tracht Heu voraufgingen, so nahmen Goldmariken und Goldfeder ihre Stöcke auf den Nacken, und alles Heu kam hinter ihnen her, und bald hatten sie es da zusammen, wo es liegen sollte. Da kam die Alte und lobte Goldfeder und die anderen, daß sie alle so fleißig gewesen waren.

Nun sollte er am Tage darauf das Holz nach Hause tragen. Als er aber hinging, konnte er gar wenig fortbringen und war gleich müde; da klagte er es wieder Goldmariken. Die aber sprach: „Mache es nur so wie beim Heu," und als Goldfeder das tat,

war gleich alles Holz zu Hause. Nun sprach die Alte: „Mache jetzt auch ein Paar Spaten zurecht, denn morgen sollst du Lehm graben, und mache auch Formen zu Mauersteinen, denn du sollst mir Lehmsteine streichen." — Goldmariken mußte ihm wieder helfen, da waren Spaten und Formen bald fertig, und als er nun Lehm graben sollte und nichts herausbringen konnte, kam Goldmariken und sagte ihm, er sollte nur tüchtig mit dem Spaten stoßen, dann würde Lehm genug herausfliegen. Als Goldfeder nun mit der Arbeit fertig war, da kam die älteste Tochter und lobte ihn gar sehr; aber Goldmariken sprach: „Ihr lobt mir ihn allzuviel, ich habe doch auch mit gearbeitet." Aber die Tochter meinte, Goldfeder verdiente noch viel mehr Lob. „Das bedeutet nichts Gutes für mich," sagte Goldmariken zu Goldfeder, als die Tochter nachher weggegangen war, „daß sie dich so sehr lobte," aber Goldfeder antwortete: „Ich will dir ganz gewiß treu bleiben, liebes Goldmariken, so lange ich lebe." Als jetzt die Alte kam, sagte sie, er solle Lehmsteine streichen. Goldfeder tat das, und als sie trocken waren, sollte er sie nach Hause schaffen, aber sie waren ihm viel zu schwer. Da ging er wieder zu Goldmariken, sich Rats zu holen. „Du bist doch recht ein Dummerjan," sagte sie, „ich hab' es dir ja so oft gesagt, du solltest nur einen Stock auf den Nacken nehmen, dann würde alles wohl nachkommen." Goldfeder nahm einen Stock auf den Nacken, und alle Steine folgten ihm. Nun sprach die Alte: „Verstehst du auch einen Ofen zu bauen?" — „Nein," sagte er, „aber ich will mir Mühe geben." Goldfeder machte sich ans Werk, konnte aber weder Lehm zurechtmachen, noch die Steine legen; er ging also wieder zu Goldmariken, daß sie ihm aus der Not hülfe. „O, du verstehst auch nichts," antwortete sie, „nimm einen Stock und schlage in den Lehm, dann wird er wohl was taugen, und beim Mauern kannst du ja nur ein bißchen auf einen Stein pinken, dann wird der Ofen wohl fertig!" Während der Arbeit kam nun die Alte, um nachzusehen, und als er fragte, ob sie zufrieden sei, bejahte sie es. Aber als er fertig war, kam Goldmariken zu ihm und sprach: „Wir müssen uns nun bald reisefertig machen, denn ich habe die Alte sagen hören, daß wir ihr zu klug

würden, und wenn der Ofen fertig sei, sollten wir darin gebraten werden. Darum sage ich dir, Goldfeder, wenn dir dein Leben lieb ist, so verlasse mich nicht, denn du allein vermagst nichts gegen sie. Morgen will sie dich ruhen lassen, um dich übermorgen zu braten, darum sei auf deiner Hut."

Goldfeder wurde ganz bange; es kam aber so, wie Goldmariken gesagt hatte. „Morgen," sagte die Alte zu ihm, „kannst du ausruhen." Aber ganz frühe, da es eben Tag wurde, stand Goldmariken auf und weckte Goldfeder. Sie machten sich schnell reisefertig, und als sie davongehen wollten, spuckte Goldmariken ihre Kammertür zweimal an auf beiden Seiten und sprach: „Wenn die Alte mich zum ersten Male ruft, dann antwortest du: ‚ich komme', und ruft sie zum zweiten Male, so antwortest du! ‚ich komme gleich'." Morgens schrie die Alte nach Goldmariken; da antwortete die Tür aus der Kammer: „Ich komme!" Als sie aber zum zweiten Male rief, antwortete die Tür aus der Küche: „Ich komme gleich!" Aber niemand kam. Da stand die Alte endlich auf, sah in der Kammer und in der Küche nach; da waren Goldmariken und Goldfeder fort. Nun weckte sie schnell ihre beiden Töchter und sprach: „Steht auf, Goldfeder und Goldmariken sind fort, und ihr müßt ihnen nach. Geh du zuerst," sprach sie zu der jüngsten, „am Abhange vor dem blauen Berge steht ein Rosenbusch mit einer verdorrten Rose, die mußt du auf jeden Fall abpflücken und mir bringen." Die Tochter ging und eilte den Flüchtlingen nach. Die waren schon eine gute Strecke gegangen, endlich aber sprach Goldmariken zu Goldfeder: „Tritt mir auf den linken Fuß und sieh mir über die rechte Schulter, ob jemand kommt. „Da sprach Goldfeder: „Die jüngste Tochter der Alten kommt uns nachgelaufen!" — „So will ich mich zu einem Rosenbusch und dich zu einer verdorrten Rose machen," sagte Goldmariken, „aber laß dich ja nicht abbrechen und stich tüchtig; denn bricht sie dich ab, so sind wir beide verloren!" Als nun das Mädchen an den Busch kam, wollte sie die Rose abpflücken, aber die stach so sehr, daß sie davon abstehen mußte. Da ging sie wieder nach Hause, aber von ihrer Mutter bekam sie viel Ausschelte, daß sie so dumm gewesen wäre.

Dann sprach die Mutter zu der ältesten Tochter: „Nun geh du aus, und wenn du über den blauen Berg kommst, so steht da eine weiße Kirche, darin steht ein Prediger auf der Kanzel, den fasse bei der Hand an und bring' ihn mit!"

Goldmariken und Goldfeder waren unterdes weitergegangen. Bald aber sprach Mariken wieder: „Tritt mir auf den linken Fuß und sieh mir über die rechte Schulter, ob uns auch jemand nachkommt!"—„Ja," sage Goldfeder, „die älteste Tochter kommt!"— „So will ich," sprach Goldmariken, „mich in eine Kirche, und dich in einen Prediger verwandeln, aber laß dich ja nicht anfassen, denn sonst sind wir verloren!" Nun kam die älteste Tochter und ging in die Kirche, aber zu der Kanzel konnte sie nicht kommen und mußte so wieder nach Hause. Nun aber ward die Alte schrecklich böse und lief gleich selbst fort. Da sprach Goldmariken wieder zu Goldfeder: „Tritt mir auf den linken Fuß und sieh mir über meine rechte Schulter, ob uns auch jemand nachkommt!" „Ja," sagte Goldfeder, „nun kommt die Alte selbst!" — „So will ich mich zu einem Teiche und dich zu einer Ente machen; aber ich sage dir, Goldfeder, laß dich nicht an das Ufer locken, daß sie dich fassen kann, ihre goldnen Ringe aber, die sie hinwerfen wird, dich zu fangen, die nimm, wenn du sie ohne Gefahr kriegen kannst!" Nun kam die Alte zum Teiche und lockte die Ente, die immer darauf herumschwamm. Sie warf ihre goldnen Ringe einen nach dem andern hinein, aber die Ente ließ sich nicht dadurch verführen, bis die alte Hexe zuletzt keinen Ring mehr hatte; da wurde sie so böse, daß sie den Teich austrinken wollte, und da legte sie sich nieder und trank so lange, bis sie zerplatzte. Nun nahmen Goldmariken und Goldfeder ihre wahre Gestalt wieder an und schwuren einander ewige Treue und daß sie sich nie verlassen wollten; von der Alten aber hatten sie nun nichts mehr zu fürchten.

Nach langer Wanderung kamen sie endlich in die Stadt, wo Goldfeders Vater wohnte und König war. Als sie nun vor das Schloß kamen und Goldfeder hinein wollte, sagte Goldmariken zu ihm: „Höre, Goldfeder, ich bitte dich nur um eins, damit du mich nicht, wenn du in deines Vaters Haus kommst, vergißt

und mich nicht hier draußen auf dem breiten Stein stehen läßt: hüte dich davor, daß dir jemand einen Kuß gibt; dann hat's keine Not, daß du mich sobald vergißt."

Goldfeder versprach das und gedachte der Warnung, als er ins Haus kam, und wie Vater und Mutter ihm entgegeneilten und ihn begrüßten wollten, küßte er sie nicht. Als er aber in die Stube trat, war da seine alte Braut, die hieß Menne; sobald sie ihn sah, sprang sie voll Freuden auf ihn zu und hatte ihn geküßt, ehe er sich's versah. Da war ihm in einem Augenblicke sein liebes Goldmariken aus dem Sinne. Das stand lange draußen auf dem breiten Stein und wartete, daß er sie holen sollte; als aber niemand kam, da weinte sie erst lange Zeit; und als sie sich ausgeweint hatte, ging sie fort, mietete ein kleines hübsches Haus, dem Schlosse gegenüber, und gab sich für eine Näherin aus. Da wohnte sie von nun an ganz allein, nur ein paar Tauben waren stets zur Gesellschaft bei ihr in der Stube, und auf dem Grasplatz hinterm Hause hielt sie sich ein kleines Kalb, das fütterte sie tagtäglich und hatte ihre Freude daran, es großzuziehen. Weil sie aber so geschickt im Nähen war, so bekam sie bald Arbeit vollauf; kein Mädchen, sagte man, in der ganzen Stadt wüßte es feiner und zierlicher zu machen, als Goldmariken.

Nun hatten die jungen Herren vom Schlosse und in der Stadt es aber auch bald herausgebracht, was Goldmariken für ein hübsches Mädchen sei, und sie wären gern mit ihr genauer bekannt geworden. Aber Goldmariken ließ sich nicht stören und sah gar nicht auf von der Arbeit, wenn sie immer vor ihrem Fenster auf und nieder gingen. Da waren nun drei Brüder unter den Hofleuten auf dem Schlosse, die waren vor allen andern in Goldmariken verliebt. Sie baten endlich ihre Mutter um etwas feine Leinwand, Goldmariken mache so niedliche Arbeiten, sie wollten sich von ihr Kragen nähen lassen. Der älteste ging zuerst hin, sagte Goldmariken guten Tag und setzte sich nieder und sprach mit ihr. „Morgen abend könnt ihr eure Kragen holen," sagte Goldmariken. Als er nun am andern Abend wiederkam, um die Kragen zu holen, da bat sie ihn, noch ein wenig zu bleiben; und so blieb er auch bis Bettzeit.

Da wollte er wieder fort; Goldmariken aber sagte: „Ihr könnt auch gerne diese Nacht bei mir bleiben." Damit war der junge Mann ganz zufrieden. Als Goldmariken aber zu Bette wollte, hieß sie ihn hingehen und die Haustür zuschließen, und als er das Schloß anfaßte, rief sie:

„Mann an Schloß und Schloß an Mann,
Daß ich geruhig schlafen kann."

Da saß er an der Tür fest und mußte die ganze Nacht da stehen bleiben. Morgens aber, als Goldmariken aufgestanden war, fiel es ihr ein, daß er da noch stehe, und sie sagte:

„Mann vom Schloß und Schloß vom Mann,
Daß er hereinkomme und sich für ruhigen Schlaf bedank'."

Da kam er herein, dankte für den ruhigen Schlaf, nahm seine Kragen, mit denen er sehr zufrieden war, und ging. Zu Hause aber sagte er nichts. Darnach sprach der zweite Bruder: „Heut abend muß ich hin."
Abends ging der nun zu Goldmariken und sagte: „Ich möchte gerne Kragen genäht haben, wie mein Bruder sie bekommen hat." — „Das kann geschehen," sagte Goldmariken, „sitzt nur ein wenig nieder und verweilt Euch." Der Abend ging nun so hin, Goldmariken nähte und sie sprachen miteinander; aber um Bettzeit wollte er fortgehen. Da sagte sie auch zu ihm, daß er diese Nacht gerne bei ihr bleiben könnte. Als sie aber zu Bette wollte, sprach sie: „Ich habe ganz vergessen, die Gartentür zuzumachen; wollt Ihr nicht so gut sein und es für mich tun?" — „Recht gern," sagte der junge Mann und lief schnell hin. Als er aber den Ring an der Tür angefaßt hatte, rief sie:

„Mann an Ring und Ring an Mann,
Daß ich geruhig schlafen kann."

Da konnte er nicht loskommen und mußte die ganze Nacht da stehen bleiben, bis morgens Goldmariken aufstand und sagte:

„Mann vom Ring und Ring vom Mann,
Daß er hereinkomme und sich für ruhigen Schlaf bedank'."

Dann ließ der Ring los, und er kam herein und bedankte sich für ruhigen Schlaf.

Als er nun mit seinen Kragen nach Hause kam, fragte ihn sein ältester Bruder gleich: „Wo hast du diese Nacht gestanden?" — „Was," antwortete er, „ich habe geschlafen."

„Das ist nicht wahr," sagte der Älteste, „sage mir, wo du gestanden hast, so sage ich dir, wo ich gestanden habe." Da sagte er: „Ich habe an der Gartentür gestanden." — „Und ich bei der Haustür," sagte der andere; nun aber machten sie es untereinander ab, ihrem jüngsten Bruder nichts davon zu sagen, damit er auch angeführt würde.

Der jüngste Bruder ging nun an diesem Abend hin. „Guten Abend, Goldmariken," sprach er, „willst du mir nicht ein paar Kragen nähen, wie meine Brüder sie bekommen haben, aber womöglich noch hübscher?" — „Herzlich gern," antwortete Goldmariken, „setze dich nur ein wenig nieder und warte." Als nun der Abend zu Ende war, bat sie ihn auch, diese Nacht bei ihr zu bleiben. Das wollte er gar gerne tun. Aber als Goldmariken zu Bette wollte, so sprach sie wieder: „Ach, mein Kalb ist noch nicht gefüttert, es geht auf dem Hofe, tu' mir den Gefallen!" — „Mit Freuden," sagte er und lief hinaus. Als er aber das Tau anfaßte, sprach sie:

„Mann an Tau und Tau an Mann,
Daß ich geruhig schlafen kann."

Da lief das Kalb mit ihm über Stock und Block, durch dick und dünn, die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen erinnerte Goldmariken sich, daß der junge Mann noch mit dem Kalb herum liefe, und sagte:

„Mann vom Tau und Tau vom Mann,
Daß er hereinkomme und sich für ruhigen Schlaf bedank'."

Nun kam er herein, dankte für ruhigen Schlaf und freute sich sehr über seine Kragen, die noch viel schöner waren als die seiner Brüder. Als er nach Hause kam und seine Brüder ihn fragten, gestand er nicht, daß er die ganze Nacht mit dem Kalbe herumgelaufen wäre.

Während dieser Zeit war es so weit gekommen, daß Goldfeder mit Menne Hochzeit geben sollte. Als nun der Wagen mit dem Brautpaar vom Schloß herunter kam und bei Goldmarikens Fenster vorbeifahren wollte, da wünschte sie, daß er sogleich vor ihrer Tür in einen tiefen Morast versinken sollte. Der Wagen blieb stecken, und Pferde und Menschen konnten ihn nicht von der Stelle bringen. Da ward der alte König sehr verdrießlich und befahl, es sollten mehr Pferde vorgespannt werden und mehr Menschen anfassen; aber es half alles nichts.
Unter den Hofleuten, die den Bräutigam zur Kirche begleiten sollten, waren nun auch die drei Brüder. Da sprach der älteste von ihnen zu dem König: „Herr König, hier in dem kleinen Hause wohnt ein Mädchen, die kann wünschen, was sie will; gewiß hat sie den Wagen hier festgewünscht!" — „Woher weißt du das denn, daß sie das kann?" sagte der alte König. Er antwortete: „Sie hat mich einmal an die Tür gewünscht, und da habe ich eine ganze Nacht daran stehen müssen!" — „Ja," sprach der zweite Bruder, „aber wenn sie einen festgewünscht hat, so wünscht sie ihn auch wieder los." — „Und woher weißt du das?" fragte der König. „Ich habe einmal eine ganze Nacht an ihrer Gartentür stehen müssen, aber am Morgen hat sie mich wieder frei gemacht." Da wollte der alte König schon zu Goldmariken hineinschicken, aber der jüngste Bruder sprach: „Herr König, das Mädchen hat auch ein Kalb, das hat Kräfte für zehn Pferde; laßt den Bräutigam nur hineingehen und sie bitten, es uns zu leihen; so wird der Wagen schon loskommen." — „Ja," sagte der Bräutigam, „das will ich schon tun," stieg aus dem Wagen und ging zu Goldmariken, und bat sie ganz freundlich, ihm ihr Kalb zu leihen; denn er hätte gehört, es hätte so viele Kräfte. Da antwortete sie: „Das Kalb könnt ihr gerne nehmen, aber ihr müßt mir versprechen, daß ich noch mit zur Hochzeit geladen werde und meine beiden Tauben auch." Der Bräutigam versprach ihr das, und als nun das Kalb vorgespannt wurde, zog es den Wagen ganz leicht heraus.
Als die beiden jungen Leute nun nach der Trauung nach Hause kamen und viele Gäste sich versammelt hatten, da kam auch

Goldmariken mit ihren beiden Tauben. Sie wurde freundlich empfangen nud in den Saal geführt; ihre Tauben aber blieben immer bei ihr und saßen ihr auf beiden Schultern. Nun ging es zu Tische, und köstliche Gerichte wurden aufgetragen; man setzte auch Goldmariken davon vor, aber sie aß keinen Bissen und saß ganz stumm und traurig. Da wunderten sich die Leute darüber, daß das schöne Mädchen so betrübt sei und nichts von den Speisen anrührte; als man sie darum fragte, da antworteten die Tauben:

„Täubchen, Täubchen mag nicht essen,
Goldfeder hat Goldmariken auf dem Stein vergessen."

Das hörte der Bräutigam, und er befahl den Dienern, ihr noch einmal, und zwar noch köstlichere Speisen vorzusetzen; aber Goldmariken rührte nichts an, und die Tauben sagten:

„Täubchen, Täubchen mag nicht essen,
Goldfeder hat Goldmariken auf dem Stein vergessen."

Da wurde der Bräutigam ganz nachdenklich, sah Goldmariken einmal recht genau an und erkannte sie. Dann sprach er zu seiner Braut: „Liebe Braut, du kannst doch eine Frage beantworten. Ich habe einen Schrank, dazu habe ich zwei Schlüssel, einen alten, den ich einmal verloren, nun aber wiedergefunden habe, und einen neuen, den ich für den alten, als er verloren war, anschaffte. Sage mir nun, welchen ich zuerst nehmen und gebrauchen soll, den alten oder den neuen?" Da antwortete sie: „Den alten mußt du erst brauchen!" — „Nun," sagte er, „so hast du dein eigen Urteil gesprochen, denn dies ist mein liebes Goldmariken, mit der ich Freud und Leid bei der alten Hexe im Walde geteilt habe, die mir allzeit half und mich gerettet hat, und der ich ewige Treue geschworen." Da mußte Menne von Goldfeder abstehen, und alle Leute, ihre und seine Eltern sagten, daß keine es auch mehr verdient hätte, seine Frau zu werden, als Goldmariken. So gaben sie denn Hochzeit und lebten viele, viele Jahre glücklich.

Die getreue Frau



Ein König hatte eine Tochter, die war überaus schön und klar von Angesicht und hatte eine gar feine und zarte Haut; wenn sie roten Wein trank, konnte man sehen, wie er ihr durch den Hals herunterlief. Die Welt war so erfüllt mit dem Ruf von ihrer Schönheit, daß selbst des Sultans Sohn aus der Türkei kam und um ihre Hand anhielt. Sie wollte jedoch nichts von ihm wissen und sprach, sie wolle keinen Heiden heiraten, der sei ihr zu schlecht, nur ihre Schuhe zu putzen.

Zu gleicher Zeit lebte in einem andern Königreich ein König, der hatte drei Söhne. Da er nicht wußte, wem von ihnen er nach seinem Tode das Königreich übergeben solle, so sprach er: „Geht auf Reisen, und wer von euch mir das Schönste mitbringt, der wird König." Sie zogen sofort aus, doch gereute es sie schon am dritten Tage, und die beiden Jüngsten sprachen zum Ältesten: „Lieber Bruder, gehe du nach Hause zurück und tritt die Regierung an, wir wollen in die Welt hinausziehen und sehen, wo unser Glück blüht." Sprach der Älteste: „Ich kann euch nicht ziehen lassen, wenn ihr mir nicht versprecht, treu zusammenzuhalten in Freud und Leid und euch nicht von einander zu trennen, auch sobald ihr euer Glück gefunden habt, zurückzukommen, damit ich mich mit euch darüber freue." Darauf gaben sie sich die Hände und schieden voneinander.

Nach langem Reisen kamen sie in das Königreich, wo die schöne Prinzessin wohnte. Da gefiel es ihnen so gut, daß sie beschlossen, dort zu bleiben, der eine wollte den Seedienst lernen, der andere unter die Landarmee treten. Da sie so schöne Leute waren, nahm der König sie alsbald an, und sie waren so gewandt und geschickt, daß in kurzer Zeit der Ältere Kapitän und der Jüngere Oberst wurde. Sie hatten so viel Geld von Hause mitgenommen, daß sie nicht zu knausern brauchten und ein herrliches Leben führen konnten. Da war kein Mangel an Dienerschaft und Pferden

und Wagen; jeden Tag fuhren sie um Mittag aus, und jeden Tag der Woche in einem andern Wagen mit sechs andern Pferden und andern Bedienten. Sie kamen dabei stets an dem Schlosse des Königs vorüber, und da wurde die schöne Prinzessin aufmerksam auf sie und kam jedesmal an das Fenster. Der jüngste der beiden Prinzen, der auch der schönste war, gefiel ihr gar sehr, und sie gewann ihn mit jedem Tage lieber, so daß sie zuletzt meinte, nicht ohne ihn leben zu können; sie mochte es aber niemand sagen, denn sie war gar stolz, und da sie alles so in sich verbergen mußte, fiel sie zuletzt in eine schwere Krankheit. Alle Ärzte im Lande mußten herbei, doch ihre Arzneien halfen nichts, und es wurde von Tag zu Tage schlimmer mit ihr. Da ließ sich endlich ein uralter Mann am Hofe melden, der hatte sein ganzes Leben hindurch die Welt bereist und kannte alle Kräuter; er hatte einen Trank ausgefunden, der jede Krankheit auf der Stelle heilte, wenn sie auch noch so gefährlich war. Der König führte ihn zu der Prinzessin, und kaum hatte der Alte sie gesehen, so sprach er: „Ich kann ihr helfen, aber ich muß mit ihr allein sein." Als der König fortgegangen war, gab ihr der Alte einen stärkenden Trank, dann sagte er: „Ihr habt kein körperliches Leiden, sondern eine Herzenskrankheit, und ich kann Euch nur helfen, wenn Ihr mir aufrichtig bekennt, was Euch drückt." Anfangs wollte die Prinzessin nicht mit der Sprache heraus, aber der Alte wußte ihr Vertrauen so zu gewinnen, daß sie ihm endlich alles bekannte, doch bat sie ihn, er solle sich nur nichts davon merken lassen.

Da ging der Alte zum König und sprach: „Ich habe die Krankheit wohl überwunden, aber es bleibt noch eine Schwäche zurück. Wenn die Prinzessin jetzt viel Leute sieht und die rechten Leute, die ihr schön zu erzählen und sie zu unterhalten wissen, dann ist die Schwäche auch bald gehoben, denn dann denkt sie nicht darüber nach."—„Wen will sie denn sehen?" fragte der König. „Von all meinen Hofherren will sie nichts wissen." — „Wen, das weiß ich nicht," sprach der Alte, „aber es sind zwei vornehme Herren in der Stadt, einer ist Kapitän und der andere Oberst; die könntet Ihr einladen." Der König freute sich über den guten Rat und sandte

sogleich einen Bedienten zu den beiden Prinzen, um sie zum Mittagessen einzuladen. Als der Bediente seinen Auftrag ausrichtete, gaben die Prinzen ihm keine Antwort; sie sagten zu dem Wirt, er solle ihnen das Essen wie jeden Tag bereithalten. Sie aßen wie immer zu Mittag, dann fuhren sie nach Gewohnheit aus und an dem Schlosse des Königs vorbei. Als der König das sah, fuhr er den Bedienten an, er habe wohl die Einladung nicht gehörig ausgerichtet, doch der sagte, das sei geschehen, die Herren hätten ihm aber keine Antwort gegeben. Da setzte sich der König des andern Morgens in seinen Wagen und fuhr selber zu den Prinzen, lud sie zu sich zu Tische und fragte auch, warum sie am vorigen Tage nicht gekommen seien. „Man kann auf anderer Leute Reden nicht gehen," sprachen sie. „Wenn wir so etwas auszurichten haben, tun wir es selbst." Das freute den König, denn er dachte, da sie so stolz wären, müßten sie wohl von vornehmer Herkunft sein, und er fragte sie, wer sie denn eigentlich seien? Als er nun ihre Abstammung vernahm, da war er gar außer sich vor Freude und sprach, sie dürften nicht mehr in dem Wirtshaus wohnen, sondern müßten in seinen Palast ziehen. Das taten sie, und als sie hinkamen, da war schon die Tafel gedeckt und alles aufs schönste bereitet. Beide mußten dem König bei Tische gegenübersitzen. Jetzt kam die Prinzessin, und als sie die beiden Kavaliere sah, zeigte sie den Augenblick auf den jüngeren und sagte: „Lieber Vater, diesen Jüngling erbitte ich mir zum Gemahl." Als der Jüngste sie nun so in ihrer ganzen Holdseligkeit sah, erwachte auch in seinem Herzen die Liebe zu ihr und die Vermählung ließ nicht lange warten; also wurden die beiden das glücklichste Paar auf Gottes Erdboden.

Ein paar Jahre hatten sie also beisammen gelebt, da sprach der Ältere: „Lieber Bruder, ich habe den Seedienst nicht umsonst gelernt und kann es auf dem Lande nicht länger aushalten. Zudem finde ich hier mein Glück nicht, darum muß ich es anderswo suchen und will nächstens mit einem Schiffe gegen die Seeräuber ziehen." — „Tu das nicht," sprach der Jüngste, „du weißt doch wohl, daß wir unserm Bruder versprochen haben, nicht voneinander zu weichen in Freud und Leid, laß uns darum Wort hal-

ten und treu zusammenbleiben. Wenn du dein Glück finden sollst, dann kannst du es hier so gut finden, wie in einem andern Weltteil." Der Ältere bestand aber darauf, er wolle fort, da sprach der Jüngere: „Wenn du gehst, dann kann ich nicht bleiben, denn ich halte mein Versprechen, wie hart es mir auch ankommt." Und er ging zu seiner Frau und sprach: „In acht Tagen verreise ich mit meinem Bruder, um ein wenig die Welt zu sehen; in Jahresfrist sind wir aber wieder zurück." Ach wie da die arme Prinzessin weinte und jammerte; es brach ihm fast das Herz, doch er ließ sich in seinem Entschluß nicht irre machen, denn sein Wort war ihm heilig. Als nun die Schiffe zur Abfahrt gerüstet dalagen, zog der Prinz sein Schwert und gab es seiner lieben Frau, indem er sprach: „Behalte dies Schwert als ein Zeichen von mir; solange es blank bleibt, geht es mir gut, und solange du keinen Rost oder Flecken darauf siehst, bin ich dir getreu und das bleibe ich dir bis in den Tod." Da gab ihm die Prinzessin ein blütweißes Hemd und sprach: „Das nimm als ein Zeichen von mir; solange es weiß bleibt, solange bleibt meine Treue unverletzt." Da küßten und umarmten sie sich unter vielen Tränen, und die beiden Brüder gingen zu Schiffe. Die Prinzessin aber schaute ihnen noch lange nach, bis die weißen Segel fern auf dem Meer verschwanden.

Als sie etwa acht Wochen auf dem Meere waren, da kamen eines Morgens drei Schiffe mit Seeräubern gefahren. Die umzingelten das Schiff, worauf die beiden Brüder sich befanden, und machten sie und alle andern, welche mit ihnen fuhren, zu Gefangenen. Dann fuhren sie mit ihnen nach der Türkei und verkauften sie dort als Sklaven. Da wurde ihnen eine schwere, schier unmögliche Arbeit aufgegeben; sie mußten aus einem Steinbruch einen Garten machen. Als aber eines Tages der türkische Prinz den Sklaven zusah, fragte er, warum des einen Bruders Hemd so schmutzig und zerrissen, das des andern aber so weiß und blank sei. Da erzählte ihm der mit dem weißen Hemd, wer sie seien und daß ihm seine Frau das Hemd gegeben hätte. Wie nun der Sohn des Sultans hörte, daß einer von ihnen der Gemahl der Prinzessin sei, die ihn so schimpflich abgewiesen hatte, da war seine Freude groß, und er sprach: „Ich gäbe euch nicht

um alles Gold auf der ganzen Welt, denn ich will mich an euch dafür rächen, daß die Prinzessin meinen Thron verschmäht hat; jetzt wird sie aber wohl zahm werden. Ihr seid Hunde und sollt bei den andern Hunden sitzen und mit ihnen fressen und schlafen." Da ging ein noch traurigeres Leben für die Brüder an und hundertmal beklagte der Ältere, daß er seinem Bruder nicht gefolgt und ihn auch ins Unglück gestürzt hätte. Bei den härtesten und schimpflichsten Arbeiten aber blieb an dem Hemde, das der Jüngere trug, kein Stäubchen hängen, und es war immer schloßenweiß, wie der frischgefallene Schnee; das war sein einziger und größter Trost in diesen schweren Tagen.

Die Prinzessin hatte unterdessen fleißig nach dem Schwerte geschaut und war von Herzen froh, daß es stets so hell und blank blieb. Eines Morgens aber, als sie es, erfreut darüber, in der Hand hielt und betrachtete, lief ein trüber Hauch darüber, und wie sie auch putzte und wischte, er wollte nicht weichen. Da ergriff ein schwerer Kummer ihr Herz, denn sie erkannte nun, daß ihrem lieben Gemahl ein Unglück begegnet sein müsse, und sie beschloß ihm nachzureisen, um ihn zu retten, koste es, was es wolle.

Als sie sich eben zur Abfahrt rüstete, kamen Boten in das Schloß und meldeten ihr, daß des Sultans Sohn aus der Türkei angekommen sei, der wolle zu ihr, da er viel mit ihr zu sprechen habe, und wolle gegen Abend kommen. Sie ließ ihm wieder sagen, er könne kommen, jedoch nicht zu einer andern Zeit, als zwei Stunden vor Mittag und sechs Stunden nach Mittag. Es dauerte nicht lange, da war er schon im Schlosse, trat mit heimtückischer Freude in ihr Zimmer und sprach: „Vor Zeiten habt Ihr meine Hand verschmäht, und einen armen Königssohn zum Gemahl genommen. Der ist jetzt mein Sklave und schläft bei den Hunden im Stall. Ich habe Euch aber immer noch lieb und frage Euch, ob Ihr jetzt meine Frau werden wollt und die mächtigste Fürstin auf der Welt. Bedenkt, daß Ihr ein solches Glück Euer Leben lang nicht wieder findet, denn Ihr bekommt die größten Schätze, die je Augen sahen, und es ist kein Wunsch, der Euch nicht sofort erfüllt würde." Die Prinzessin meinte vor Schmerz zu vergehen, als sie hörte, wie der Sultan von ihrem lieben Manne sprach.

Sie faßte sich jedoch und sagte: „Eure Gemahlin kann ich nie werden, und wäret Ihr selbst der Kaiser der ganzen Welt," und sie ging schnell in ihr Kämmerlein und ließ ihn stehen. Dort weinte sie sich recht aus, dann aber warf sie sich auf ihre Knie nieder und betete zu Gott, er möge ihr Kraft und Mut in ihren Leiden geben und ihr Vorhaben segnen, damit sie ihren lieben Gemahl aus seiner schmählichen Gefangenschaft befreie. Gott erhörte ihr Gebet und stärkte sie so wunderbar, daß sie die Kraft fühlte, alles zu wagen und zu unternehmen.

Vor der Stadt lag eine Kapelle und dabei ein Häuschen, da kehrten die Pilger ein, die nach Jerusalem gingen. Dahin schickte sie ihre treueste Dienerin und ließ einem der Pilger seine Kleider abkaufen. Die zog sie an, nahm ihre Harfe, die sie meisterlich spielte, und ging abends an den Strand, wo des türkischen Prinzen Schiffe lagen. Da setzte sie sich hin, schlug ihre Harfe und sang:

„Was fehlet dir, mein Herz,
Daß du in mir so schlägest?
Wie kommt es, daß du dich
So heftig in mir regest?
Warum bewegst du dich
Mit solcher starken Macht
Und störest meine Ruh,
Den süßen Schlaf bei Nacht?"

Der Sultanssohn, der gerade auf seinem Schiffe stand, horchte auf und ließ den Harfner zu sich rufen und sprach: „Wie kommst du zu diesen Liedern?" — „Das sind so meine Träume," antwortete der Harfner und sang weiter:

„Ich weiß die Ursach' wohl,
Darf selbst mich nur befragen;
Der Himmel hat jetzt Lust,
Mein Herze so zu plagen.
Es schlagen über mich
Die Unglückswellen her,
Ich schwebe voller Angst
Auf einem wilden Meer."

Dann fuhr er fort und sang in schönen Versen alles, was dem Sohn des Sultans mit der Prinzessin begegnet war. Da fragte der Prinz abermals: „Wie kommst du zu diesen Liedern?" — „Das sind so meine Träume," sprach der Harfner. Da rief der Sohn des Sultans erstaunt: „Du mußt mit mir ziehen, magst du dafür fordern, was du willst." — „Hier kann ich nichts fordern," sprach der Harfner; „ich will aber mit Euch ziehen und ein Jahr bei Euch bleiben. Wenn es mir dann bei Euch gefällt, bleibe ich, gefällt es mir nicht, so gehe ich, doch müßt Ihr mir zuvor schwören, daß Ihr mir drei Wünsche erfüllen und mich ziehen lassen wollt." Da sprach der Sultanssohn: „Ich gebe dir alles, was dein Herz begehrt, das schwöre ich dir beim Feuer und meinem Bart," und das ist der höchste Schwur, den die Türken tun. So blieb der Harfner auf dem Schiffe und fuhr am folgenden Tage frühmorgens mit dem türkischen Prinzen ab. Dieser gewann ihn immer lieber wegen seiner wunderschönen Lieder, so daß der Harfner ihn endlich, wie man zu sagen pflegt, um einen Finger wickeln konnte und nichts begehrte, was nicht sogleich erfüllt wurde.

Als sie in der Türkei angelangt waren, kam ihnen der Sultan mit seinem Geleit bis an den Hafen entgegen. Er fragte den Kronprinzen, was das für ein Mensch wäre. Er hatte nämlich in seinem Leben noch keinen Pilger gesehen. Der Kronprinz aber sagte: dies sei ein ganz heiliger Mann, den heiße man in England einen Pilger, den habe er dem Kaiser mitgebracht, weil er die Harfe so meisterlich spiele. Da mußte der Harfner gleich bei der Tafel musizieren und alle Gäste waren darüber außer sich vor Entzücken. Als das Mahl fast zu Ende war, kamen die beiden Sklaven, an jedem Fuß mit einer Kette gefesselt, herein, mußten unter den Tisch kriechen und die Brocken essen, die herabgeworfen wurden. Zum erstenmal seit langer Zeit bekam jetzt der Pilger die beiden Prinzen zu sehen und mußte sich Gewalt antun, daß er sich bei dem jammervollen Anblick nicht verriet. Er schnitt aber tüchtige Brocken Fleisch und Brot ab und reichte sie unter den Tisch. Da sagte der Sultan: „Du mußt das nicht so übertreiben; die werden hier als Hunde gehalten, es sind Skla-

ven, wie du wohl noch keine kennen wirst." Der Pilger aber antwortete: „Es ist so in meinem Gesetz, daß ich auch den Hunden geben muß." — „Wenn es so in deinem Gesetz ist," antwortete der Sultan, „dann soll es dir nicht verwehrt sein." Und der Pilger schnitt ihnen nun noch größere Stücke ab.

Nun geschah es einmal, daß der Sultanssohn nach Tische in dem Garten lustwandelte, in dem die Sklaven arbeiteten, und den Pilger kommen ließ, daß er vor ihm spiele. Da rührte er seine Harfe und sang:

„Ich kam vor kurzer Zeit
In einen schönen Garten,
Darin erblickte ich
Viel Blumen mancher Arten;
Und unter ihnen sah
Ich eine Rose blühn,
Nichts mehr verlangte ich,
Als sie zu mir zu ziehn."

„Das ist ein wunderliches Lied," sprach der Sultan, „aber sage mir nur, welche Rose du meinst, ich will sie dir gleich schenken." „Ach das sind so meine Gesänge, ich habe keine von Euren Rosen gemeint," sprach der Harfner und fuhr fort:

„Jetzt muß ich ganz betrübt
Aus diesem Garten gehn;
Niemand kommt fragen mich,
Wie es mir wird ergehn.
Wer meinen Zustand weiß,
Der spottet meiner nicht,
Sonst wollte wünschen ich,
Daß ihm wie mir geschicht."

„Was meinst du denn damit? Was betrübt dich denn?" fragte der Sultan und der Harfner antwortete: „Ach das sind so meine Lieder." Da sprach der Sultan und wies dabei auf die beiden Prinzen hin, die im Schweiß ihres Angesichts graben mußten: „Kennst du die Hunde dort? Die sind aus deinem Lande, gehe und sprich mit ihnen." — „Ich kenne sie nicht," erwiderte der Harfner, „aber

ich bin auch nicht aus dem Lande, wo du mich gefunden hast, ich bin viel weiter her, will aber doch mit ihnen sprechen, ob sie meine Muttersprache verstehen." Da ging er zu ihnen und machte allerlei Wischi waschi durcheinander daher, als ob er eine ganz fremde Sprache rede, doch die Prinzen sprachen: „Wir verstehen dich nicht," und das war ihnen nicht zu verdenken, denn das hätte kein Heidenkind verstanden. Der Harfner kam zum Sultan zurück und sprach: „Sie verstehen meine Sprache nicht, aber aus welchem Lande sind sie denn?" „Diese Hunde sind zwei Prinzen, welche ich gefangen halte, weil die Frau des einen meine Liebe verschmäht hat." — „Da geschieht ihnen recht." sprach der Harfner, „wenn sie aber mein wären, ließe ich sie feine Arbeiten machen, was die andern Sklaven nicht können. Sie müßten mir schöne Körbe flechten, Käfige schnitzen und solche Dinge, womit ich mein Haus und meinen Garten verzierte." Das sagte er aber, weil er wußte, daß die Prinzen diese Künste in ihrer Jugend gelernt hatten und damit sie nicht mehr so harte Arbeit tun müßten. „Das ist ein guter Gedanke," sprach der Sultan, „aber sie können es schwerlich." „Es kommt auf eine Probe an," erwiderte der Harfner. Da wurden ihnen Weiden und Messer und Holz gegeben und sie flochten und schnitzten so schön, daß der Sultan außer sich vor Freude war.

Als nun ein Jahr herum war, sprach der Hafner: „Ich bin es nun hierzulande müde und möchte fort. Vorher aber müßt Ihr mir Euer Versprechen lösen und mir meine drei Wünsche gewähren." Da antwortete des Sultans Sohn: „Sag mir, was du dir für drei Dinge wünschest und ich will sie dir gewähren." Da tat der Harfner, als ob er sich besänne und sprach alsdann: „Fürs erste wünsche ich mir den weißen Hund (das war nämlich der Prinz, welcher das weiße Hemd trug), fürs zweite den andern Hund, welcher immer bei ihm ist, und fürs dritte ein Schiff mit Geld und Mannschaft, um in mein Vaterland zu fahren."

Da machte der Sohn des Sultans ein saures Gesicht, der Harfner aber sprach: „Bedenkt Euren Schwur, ich verlange nur, was mir zukommt." Der Kronprinz erwiderte: „Du forderst

das Größte, was ich habe, aber da du mein Versprechen hast, sollst du alles bekommen," und er ließ den Prinzen die Ketten abnehmen und sie auf das Schiff des Harfners führen. Der Harfner fiel ihm zu Füßen und dankte ihm für das Geschenk, doch der Sultanssohn wollte nichts von Dank wissen und ging zornig weg.

Wer da glücklicher war, die Prinzessin, oder die beiden Prinzen, das ist schwer zu sagen. Gern hätten sie ihr für ihre Rettung gedankt, aber sie ging auf dem Schiffe nicht aus ihrer Kammer, ließ auch niemanden zu sich herein, außer einem Mädchen, das ihr das Essen brachte. Sie lag Tag und Nacht auf den Knien und dankte Gott für alle Gnaden, die er ihr erwiesen hatte, und bat ihn, ihr ferner auch beizustehen und sie nicht zu verlassen in Leid und Freude. Das Schiff flog schnell über das Meer dahin und landete bald in einem Hafen ihres Königreiches. Da ging sie aus ihrer Kammer hervor und ließ die beiden Prinzen zu sich kommen. Sie wollten sich vor ihr auf die Knie werfen, aber sie sprach: „Ihr braucht mir nicht zu danken, dankt Gott dem Herrn. Ich schenke euch eure Freiheit und alles was im Schiffe ist; aber bevor ihr ans Land tretet, sollt ihr hier niederknien und Gott die Ehre geben." Da knieten die Prinzen und beteten inbrünstig, sie aber schlich sich unterdessen in ihren Harfnerkleidern leise fort und ging auf heimlichen Wegen der Hauptstadt zu.

Unterwegs traf sie einen Pilger, der ging desselben Wegs. Sie fragte ihn, was man sich alles in der Stadt erzähle und wie es der Prinzessin ergehe. Der Pilger antwortete: „Man weiß nichts von ihr, sie ist weggegangen, seitdem der türkische Prinz da war, und kein Mensch kann sagen wohin. Die Minister haben ihrem Vater aber gesagt, sie gehe auf schlechten Wegen, und ihm so lange zugeredet, bis er an allen Straßenecken hat bekannt machen lassen, wer sie einliefere, der erhalte eine große Belohnung. Man will nämlich Gericht über sie halten, und dann könnte es leicht ein schlechtes Ende mit ihr nehmen." Die Prinzessin sprach: „Du kannst dir diese Belohnung verdienen, wenn du alles tust, was ich dir sage, und du bekommst noch viel mehr dazu." — „Wie

sollte das möglich sein?" fragte der Pilger. „Ich bin die Prinzessin," sprach sie und verabredete sich mit ihm, was er zu tun habe. Dann ging sie mit ihm in das Haus vor der Stadt, wo die Pilger einzukehren pflegten, und wechselte dort die Kleider; darauf band er sie und führte sie in das Gefängnis.

Am selben Abend langten die beiden Prinzen gleichfalls in der Hauptstadt an und wurden mit großen Freuden empfangen. Das erste, was der Jüngste aber sprach, war: „Wo ist meine liebe, getreue Frau?" Da traten die Minister zu ihm und antworteten: „Wir möchten lieber von ihr schweigen, aber da wir reden müssen, so müssen wir auch die Wahrheit sagen. Sie ist als eine feile Dirne im Lande herumgefahren und erst heute eingefangen und ins Gefängnis gebracht worden." Da nahm der Prinz das Hemd, welches er in der Gefangenschaft getragen hatte, und steckte es in den Kot, und als er es wieder herauszog, da war es noch so weiß wie frischer Schnee. Nun brachten die Minister Zeugen, welche aussagten, daß die Prinzessin zur Zeit, wo der Sohn des Sultans dagewesen, plötzlich verschwunden sei, und daß niemand sie seit dem Tage gesehen habe, und sprachen zu ihm: „Das Hemd kann Euch trügen, denn da sie so lange herumstreichen konnte, versteht sie sich gewiß auch auf Zauberkünste, darum darf man dem Hemde nicht trauen, und dem Recht muß sein Lauf gelassen werden." Der Prinz meinte, das Herz müsse ihm vor Leid zerspringen, als er das hörte, ach er hätte alles so gern nicht geglaubt, und er konnte doch am Ende nicht anders.

Am folgenden Tage wurde Gericht gehalten, und da sich die Prinzessin gar nicht verteidigte und kein Wort sprach, so wurde sie zum Tode am Galgen verurteilt. Als der Tag herankam, wo das Urteil sollte vollstreckt werden und man die schöne Prinzessin in groben Kleidern auf den Richtplatz führte, da war Trauer in der ganzen Stadt und wurde mehr geweint als gelacht. Auf dem Richtplatz war ein schwarzer Thron aufgeschlagen, worauf der Prinz saß, denn es war Sitte im Lande, daß niemand hingerichtet werden durfte, als in Gegenwart des Königs oder eines Prinzen. Als er seine Frau sah, da brach er in Tränen aus, denn er glaubte immer noch, sie müsse unschuldig sein und hielt

sich beide Hände vors Gesicht, damit das Volk nicht sähe, wie bitterlich er weinte. Sie bat aber, man möge ihr nur eine Gnade schenken, bevor sie sterbe. Das wurde ihr zugesagt, und sie sprach: „Dann laßt mich einen Augenblick mit dem frommen Pilger, der dort steht, in dem Kapellchen allein beten und mich zum Tod vorbereiten." Da schloß man ihr dies Kapellchen auf und sie trat mit dem Pilger hinein. Der hatte aber ihre Harfe unter seinem Mantel verborgen und auch die Kleider, in welchen sie vor dem Sultan gespielt und die beiden Prinzen erlöst hatte. Diese zog sie in der Sakristei rasch an, färbte ihr Gesicht und nahm die Harfe in die Hand. So trat sie heraus und vor den Prinzen; der sah sie aber nicht, weil er so sehr weinte. Sie sang:

„Kennst du den Harfner nicht,
Daß du ihn so verstößest,
Der viel an dich gewagt,
Daß du nun bist erlöset?
Vom Sklaven frei gemacht,
Gebracht in vor'gen Stand?
Ist das für meine Müh',
Die ich an dich gewandt?"

Als der Prinz die Stimme hörte und die Harfentöne dazu, hob er erstaunt sein Haupt, da erkannte er den Harfner und sprang von seinem Thron, fiel ihm zu Füßen und sang mit flehender Stimme:

„Jetzt bricht mein Herz entzwei,
Wie hab' ich mich vergangen
An dir, du Seelenbild!
Wie soll ich dich empfangen!
Auf meine matten Knie,
Da fall' ich nun vor dir
Und küsse deine Füß',
Ach Kind, verzeihe mir!

Und ob ihm die junge Königin verzieh? Sie hob ihn in die Höhe und zog ihn an ihr Herz. Was das für Freude und Glückseligkeit war, das könnten tausend Schreiber in hundert Jahren

nicht ausschreiben. Der Prinz erzählte vor allem Volke, daß er sein Leben einzig und allein seiner lieben Frau verdanke, und da ging erst der Jubel recht los. Beide wurden im Triumph durch die Straßen der Stadt geführt, und die Festlichkeiten wollten gar kein Ende nehmen.

Stein-Eik un Steinbööк



Vor wir mal ens en Mann, dei wir in grote Not un rep den Bösen, dat hei em helpen süll. De Böß dei kem un bröcht em vel, vel Geld. Dorför mußt de Mann em sin Seel verschriben: — dei süll den Düwel gehüren, doch denn irst, wenn de Böm all kal stunnen. De Mann kreg dat Geld un lewt herrlich un in Freuden dat Jor hintau. As aewer de Sommer to Enn gung, un he dat irste Lowblatt fallen sag, dunn kreg he't mit de Angst, un sin Sünn wör em led. Un he gung to Karken un fel vör unsen Herrgott uppe Knie, un bed, he süll em sin Sünn vergeben un sin arme Seel redden. Dunn erbarmt sik uns leiw Herrgott a͡ewer den armen Sünner un sed to em: „Ik will din Seel dem Düwel uten Hals riten! Wenn ok de annern Böm all ehr Low affmiten, an twei sa 't sitten bliben." Un de Herrgott makt' ut ne Eik un ne Böök ne anner Art, dat se dat Low nich smeten in Harwststorm un Winterküll un fast halen, bet all' de annern Böm wedder gröön würren.
As nu to Harwsttiden de Düwel kam un woll dem Mann sin Seel halen, dunn so sed hei: „Noch sünd nich alle Böm kal. Kum mit to Holt; ik will di weck wisen, dei er Low noch festsitt," un wist em Steineik un Steinböök. De Düwel fung wol an de Böm to schudden un as Stormwind mank to susen, awerst dat Low set fest, un all sin Toben un Marachen hulp em to nicks. Dunn fort he af un seg: „To'n Frühjohr kam ik wedder, denn büst du seker min!" De Mann a͡ewer sed: „Ik verlat mi up unsen Herrgott sin Wurt!"

Un as de Düwel to Frühjohrstiden wedder kam, dunn sat man noch wat Low an Steineik un Steinböök, un de Düwel sed: „Töök man noch 'n por Dag', denn büst du seker min." De Mann a͡ewersten sed wedder: „Ik verlat mi up mien Herrgott sin Wurt." Un as he sik umkek, dunn sech he all ne Lark un ne Wid gröön schemern; dei wist he dem Bösen.

Un en par Dag wider, dunn wir allens gröön, un dunn kemen ok an Steineik un Steinböök de jungen Blattknuppen ruter un stödden dat olle dröge Low af; — un uns' Herrgott hedd de arme Seel reddt, dat de Böse er nicks mihr anhebben kunn. Steineik un Steinböök lat uns' Herrgott a͡ewer bestan, dat se Jor för Jor er Low festhollen in Harwststorm und Winterküll, bet allens wedder in Gröönen un Bläuhn steit.

's Tüfels Erbsmues



Bim stärchste Schneghudel chunnte arme Bur hei und setzt si uf en Bank zum warme Ofe zue. „Wie ist der gange i der Stadt, as d' eso driluegst (dreinschaust)?" frogt en d'Frau. „Schlächt gnueg," seit der betrüebt Ma; „los jetz nume, i will der alls erzelle; aber zerst mueß i gwüß no es Bitzeli Wärmi ha, denn i bi schier halb verfrore. Bi Wind und Wätter, — he, de weist jo woll wie's hüt abegmacht het, wo-n furt bi — chum i denn i d' Stadt zu eusem Heer und säg em, daß's mer unmügli sei, die drühundert Franke bis am Sunntig ufzbringe. I han e bittet und bättet, er möcht mer doch au no Zit ge bis im Summer; denn bis dethi werdit mer d'Lüt mi Schmidtearbet wol zahle. Er aber seit, er chön e kei Minute länger warte as bis am Sunntig; und wenn i bis denn's Gäld nid bring, so löß er mer 's Hus und Hei sammt miner chline Schmidte am Mendig verchaufe und mi und di und alli Chind zum Hus us jage. Jetz was meinst, Frau? Es ist unmügli, daß mir bis übermorn drühun-

dert Franke zäme bringe. Zwor het mer do euse Nochber sächzg Franke ge, aber es blibit mer doch no immer die andere zweihundert und vierzg übrig. Wenn mer zletscht doch nur der Tüfel 's Gäld is Hus brung! Wenn i em scho müeßt e paar Johr diene, so wer i doch denn eusem Heer ab, und der leidig Tüfel i der Hell cha jo au nid ärger si as De det i der Stadt!"
Chum het der Ma das gseit, so het's scho dusse afoh (angefangen) bruse und stürme, daß 's dem arme Bur schier sis Hüsli umgrüert het, und der Wind het dur's Hus uf und ab gchutet (getost) und pfiffe, daß es e Grus gsi ist. Wo das no e paar Minute ufghört het, so ghört de Bur und si Frau, daß öpper a der Türe chlopfet. Gschwind goht der Bur use, macht uf, und da stoht e schwarze Ma im ene rote Mantel vor der Tür und seit: „Nu, Bur, de hest vorig gweuscht (gewünscht), wenn der doch de Tüfel nume Gäld brung; jetze lueg, do sind zweihundert und vierzg Franke funkelneu; 's fehlt si kei Rappe dra, zell's nu; aber holla — ebä der's gibe, muest mer verspräche, mit mer z'cho und sächs Johr bi mer i der Hell z'diene. Underdesse werde d'Frau und dini Chind nie Mangel ha."
De Bur, verschrocke, weder vo Not drunge, seit Jo und gheißt de Tüfel ie cho und si am Ofe werme, bis er au sini par Hömli (Hemden) zäme packt heig, um mit em i d'Hell z'goh. Wäred dem gseht er, aß de Tüfel am einte Roßfueß es Ise verlore het und seit: „Guete Fründ, luegid e chli eues Fueßwärch a, er händ glaub uf em Wäg es Ise verheit. Wenn er wänd, so chömid mit mer i d'Schmidte ie, i will ech es neus ufmache." De Tüfel het de Ma scho lang as e guete Huefschmid kännt, goht mit em und zieht no sälber de Blosbalg. Wo 's Ise rächt gsi ist, so seit de Bur: „Händ jetz de Fueß äne und do i die Chlemme ie, damit i 's Ise besser ufmache cha; denn i weiß wol, rächti Lüt müend au guet bedient si." De Tüfel dänkt do nüd Böses, het de Fueß i d'Chlemme ie, und de Bur schrubet em e i, nimmt aber de Schrubeschlüssel i Sack und seit: „So Gvatter Schwarz, jetz wämmer erst luege, wie lang i der für die zweihundert und vierzg Franke diene will!"
Uf das ist halt de Hörndlima bös worde und het to (getan) wie e Wüetige; doch het er zletscht nohge (nachgegeben) und isch mit em

Bur übereis cho, daß er em nu drü Johr diene müeß. Sobald de Bur de Tüfel wider losgschrubet het, so het er müeße mit em i d'Hell fahre. Wo si mitenand det hi cho sind, so stellt de Tüfel de Bur grad as Fürschürgler a. Am zweute Tag goht der Schwarz mit der Ellermueter furt und seit zuen em: „Wenn d'trinke oder ässe witt, oder wenn d'öppe Gäld bruchst für en arme Ma, der di drum bittet, so gang nur det zum Chistli und säg:

Chistli, Chistli mi,
Gimm mer Brot und Wi,
Alls uf 's Tüfels Gheiß,
I der Hell isch heiß!

Und was dis Herz nur wünscht, sell wird enanderigsno (sofort) i goldige Blatte und Fläsche zu dine Füeße si." Wo der Tüfel furt goht, so ist euses Bürli no elei i der Hell gsi und het denkt: Jetz witt au emol luege, was ächt (wohl) i dene große Chessene inne ist, won i alliwil drunder mueß füüre. Bim letschte, won er ufdeckt, gseht er au ne sone Dolders Gläubiger, der e vor e paar Jahre drückt und drängt het, und voll Zorn leit de Bur gschwind no sächs Schiter a und seit zu dem alte Schölm: „Wart, i will der jetz 's Bad scho heiß mache; de hest mi au mängist z'schwitze gmacht!" Am dritte Tag chunnt denn der Tüfel wider hei. Do seit de Bur zuen em: „Loset, mi liebe Rotmantel, i euer Burg do inne rücht's, es ist e Grus; d'Auge han i der ganz Tag voll Wasser gha; und i sött gwüß no einisch (einmal) hei, mis Fazenetli (Schnupftuch) go reiche (holen gehen), damit i au cha d'Auge uswüsche und 's Mul verbha, wenn's eso galgeräß (galgenmäßig beißend) rücht." Do het de Tüfel d'Stirne grunzelt und gseit:
„Los, Bur, i känn di, du bist en Arige (Arger); elei cha i di nid helloh, sust chönntist mer öppe nümme ume cho; weder es Fazenetli sottist ha, das gsehn i, sust chönntist mer blind werde; drum isch es am beste, mer gönd mitenand."
No ne paar Stund chunnt denn de Bur mit em Rotmantel wider zu sim alte Hüsli zrugg, wo d'Frau und d'Chind no truret und briegget (geweint) händ um ihren Aetti. De lang Weg und das gschwind Laufe händ aber de Bur und de Tüfel hungrig gmacht,

drum het der Ghörndlet gseit: „Säg au diner Frau, si söll eus Zweene es Erbsmues übertue und choche, aber vo luter schwarzen Erbse.“ Der Bur seit's, befilt ere aber, au vo dene Wiß-Erbse dri z'tue, wonem einist um Fraufaste im Schlof uf 's Bett grüert worde sige mit dene Worte: „Do hesch e Notpfenig.“ Sie ligge det obe, seit er e — uf der Himlezzi (Himmelbett) im ene Papierli.

Wo's Erbsmues lind gchochet gsi ist, so sitzid denn die zwee Reisede zue, und de Bur schöpft dem Tüfel use und git em mit Fliß de wiß Erbs demit. Wie de Rotmantel de wiß Erbs gseht, so het er erschröckeli gfluecht und gschwore. Aber was gschieht? De wiß Erbs wird e länger e größer und verspringt zletscht, und es fahred e ganze Hufe wißi mit silberige Dörndlene bsetzti Erbsli dem Tüfel is Gfrees und händ ne so jämmerli verstoche, aß er vor Weh lut ufbrüelet het. De Bur bsinnt si nid lang und seit: „Wenn d'mer alli mini drü Johr erlohsi, und mer 's Weusch-Chistli (Wunschkistchen) gist und versprichst, mir und de Minige nie nüd az'tue, so wil i di erlöse.“

Vo der Not zwunge, schreit de Tüfel: „Jo frili!“ Und wie's Chistli uf em Tisch stoht, so seit de Bur:

„Erbsi, Erbsi groß und chli
Lönd das Stäche nume si;
Euse Hörndlima seit Jo,
Jetze wenn (wollen) mer ne au lo goh.“

Und wo denn die Erbsli wider in ihre Hültsche binenand gsi sind, so springt de Tüfel mit eim Satz zum Pfeister (Fenster) us und het si wol ghüetet, i Zuekunft wider zu sälem Hus zue z'cho.

Dëi verwünskede Isel



Et was mal en jungen Düügenit (Taugenichts), dëi was aller Duiwelerigge (Teufelei) vull un hatte sein Leawen nau nicks dåen, år wat Goed un alle gude Lüüe verdraut (als was Gott und alle guten Leute verdroß). Ant leste (zuletzt) konn hëi 't unner dean eerliken Lüüen nit mer iuthollen, wëilen dat eame ke Menske (weil ihm kein Mensch) mehr truggede, un mit eame wollte dëuen hewwen. Då namm he sik vööer, unner de Spitsbiuwen te gåhen. Hei kamm in ëinen Wald, wo ne Rëuwerbanne was, un et duerde nit lange, då drap he de Rëuwers an un sachte, hëi könn auk eare Professigëun (Profession) un se söllen eane annihmen. Sei sachten: jå, ööwwer hëi möchte (müßte) ëist sein Prëuwestükke maken. Då kamm just en Buer mit 'nem Isel döör dat Holt, dëi taug den Isel åchter sik her. Då sächten de Rëuwers: „Gåh henne un nim deam Buer den Isel weag, ööwwer dat hëi der niks van mearket." Då genk he sachte åchter den Buer her un stripede deam Isel den Halternstrank (Halfterzaum) öewer den Kopp un dåh en sik sölwer ümme, un den Isel lëit hëi int Holt laupen. — „Mearkede denn de Buer niks?" Ken Spierken. År hëi en Enne Weges åchterm Buer hergåhen was, blëiw he ståhen un sachte: „O mëin lëiwe Heer, giiwet mëi de Frëihëit! Dëi Buer såh sik ümme, un wor sëu verjaged, dat hëi balle derdal (danieder) slagen wöör, wo hëi såh, dat hëi en Mensken amme Taume hadd. „Marjëuseip! (Maria Joseph) ik meente, diu wäörst en Isel," sachte hëi, wiu kümmet et, dat diu up ëimål en Menske bist?" — „O Heer, mëine lääge Moime (schlimme Mutter) heat mik up seß Jåhr in en Isel verwünsked," sachte de Gaudëif, dårümme dat ik sëu vil in Kårten spilet hewwe, un woll ear nit höören; giwet mëi doch de Frëihëit!" Då sachte de Buer: „Wat sall ik mit dëi maken, ik kann dik doach nit för en Isel briuken, un ok nit verkaupen," un lëit en gåhen. Da genk hëi henne un bråchte den Isel den annern Spitsbiuwen.

Aöwer se wäören nau nit tefreen (zufrieden); hëi soll ne wier den Isel up dem Markede verkaupen. Då brächte hëi ne henne un band ne mank de annern Isels, un genk an de Seit ståhn, wëil hëi van feeringes (Ferne) dem Isel sëinen Buer kumen såh. Dëi woll sik en annern Isel wier kaupen. Asse äöwwer de Buer sëinen Isel wi'er såh, fenk hëi an te smiuskern (schmunzeln) un dachte bëi sik: Då! då werd vandage (heute) wi'er ëiner mie (mit) bedrogen. Hëi wëis mit Fingern dårup: „Wëi (Wer) dean kennt, dëi köfft ne nit." Un hëi gafte (gab) dem Isel ëinen äewer den Rüggestrank (Rücken) un rëip eame int Ohr: „Segg, heast diu wi'er kåårtket?" (hast du wieder Karten gespielt?).

Das Zauberroß



er Vater war gestorben und hatte seinem Jungen nichts hinterlassen als ein Schwert; damit zog der Sohn fort und wollte dienen gehen. Da begegnete ihm ein alter Mann, der war auf einem Auge blind und sah auch mit dem andern nicht recht, der fragte ihn: „wo gehst du hin, Junge?" — „Dienen!" sprach der Junge. „Ich brauche gerade so einen; willst du meine Schafe weiden?" Es war dem Jungen recht, und der Alte nahm ihn mit sich. Als er ihm die Herde übergeben, sprach er: „hüte dich nur, in den Wald dort zu gehen, denn keiner meiner Knechte ist lebendig herausgekommen." Der Junge hielt sich einige Zeit daran; aber bald dachte er bei sich: du mußt doch einmal sehen, was dort ist; was könnte dir schaden, du hast ja dein gutes Schwert! Kaum hatte er den Wald betreten und die große Herrlichkeit darin angesehen, so kam ein dreihäuptiger Drache auf ihn und schrie: „Menschenkind, wie kommst du herein; kein Vöglein wagt es, meinen Wald zu verunreinigen, willst du ihn mit deinen Schafen verätzen? Du mußt mit mir schlagen oder ringen, was willst du lieber?" — „Ringen!"

sprach der Junge. Da packte ihn der Drache und schlug ihn bis zu den Knien in den Erdboden. Der Junge faßte darauf sein Schwert und hieb dem Drachen die drei Häupter ab und trug sie nach Hause und hing sie auf die Zaunpfähle. „Was hast du da?“ fragte der Alte; denn er konnte es nicht sehen. „Drei Häupter von einem Bock, den ich im Walde erschlagen!“—„Du, Junge, das mag dir schlecht frommen; gehe nicht mehr in den Wald!“ Aber am andern Tage trieb die Lust den Knaben noch tiefer hinein; da war es noch stiller und herrlicher; auf einmal kam ein sechshäuptiger Drache: „ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn mit deinen Schafen verunreinigt und mir meinen Bruder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?“ — „Ringen!“ Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis an den Nabel in den Erdboden. Der Junge ergriff sein Schwert und hieb dem Drachen alle Häupter ab und trug sie nach Hause und steckte sie auf die Zaunpfähle. „Was hast du da?“ fragte der Alte. „Sechs Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!“ — „Das mag dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!“ Tags darauf hatte der Knabe noch viel größere Lust und ging tiefer in den Wald, und es war da noch stiller und herrlicher. Auf einmal kam ein neunhäuptiger Drache; „ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn verunreinigt und meine Brüder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?“ — „Ringen!“ Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis unter die Achseln in den Erdboden. Der Knabe konnte sein Schwert noch schwingen und hieb dem Drachen alle Häupter ab, trug sie nach Hause und steckte sie zu den andern auf die Zaunpfähle. „Was hast du da wieder?“ fragte der Alte. „Neun Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!“— „Das mag dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!“ Aber am folgenden Tag drang der Junge noch tiefer hinein, und es war da noch viel stiller und herrlicher. Auf einmal kam ein zwölfhäuptiger Drache herangefahren; „ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn verunreinigt und meine Brüder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder

ringen; was willst du lieber?" — „Schlagen!" sprach der Junge; denn er fürchtete, der Drache werde ihn bis über den Kopf in den Erdboden stoßen und dann könne er sein Schwert nicht brauchen. Da schlug der Drache ihn mit seinem Schweif, daß er zwölf Klaftern weit fortflog. Jetzt kam aber der Junge mit seinem Schwert herbeigelaufen und hieb dem Drachen elf Häupter auf einmal ab; bis er das zwölfte abschlug, waren die elf andern wieder gewachsen und wenn er die elf abschlug, wuchs das zwölfte wieder. So ging es bis gegen Abend.

Als aber die Sonne unterging, verlor der Drache alle Kraft, und die des Knaben wuchs, und so schlug er die zwölf Häupter auf einmal ab. Als er nach Hause kam, steckte er sie zu den andern auf die Zaunpfähle, und alle Pfähle um den Hof waren jetzt besetzt. Da fragte der Alte: „Was hast du da?" — „Zwölf Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!" — „Das wird dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!" Allein jetzt war die Lust und Begierde des Knaben gerade auf das höchste gestiegen; was wird da noch sein? dachte er und ging am folgenden Tage noch tiefer hinein. Da war es viel stiller und schöner. Auf einmal sah er in der Ferne ein Häuschen, und davor stand eine steinalte Frau, das war die Buschmutter. Er ging zu ihr und grüßte sie freundlich. „Komm herein!" sprach die Alte. Da führte sie ihn in ein Zimmer, darin lag ein Toter. „Das ist mein jüngster Sohn, den du mir zuerst erschlagen hast!" Dann kamen sie in ein anderes Zimmer: „Hier liegt sein älterer Bruder, den du zum zweitenmal erschlugst!" Sie gingen in das folgende Zimmer: „Hier liegt dessen älterer Bruder, den du zum drittenmal erschlugst!" Sie kamen in ein anderes: „Hier liegt mein ältester Sohn, den du zuletzt erschlugst!" Sie öffnete eine andere Tür und rief: „Und dahin kommst du!" und wollte ihn packen, aber der Knabe erhob sein Schwert und schlug sie gleich zu Boden; doch konnte er sie, wie sehr er auch schlug, nicht verwunden, und die Alte verlachte und verhöhnte ihn. Wie aber seine rechte Hand ermüdet war, nahm er das Schwert in die Linke: „O weh! o weh!" schrie sogleich die Alte, „haue nicht; ich will dir was Heilsames sagen!" — „So sprichst du gleich!" rief der

Junge und hielt das Schwert gezückt über ihr. Die alte Hexe zitterte und sprach: „Hinter diesem Hause steht ein Baum, unter dessen Wurzel ist ein mächtiger Stein und darauf liegt eine Kröte; die nimm und bestreiche damit dreimal dem Alten die Augen und schleudre sie ihm zuletzt wider die Stirne, daß sie zerplatzt; so wird er wieder sehen!" — „Ist das alles?" sprach der Junge. „Ja!" sprach die Hexe. Kaum hatte sie es gesagt, so ließ er das Schwert auf sie niederfahren, und ihr Kopf lag gleich auf dem Boden.

Nun grub er unter dem Baum bis auf den mächtigen Stein, fand die Kröte, nahm sie und eilte nach Hause, bestrich dem Alten dreimal die Augen und schleuderte sie ihm dann an die Stirne, daß sie in tausend Stücke zerschmettert wurde, und alsbald waren seine Augen heil und er sah wie die Sonne. Aus der zerschmetterten Kröte aber war auch eine kleine Gestalt hervorgesprungen; die rief: „Ich danke dir, daß du mich erlöst hast; die alte Hexe hat nicht alles gesagt, ich mußte, in die garstige Kröte verschlossen, auf dem Schatz der Drachenbrüder liegen und ihn bewachen!" Damit schlüpfte sie in eine Bergspalte. Nun sah der Junge gleich nach und fand richtig unter dem mächtigen Stein den unermeßlichen Schatz. „Laß den Schatz da," sprach der Alte, „den kannst du jederzeit heben; du sollst von mir eine köstlichere Gabe dafür haben, daß du mir das Licht der Augen zurückgegeben, das mir die alte Hexe genommen hatte! Nimm das Roß aus meinem Stall, damit reite in die Welt, denn du bist noch jung." Das Roß aber war kein gewöhnliches; es hatte acht Füße und war wunderschön, aber das Beste an ihm war, daß es sprechen konnte und große Weisheit besaß. Der Junge war sehr froh, setzte sich gleich auf und ritt in die Welt. Wie er ein Stück geritten war, sah er auf der Erde eine kupferne Feder liegen. „Die mußt du aufheben!" sprach das Roß; der Junge tat es; ein wenig weiter lag eine silberne Feder und noch ein wenig weiter eine goldene. Auch diese hob er auf, wie ihn das Roß geheißen hatte.

Nun gelangte er bald in die große Stadt, wo der König wohnte; er ging an den Hof und fragte, ob man keinen Knecht brauche,

er wolle gerne dienen mit seinem Roß. Der König nahm ihn an. Nach einiger Zeit war eine große Jagd; da erjagte der Junge eine Menge Wild, denn mit seinem Roß konnte er alles ereilen. Das gefiel nun dem König so sehr, daß er den Jungen lieb gewann vor den andern Knechten; diese aber überkam der Neid, und sie dachten darauf, wie sie ihren Kameraden verderben könnten. Der Junge hatte dem König die kupferne, silberne und goldene Feder geschenkt. Da gingen eines Tages die andern Knechte zu ihrem Herrn und sagten: „Der Jungknecht hat sich gerühmt, es wäre ihm ein leichtes, auch die drei Vögel zu bekommen, von denen die Federn sind." Den König überkam sogleich die Begierde, die Vögel zu besitzen; er ließ den Jungen rufen und sagte: „Wenn du mir in drei Tagen die Vögel nicht zur Stelle schaffst, so ist es aus mit deinem Leben!" Da war der Junge traurig und wußte sich nicht zu helfen. Wie er in den Stall trat, fragte ihn sein Roß: „Warum bist du so traurig?" Da erzählte es der Junge. „Geh zum König," sprach das Roß, „und verlange von ihm einen kupfernen, silbernen und goldenen Vogelkorb."

Als er die drei Käfige hatte, sprach das Roß weiter: „Jetzt setz dich auf mich und reit ins Feld," und wie sie dort angelangt waren, sprach es wieder: „Nun ruf einmal nach allen vier Weltgegenden: Vögel her!" Kaum war das geschehen; so kamen eine Menge Vögel von allen Seiten herbei und auch der Vogelkönig erschien und fragte den Jungen, was er befehle. „Kannst du mir nicht sagen, wo ich die drei Vögel finde, von denen diese Federn sind?"—„Die gehören nicht meinem Reiche an!" sprach der Vogelkönig, „gleich will ich aber bei meinem Volke fragen, ob niemand Bescheid weiß." Aber kein Vogel konnte Auskunft geben. „Fehlt niemand?" fragte der König. Als man jetzt nachzählte, so fehlten drei Vögel, die kamen eben herbeigeflogen und waren sehr müde. „Wir hörten wohl den Ruf, aber wir konnten nicht so schnell kommen; denn wir waren am Weltende!" sprachen sie und erzählten nun von den Wunderdingen, die sie gesehen hatten, der eine vom kupfernen Drachen und kupfernen Vogel, der andere vom silbernen Drachen und silbernen Vogel und der dritte vom

goldnen Drachen und vom goldnen Vogel, wie die Drachen sich gesonnt und wie die drei Vögel sie in den Schlummer gesungen hätten.
Als der Junge das hörte, war er herzefroh, und der Vogelkönig befahl, daß die drei ihm den Weg zeigen sollten. Auf seinem schnellen Roß war er bald an Ort und Stelle, und mit seinem Schwert erschlug er die Drachen alsbald, und der kupferne und silberne und goldene Vogel ließen sich leicht fangen. Der König freute sich sehr, als der Junge ihm auf einmal die Vögel brachte, und von da an liebte er ihn noch viel mehr; aber die andern Knechte wurden um so neidischer und falscher und suchten immer, wie sie ihn verderben könnten. Da sprachen sie eines Tages wieder zum König: „Der Jungknecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein leichtes, dir die schöne Meerjungfrau zu verschaffen." Den König ergriff sogleich ein unendliches Verlangen, das schöne Weib zu besitzen; er ließ den Knaben vor sich kommen und sprach: „Wenn du in drei Tagen mir nicht die schöne Meerjungfrau bringst, so hat dein Leben ein Ende; bringst du sie aber, so sollst du mein halbes Königreich und meine Schwester zum Weibe bekommen!" Der Junge freute sich über das letzte, wie er aber an das erste, an den schweren Auftrag dachte, wurde er sehr betrübt. Da fragte ihn wieder sein Roß, warum er so traurig sei, und als er es ihm erzählte, da sagte es: „Geh hin zum König und verlange von ihm ein ganz weißes Brot und eine Flasche vom besten Wein." Als der Junge das Brot und den Wein brachte, sprach das Roß wieder: „Nun setze dich auf mich und reite zum Meere!" Als sie da anlangten, sagte es weiter: „Jetzt lege Brot und Wein ans Ufer; sobald das Meer dann anfängt zu steigen, wird die Meeresjungfrau kommen und vom Brot essen und vom Wein trinken. Sowie das geschehen ist, rufe gleich aus dem Versteck: „Gesehen, gefangen!" aber ja nicht eher, als bis sie gegessen und getrunken hat, denn es wäre dann umsonst und sie verschwände schnell in der Flut; aber ja früher, als bis ihren Fuß wieder die Welle genetzt hat. Dann ist sie gebannt und muß uns zu Hofe nachfolgen."
Der Knabe tat, wie ihn das weise Roß gelehrt hatte. Die Jung-

frau kam langsam, sah sich zuerst nach allen Seiten um und horchte, endlich trat sie aus dem Wasser ans Ufer, nahm von dem Brot und trank von dem Wein; und schon wollte sie zurück, da erscholl der Ruf: „Gesehen, gefangen!" und sie stand alsbald bleich und festgebannt; und der Junge mit dem Roß sprang schnell hervor, grüßte sie schön und bat sie zu folgen, denn sie solle die Gemahlin seines Königs werden. Die Jungfrau folgte, weil sie mußte, aber sie trug mit sich großen Zorn. Als der König sie sah, grüßte er sie fein und freute sich sehr und hätte gerne bald Hochzeit gehalten; allein die Meerjungfrau blickte finster und sprach: „Zuerst mußt du mir noch meinen Fohlenhengst und mein Gestüte hierherschaffen." Da ging der König wieder zum Knaben und sagte: „Hast du mir die Meerjungfrau gebracht, so mußt du mir auch ihren Fohlenhengst und ihr Gestüte hierherführen, sonst hat dein Leben ein Ende; ist das aber vollbracht, so will ich nichts mehr von dir verlangen und dann sollst du den versprochenen Lohn haben!" Der Knabe wurde wieder ganz betrübt, und wie er so in den Stall kam, fragte ihn wieder sein Roß, was ihm fehle. Er erzählte ihm von dem neuen Auftrag. „Geh zum König und verlange von ihm zwölf Büffelhäute und zwölf Pfund Harz, dann klebe sie damit zusammen und überziehe mich damit." Als das geschehen war, sprach das Roß weiter: „Jetzt sitz' auf mich und zieh ans Meer!" Als sie da angekommen waren, sprach das Roß wieder: „Jetzt nimm meinen Halfter und verkrieche dich; dann will ich den Hengst herbeilocken und mit ihm kämpfen; wenn du siehst, daß er zur Erde fällt, so komme und lege ihm den Halfter an." Kaum hatte sich der Junge versteckt, so stampfte das Roß und wieherte. Auf einmal kam der Fohlenhengst herbeigerannt und schnaubte Feuer und Flammen; da fing der Kampf an; er durchbiß ein Büffelfell nach dem andern, als er aber das zwölfte durchbissen hatte, sank er vor Ermattung nieder; jetzt lief der Junge hinzu und legte ihm den Halfter an. „Nun schnell auf und davon!" raunte ihm sein Roß zu. Der Junge schwang sich auf und der Fohlenhengst mußte aufstehen und nachfolgen. Da stampfte er einmal gewaltig und wieherte so laut, daß es dem Jungen durch Mark und Bein ging. Nach einiger Zeit sprach das Roß: „Sieh

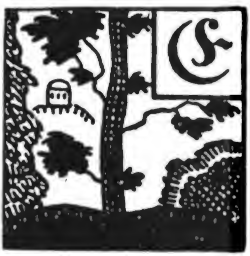
zurück, merkst du nichts?" — „Ich sehe eine Wolke aufsteigen." „Das ist das Gestüt, wenn das uns erreicht, so sind wir verloren, denn wir werden von ihm zertreten!" Da stampfte der Fohlenhengst noch einmal und wieherte. „Sieh zurück!" sprach das Roß. „Ich sehe schon die vielen Pferdehäupter!" Da rannten sie aus allen Kräften, und als sie durchs Schloßtor zogen, so stampfte der Fohlenhengst zum drittenmal und wieherte. Alsbald waren auch die Stuten da und kamen in den Schloßhof. Der Junge aber hatte sein Roß schnell in den Stall gebunden und hatte dem König die Nachricht gebracht, der Auftrag sei vollführt; der freute sich sehr; die Meerjungfrau jedoch sah noch viel wilder und entsetzlicher aus als früher und sprach zum König: „Bis du nicht alle Stuten gemolken und in der siedenden Milch dich gebadet hast, werde ich dein Weib nicht!" Da kam der König wieder zum Knaben und sprach: „Melke die Stuten sogleich in einen großen Kessel, und wenn du es nicht tust, so hat dein Leben ein Ende." — „O König," sprach der Junge, „hältst du so dein Versprechen?" Traurig ging er in den Stall zu seinem Roß. „Was gibt es denn wieder?" fragte dieses. Er sagte ihm von dem neuen Auftrag. „Führe mich in den Hof, so wirst du gleich melken können!" Kaum war das geschehen, so blies das Roß aus seinem linken Nasenflügel solche Kälte heraus, daß die Füße der Stuten an die Erde anfroren; so molk der Knabe leicht, denn die Stuten standen ruhig wie die Lämmer.

Als der Kessel voll war, machte man Feuer darunter und als die Milch siedete, zitterte der König, denn er merkte, es könne sein Leben kosten. Da rief die Meerjungfrau: „Der Knecht soll zuerst baden, der mich und meinen Fohlenhengst und mein Gestüt hierhergebracht hat!" Denn sie haßte ihn deshalb und wollte ihn zuerst verderben. „Ja," rief der König, „nur schnell, steige hinein." Der Junge dachte: „Nun ist es aus mit dir," und war ganz niedergeschlagen; „laß mich nur einmal noch mein Roß sehen," bat er. Das wurde ihm gewährt. Als er hinkam, sagte ihm das Roß: „Führe mich nur zum Rande des Kessels und fürchte dich dann nicht." So tat der Knabe, und sowie er in den Kessel stieg, blies das Roß auf einmal so viel Kälte hinein, daß die Milch

lauwarm wurde; da war ihm das Bad sehr behaglich und er rief: „Wie tut das so wohl!“ Als der König sah, daß sein Knecht unversehrt blieb, bekam er Mut und sprach: „Heraus mit dir, daß ich jetzt einsteige.“ Kaum war der Junge heraus, so war auch der König schon drinnen, und das Bad schien ihm angenehm. Aber nun blies das Roß aus dem rechten Nasenflügel auf einmal so viel Glut in den Kessel, daß die Milch gleich hoch aufsiedete und der König verbrannte.

Da lächelte die Meerjungfrau und dachte, der Junge werde nun ihr Gemahl werden, doch er ging hin und nahm die Schwester des Königs; die stolze Meerjungfrau aber, die ihn hatte verderben wollen, machte er zu ihrer Dienstmagd. Als er nun Herr und König war, sagte das Roß zum Jungen: „Noch einen Dienst kann ich dir tun, setze dich auf mich und nimm den Fohlenhengst und alle Stuten und bringe dir den Schatz her.“ Da zog der Knabe hin und brachte den unermeßlichen Schatz, der unter dem Baum lag. Als das geschehen war, sprach das Roß: „Von nun an bedarfst du meiner nicht,“ und verschwand vor den Augen des Jungen. Wahrscheinlich zog es wieder zu jenem alten Mann, seinem Herrn; die Meerjungfrau aber, ihren Fohlenhengst und ihre Stuten behielt der neue König immerfort in seinem Dienst und war reich und mächtig, glücklich und zufrieden.

Undank ist der Welt Lohn



Einem Bauern lag einmal beim Ackern ein Stein im Wege, und als er ihn aufhob, da zischte eine Schlange darunter hervor, die unter dem Steine eingeklemmt gelegen hatte. Sie fuhr sogleich auf ihren Retter los und wollte ihn umbringen, und sagte, daß Undank der Welt Lohn wäre. Der Bauer sagte aber: Dank sei der Welt Lohn, und so beschlossen sie, drei Stimmen darüber zu hören,

und wenn alle sagen würden, daß Undank der Welt Lohn sei, so solle die Schlange den Bauersmann töten.

Da sie noch so sprachen, kam ein altes Pferd daher, das hatte seinem Herrn lange Jahre gedient und war von ihm verstoßen, und sagte, Undank sei der Welt Lohn. Darauf kam ein alter blinder Hund in der Furche herabgegangen, der war auch von seinem Herrn fortgejagt und sagte wieder, Undank sei der Welt Lohn. Da triumphierte die Schlange schon, aber es kam jetzt ein Fuchs, der sagte, es käme auf die Umstände an, ob Dank oder Undank der Welt Lohn sei, und ehe er darüber urteilen könne, ob für diesmal die Schlange dem Bauer Dank schuldig sei, müßte diese sich nochmals unter den Stein legen, den der Bauer von ihr abgewälzt habe. Das tat die Schlange auch, und als sie wieder unter dem Steine lag, drückten ihr der Bauer und der Fuchs sogleich mit dem Steine den Kopf ein.

Da war der Bauer über seine Rettung hoch erfreut, dankte dem Fuchs vielmals und sprach, er solle sich von ihm einen Lohn ausbitten. Da sprach der Fuchs: „Nun denn, so erlaube, daß ich einmal auf deinen Hühnerhof komme und dort ein paar Hühner, Tauben und Gänse verzehre." Das war der Bauer zufrieden, und der Fuchs stellte sich richtig ein.

Als nun aber die Söhne des Bauern sahen, wie der Fuchs unter ihrem Federvieh wirtschaftete, sprachen sie nach einer Weile: „Das geht doch nicht an, daß der Fuchs unsere ganzen Hühner, Tauben und Gänse totbeißt, und wir stehen ruhig dabei und sehen ihm zu." Während der Fuchs seine Jagd auf dem Bauernhofe fortsetzte und von dem Taubenschlage nach dem Hühnerstall rannte, gingen sie in den Gänsestall, steckten eine fette Gans in einen Sack und banden sie darin fest. Als der Fuchs in den Gänsestall kam und in dem Sacke recht verlockend die fette Gans ihr „Pile! Pile!" rufen hörte, kroch er zu ihr in den Sack, sogleich aber drangen die Söhne des Bauern herein, banden den Sack zu, worin eben der Fuchs erst der Gans den Kopf abgebissen hatte, schlugen den Fuchs in dem Sacke tot, verzehrten die fette Gans selbst zum Abendbrote; und so hatte der Fuchs zuletzt doch erfahren, daß Undank der Welt Lohn sei.

Die schönste Braut



Vor vielen Jahren lebte ein Bauer, der hatte drei Söhne; der erste hieß Christoph, der zweite Philipp und der dritte Gottschalk. Mit den zwei älteren war der Vater recht zufrieden, denn sie waren fleißig und halfen ihm in der Wirtschaft, wo sie nur konnten; aber der jüngste war auch der blümste (dümmste). Den ganzen lieben Tag steckte er hinter dem Ofen, und niemand konnte ihn recht leiden, obgleich er keinem was zuleide tat. Er war vielleicht gar nicht so dumm; aber was er angriff, machte er den Brüdern zu schlecht, und so tat er halt gar nichts mehr.

Als der Vater alt wurde, wollte er seine ganze Wirtschaft unter seine Söhne teilen. Da konnte er es aber keinem recht machen. Der wollte dies, der andere das, der dritte lamentierte und sagte, er pfeife dem Vater auf seine ganze Wirtschaft. „Nun, wartet nur," sagte der Vater, „ich werde euch schon drankriegen; wenn's euch so nicht gebacken war, so muß es anders sein. Wer mir," fuhr er fort, „die schönste und reichste Braut bringt, der bekommt die ganze Wirtschaft, die andern Dickschädel kriegen gar nichts, und damit basta."

Als das der Jüngste hörte, kam er hinterm Ofen hervor, wusch sich sein Gesicht sauber und schnürte sein Bündel. Seine Brüder lachten hellauf und sagten: „Du dummer, einfältiger Nesthocker, du willst es mit uns aufnehmen? Bleib nur lieber gleich daheim und schlag die Schaben hinterm Ofen tot, daß sie deinen Faulpelz nicht auffressen."

Der ließ sich aber nicht abschrecken, sondern wanderte mutig in die Welt hinaus, und die beiden andern folgten ihm. Gottschalk hatte nichts in seinem Säckel als ein Stück Schwarzbrot, Ziegenkäse und sein Sonntagsgewand. So wanderte er nun immerzu und kam nach einer Weile in einen großen Wald, in dem allerlei schöne Blumen und Kräuter waren. Er setzte sich an einem

Bründl (Brunnen) nieder und aß. Da kam ein kleines Männlein zu ihm, das hatte einen langen grauen Kapottrock an und ein grünes Käppchen auf, und bat den Gottschalk, daß er es mit essen ließe. „Ja," sagte der, „setz dich nur her, wenn dir's nicht zu schlecht ist." Als sie gegessen hatten, fragte ihn das graue Mandl, wo er hin wolle, und Gottschalk erzählte, was sein Vater gesagt habe, und daß es ihm zu Hause herzlich schlecht gegangen sei, da ihn niemand habe ausstehen können. „Das tut mir aber leid," sagte der Graurock und fing an, mit einem Kamm dem armen Gottschalk das Haar zu kämmen, und es krauste sich in allerlei schönen Locken um den Kopf. Dann hieß ihn das Mandl sein Sonntagsgewand anziehen, und Gottschalk war jetzt ein hübscher Junge. Als er so herausgeputzt war, zeigte ihm das Mandl einen Weg, den solle er gehen, sagte es, und verließ ihn. Gottschalk stapfte nun wacker auf dem Wege weiter, bis der Abend kam. Auf einmal hörte er einen Gesang; der klang ihm so lieblich, daß er nicht wußte, wie ihm geschah; er ging schneller und sah einen herrlichen Garten, dessen Tür sperrangelweit aufstand. Er überlegte nicht lange und ging schnurstracks hinein; aber wie staunte er, als er in einer Laube des Gartens, aus welcher der Gesang kam, ein wunderschönes Mädchen sah. Er näherte sich der Laube und guckte durch eine kleine Öffnung zwischen den Blättern hinein, aber das Mädchen hatte das Geräusch gehört und sah nach, wer da sei. Als sie den Jungen erblickte, erschrak sie gar sehr, aber Gottschalk ging treuherzig auf sie zu und erzählte ihr wie er hierhergekommen sei. Bald wurde sie zutraulicher, und sie kamen ins Plaudern miteinander; und nicht lange, so eröffnete er ihr auch, daß sie ihm gar so gut gefalle, und fragte sie, ob sie nicht seine Braut sein möchte, er wolle zeitlebens bei ihr bleiben. Da kam aber die Mutter des Mädchens, eine mächtige Fee, hinzu, und als sie einen fremden Burschen bei ihrer Tochter sah, war sie recht fuchtig. Indessen der hübsche Junge gefiel ihr doch, und wie er ihr sagte, daß er ihr Schwiegersohn werden wolle, willigte sie ein, und frischweg wurde Hochzeit gehalten. Die ganze Freundschaft wurde dazu eingeladen, und auch der Tod und die Todin waren zugegen. Ihre Kleider flimmerten von Gold und Edelgestein, so daß Gott-

schalk nicht wußte, wohin er die Augen wenden sollte. Und das gute Essen, das schmeckte ihm erst! So gute Wuchteln hatte seine Mutter freilich nicht backen können; er hieb aber auch ein, wie wenn er sieben Wochen fasten sollte, und fast hätte er sein schönes Weib darüber vernachlässigt.

Doch nicht umsonst sagt ein altes Sprichwort: „Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen." Schon lange war Gottschalk neugierig, was seine Frau alle acht Tage in der dunklen Kammer mache, in die sie sich dann einschloß. Die Neugier plagte ihn so sehr, daß er ihr keine Ruhe ließ und ihr Tag für Tag anlag, sie möge es ihm doch sagen. Doch sie tat es nicht und erwiderte, ihre Glückseligkeit würde ein Ende haben, wenn er es erführe. Einige Zeit gab er Fried, aber es dauerte nicht lange. Als sie sich wieder einmal einschloß, da schlich er sich nach und schaute zum Schlüsselloch hinein; aber was sah er da! Sein Weib war vom Schenkel bis zu den Zehen mit Haaren bewachsen und hatte statt der Beine dürre Bocksfüße. Eiskalt lief's ihm übern Buckel, als er gewahr wurde, daß er ein solches Ungeheuer zur Frau habe. Doch tröstete er sich bald wieder und dachte: es dauert ja nicht lange und dann ist sie wieder so schön wie früher. Diesmal hatte sich unser Gottschalk aber verrechnet. Die Stunde, da sie gewöhnlich aus der Kammer trat, war schon lange vorüber, und wer nicht kam, das war seine Frau. Er ging nun an die Tür horchen, da hörte er ein Schluchzen und Jammern, das wohl einen Stein hätte erweichen können.

Er konnte sich nicht länger halten und riß die Tür auf. „Ja, komm nur jetzt zu mir," sprach sie zu ihm, „und schau', was du gemacht hast. Ich muß nun in dieser Gestalt verbleiben, und mit unserm Glück ist's aus, rein aus; und das alles nur deshalb, weil du mich in dieser Gestalt gesehen hast. Jetzt mußt du fort von hier, und nur durch wahre Liebe und Treue kannst du wieder gut machen, was du mir angetan hast." Gottschalk stand ganz bestürzt da, als er das vernahm. Dann wollte er seine Frau noch einmal umarmen, doch als er seine Hände nach ihr ausstreckte, fühlte er sich zurückgestoßen, und alles war verschwunden: Schloß, Garten, Laube, alles war verschwunden. Nun fing er an zu jam-

mern, aber es half nichts, er hatte sich die Suppe selbst eingebrockt. Wie Gottschalk sich nun ratlos umschaute, da stand auf einmal das graue Mandl wieder vor ihm. „Du hast dir eine schöne Geschichte auf den Hals gebunden durch deine Neugier, aber ich will dir aus der Not helfen; nur hübsch lange wird es dauern. Du mußt vor allen Dingen darauf ausgehen, daß du das Schloß deines Weibes findest und durch Ausdauer deine Fehler wieder gut machst; zeigen darf ich dir den Weg dahin nicht, aber suche die Sonne auf, die weiß dir vielleicht etwas darüber zu sagen." Und wie der Alte gekommen war, so verschwand er auch wieder. Gottschalk aber machte sich mit frischem Mute auf den Weg, denn er hoffte, bald werde wieder alles gut sein. So wanderte er fort, immer weiter und weiter, bald hin, bald her, aber die Sonne konnte er nicht finden. Ein Jahr war er schon umhergezogen, ohne zu seinem Ziele zu gelangen, und hatte weder Speis' noch Trank zu sich genommen — denn die ganze G'schicht ist sunder- und wunderbar. — Eines Tages, als ihn das vergebliche Wandern allgemach verdroß und er eben zu sich selbst sprach: „Ei Gottschalk, das Männlein wird dich wohl zum Narren haben," da ward ihm auf einmal immer wärmer und wärmer, es flimmerte und blitzte durch den Wald, in dem er gerade ging, und je weiter er kam, desto mehr näherte er sich dem Lichte, desto heißer wurde es ihm. Das kann wohl die Sonne sein, dachte er. Richtig, sie war es. In einem durchsichtigen Häuschen von hellem Glase saß die Mutter Sonne und drehte ein Rädchen, mit dem sie die schönsten Goldfäden spann. Ihr Kopf glitzerte und brannte lichterloh, wie das größte Ofenfeuer, und sie tat doch nichts dergleichen. Sie hatte einen purpurroten seidenen Rock, der gegen unten immer dunkler wurde, und an den Füßen kohlschwarze Schuhe. Gottschalk hätte gern die Sonne gefragt, aber er konnte nicht zu ihr hingehen, denn es war dort unerträglich heiß. Da stellte er sich, so nahe er konnte, hinter einen Strauch und schrie hinüber zur Sonne, ob sie ihm nicht sagen könne, wo das Schloß seiner Frau sei, es liege mitten im Walde in einem gar schönen Garten, dessen Bäume trügen goldene Äpfel und silberne Blüten, und das Dach des Schlosses sei aus purem Golde.

Die Sonne sprach zu ihm: „Lege dich nur unter einen Baum und schlafe dich aus, dieweil will ich überall hinscheinen und dir dann sagen, wo du hinzugehen hast.“ Die Sonne fing nun an zu sprühen und zu flammen, wie wenn man frisches Holz in einen Ofen wirft; sie leuchtete in jeden Winkel, aber sie sah kein Schloß mit goldenem Dach. Als sie nun dem Gottschalk sagte, daß sie nichts gefunden hätte, war er sehr traurig und verzweifelte schier. „Doch halt,“ sprach da die Sonne, „ich scheine nur bei Tag, mein Vetter, der Mond, scheint bei Nacht, vielleicht weiß es der. Geh' nur auf dem Weg rechts immer fort, du wirst schon hinkommen.“

Es verging manche Woche, und er mußte mancherlei Mühsal erdulden, bevor er dahin gelangte. Eines Abends bemerkte er ein weißes Silberlicht in der Ferne, und als er näher kam, sah er ein Glashäuschen, darin saß ein alter Mann, der hatte silberweiße Haare und einen Bart von gleicher Farbe, einen grauen Kapottrock mit silbernen Knöpfen und Schuhe mit silbernen Schnallen. In der kleinen Stube waren eine Menge silberne Fliegen, die schöner als Johanniswürmchen leuchteten und dann und wann in die Luft hinaus schwirrten und flimmerten. Aber kalt war's dort, daß Gottschalk am ganzen Leibe klapperte wie eine Mühle. Als ihn der Graubart erblickte, fragte er ihn verwundert, was er denn wolle. Da erzählte ihm Gottschalk alles und bat ihn, er möge doch sehen, wo das Schloß sei, in dem sein liebes Weib wohne, und er beklagte und verwünschte dabei seine frühere Dummheit und Neugier. „Sei nur still,“ sagte der Mond, „ich will alles tun, was ich nur kann. Lege dich schlafen, ich will unterdessen überall hinscheinen.“

Nun leuchtete der Mond, was er konnte, und leuchtete in jeden Winkel hinein, und die Käferchen flimmerten frisch drauflos, wie wenn's die Welt gelten sollte. Aber unser lieber Mond fand halt auch keine Spur von dem G'schloß. Als er das dem armen Gottschalk sagte, wurde der sehr traurig und fing bitterlich an zu weinen. „Sei nur still,“ sagte der Mond, „ich will dir einen Rat geben: Geh' zu meinem Gevatter, dem Winde, richte ihm einen Gruß aus und erzähle ihm deinen Kummer; er pfeift durch alle

Löcher, so wird er wohl schon auch dort geblasen haben. Geh' nur immerzu dorthin, woher der Wind bläst. Du wirst ihn schon antreffen." So mußte der arme Gottschalk nun abermals auf die Suche gehen. Er wanderte immer dem Winde entgegen, aber er brauchte viele Tage, bis er zur Wohnung des Gevatters kam. Endlich gelangte er an einen Berg, der hatte vier große Löcher, eins oben, eins unten, eins rechts und eins links, und inwendig war der Wind, der blies bald aus diesem Loch, bald aus jenem. Gottschalk wollte in das untere Loch hineingehen, da blies aber der Wind gerade heraus und schleuderte ihn weit weg, so daß dem armen Jungen alle Knochen weh taten und er laut schrie. Da guckte der Wind heraus und sah ihn dort liegen und fragte ihn, was er da zu suchen habe. Gottschalk richtete den Gruß vom Monde aus, darauf wurde der Wind freundlicher und nötigte ihn, in die Stube hereinzukommen. Sie gingen miteinander durch einen finstern Gang und kamen in eine Stube, in der ein Öllämpchen brannte. Jetzt konnte Gottschalk den Herrn Gevatter erst näher betrachten; er hatte ein grünes Mäntelchen an, das ihm bis an die Fersen reichte, und ein ebensolches Käppchen auf. Statt des Bauches hatte er einen Blasebalg, mit dem er bald zu diesem, bald zu jenem Loche heraus blies. Gottschalk setzte sich auf eine Bank, die in der Stube stand, und erzählte dem Winde alles; er bat ihn, er möchte sich doch seiner annehmen und ihm bald wieder zu seinem Weibe verhelfen. „Wenn sie wirklich auf der Welt ist," sagte der Wind, „so werde ich sie schon zu finden wissen; ich darf nur meine Gesellen rufen, die blasen in alle Weltgegenden; einer von ihnen wird sie doch schon gesehen haben." Er pfiff nun zu einem Loche hinaus, daß dem Gottschalk die Ohren gellten. Bald kam ein ganzer Klubb von solchen Kerlen daher, aber keiner wußte etwas von einem Schlosse mit goldnem Dach. Da sprach der Wind: „Jetzt hab' ich nur noch einen einzigen buckeligen Gesellen auf der Wanderschaft, wenn's der nicht weiß, so kann ich dir nicht helfen", und noch einmal pfiff er zu allen Löchern hinaus. Gottschalk glaubte, es sei nun aus, und gab sich schon darein, von seinen Brüdern ausgelacht und verhöhnt zu werden, da kam der Bucklige an. Der Meister fragte

ihn, ob er ein mit Gold gedecktes Schloß gesehen habe, das in einem wunderschönen Garten liege und worin eine verzauberte Frau sei. „Ich komme soeben daher," sagte der bucklige Geselle, „und habe dort Wäsche getrocknet. Es war ein hübsches Mädchen im Garten, aber sie hatte gräuliche Bocksfüße." Gottschalk sprang vor Freude wie ein junger Stör, als er das hörte, und bat den Wind, er möge ihn durch seinen Gesellen hinführen lassen, damit er doch bald zu seiner Frau komme. Der Wind befahl nun dem Buckligen, den jungen Burschen hinzubringen, und der Geselle tat es auch gern. „Ja," sagte er, als sie aus dem Berge herausgegangen waren, „wirst du mir auch nachkommen können? Denn es ist viele Meilen weit."

Das wäre nun freilich schwer gewesen, aber der Bucklige wußte gleich Rat, er nahm den Gottschalk, ohne ihn viel darum zu fragen, buckelkraxen und ließ sich so von seinem Meister fortblasen. Zwei Tage schwebte Gottschalk auf dem Rücken seines Gefährten zwischen Erde und Himmel, und erst am dritten Tage ließen sie sich nieder. Gottschalk wollte sich bei seinem Träger bedanken, denn er erkannte, daß er an Ort und Stelle war; doch als er sich nach ihm umschauen wollte, erblickte er statt des Windgesellen sein Weib, das mit Tränen in den Augen vor ihm stand. Wie staunte er, als er sie näher betrachtete und sah, daß sie ganz so wie andere Menschen gewachsen war und weder Bocksfüße noch irgendeine andere Ungestalt hatte. Sie umarmte und küßte ihn und sprach: „Schau, was du durch deine Neugierde verdorben hattest, das hast du durch deine Liebe und Ausdauer wieder gut gemacht; wir sind nun glücklich und werden wieder froh und selig leben."

Da erinnerte sich Gottschalk auch seines Vaters und seiner Brüder und des Grundes, warum er aus seinem Elternhause gewandert war, und bat seine Frau, daß sie mit ihm nach seiner Heimat reiste, und sie willigte gerne ein. Sie kleidete nun ihn und sich aufs prächtigste, und die Mutter, die inzwischen auch herbeigekommen war, versprach einen Wagen herbeizuschaffen. In wenigen Augenblicken kam auch einer durch die Luft geflogen, der war ganz aus Gold und mit sechs milchweißen Schimmeln be-

spannt. Sie stiegen nun ein, nachdem sie von der Mutter Abschied genommen hatten, und fort ging's im Galopp. Bald waren sie in der Heimat Gottschalks angelangt; da ließen sie den Wagen vor dem Hause des Vaters halten. Die Leute schauten alle zu den Fenstern hinaus und gafften sie an; daß es der Gottschalk von ehedem sei, fiel ihnen freilich nicht ein. Auch der Vater und die Brüder schauten heraus und erschraken nicht wenig, als der schöne Wagen bei ihrem Hause hielt und sie den Gottschalk erkannten. Der alte Bauer traute sich kaum, ihn anzureden, doch Gottschalk eilte auf den Vater zu, umarmte ihn herzlich und zeigte ihm dann seine schöne Frau. Der Alte freute sich über alle Maßen. Jetzt hatte der Dümmste die schönste und reichste Braut, und sollte nun die ganze Wirtschaft erhalten, so glaubten die Brüder. Gottschalk aber sagte: „Ihr habt zwar sehr übel an mir getan und mich beschimpft und verhöhnt, aber ich verzeihe es euch; die Wirtschaft schenke ich euch ganz und gar, denn ich habe genug und bedarf dessen nicht." Darüber freuten sich die Brüder und dankten ihm. Sein Weib blieb auch nicht zurück und schenkte ihren Schwägerinnen viele schöne Kleider und allerlei Edelsteine.

Gottschalk reiste dann wieder mit seiner Frau ab, nachdem er seinen Brüdern seine Erlebnisse erzählt und ihnen versprochen hatte, sie alle fünf Jahre zu besuchen; den Vater aber nahm er mit, und nun lebten sie alle vergnügt.

Aus ist das Liedl, aus ist der Tanz,
Madl, bring' Blumen, wind' mir 'nen Kranz.

Das Schneiderlein und die drei Hunde



Ein armes Schneiderlein hatte zu Hause nichts zu verlieren und ging auf Reisen. Es war schon lange marschiert, da kam es eines Tages in einen großen dunkeln Tannenwald und es pfiff und sang und war von Herzen vergnügt. Als es eine kurze Strecke in dem Walde gegangen war, kam ein großer Hund dahergelaufen, der bot dem Schneiderlein die Zeit und fragte, ob es ihn mitnehmen wolle? „Ich will dich schon mitnehmen, wenn du hinter mir herlaufen und mir untertänig sein willst." — „Das will ich," sprach der Hund und lief hinter ihm drein.

Als das Schneiderlein ein Stück Wegs weiter gegangen war, kam ein zweiter Hund gelaufen, bot ihm die Zeit und fragte, ob es ihn mitnehmen wolle? „Eigentlich habe ich mit einem Hunde schon zu viel", sprach das Ritterlein von der Elle, „wenn du mir aber untertänig sein willst und gehorsam, so magst du hinter mir herlaufen, dem andern zur Gesellschaft." — „Das will ich," sprach der Hund.

So ging's weiter und weiter, und als die drei Reisenden wieder ein Stück Wegs hinter sich hatten, kam ein dritter Hund, der fragte auch, ob ihn das Schneiderlein mitnehmen wolle? Da stutzte es aber, denn es wußte schon nicht, woher es das Futter für die zwei andern Hunde hernehmen sollte, doch dachte es zuletzt: „Aller guten Dinge sind drei" und sprach zu dem Hunde: „Wenn du mir treu und untertänig sein willst, magst du in Gottes Namen hinter mir herlaufen, wie die beiden andern."

Gegen Abend kamen sie aus dem Walde und sahen ein Dorf vor sich, und das erste Haus war ein Wirtshaus. Sprach das Schneiderlein: „Hunger haben wir alle vier, aber wie ein Sechskreuzerstück aussieht, habe ich seit lange vergessen." — „Nichts weiter als das?" sagte der erste Hund. „Geh du nur hinein und bestelle für vier Mann Essen und Trinken und kümmere dich nicht um das

bezahlen; dafür laß du uns sorgen." Dem Schneiderlein wuchs der Mut, als es das hörte, es schwang seine Elle dreimal lustig überm Kopf, ging in das Wirtshaus, schlug mit der Faust auf den Tisch und bestellte vier Gedecke und Essen, soviel das Haus vermöchte, Gesottenes und Gebratenes nebst Wein und Bier. Dann warf es sein Felleisen und seinen Hut auf die Bank, die Elle in die Ecke und sich selbst in einen bequemen Lehnstuhl.

Als nun das Essen aufgetragen war, ging die Tür auf und die drei Hunde stürzten herein, sprangen jeder auf einen Stuhl und fingen an zu essen und zu trinken, wie die Menschen, so daß die Wirtin über solchen Verstand die Hände überm Kopf zusammenschlug. Nach dem Essen sprach der eine Hund: „Nimm den Weg zwischen die Beine, laß aber alles hier liegen, es kommt dir nichts fort." Da ging das Schneiderlein mir nichts, dir nichts weg und die Wirtin ließ ihn gehen, weil er sein Felleisen, seinen Hut und seine Elle zurückgelassen; er wird gleich wiederkommen, dachte sie, und will sich nur im Ort umsehen. Sobald die Wirtin aber den Rücken gewandt hatte, packte jeder der Hunde eins der drei Stücke, sprangen zur Tür hinaus und brachten sie ihrem Herrn; da hatte die Wirtin das Nachsehen.

Guten Mutes zog das Schneiderlein weiter; einer der Hunde lief voraus und zeigte den Weg. Bald kamen sie wieder in den Wald, und nachdem sie schon manchen Schritt und Tritt darin getan hatten, an einen freien Waldplatz, worauf ein großes Schloß stand. Da blieb der Hund stehen. „Hast du Mut?" fragte er das Schneiderlein. „Mehr als Geld," war die Antwort. „Dann binde uns an ein Seil, führe uns in das Schloß und verkaufe uns den Riesen, die da wohnen. Trau ihnen aber nicht, denn sie sind tückisch und arglistig. Damit du vor ihnen sicher bist, wollen wir dir jeder etwas schenken, das wende wohl und klug an und dein Glück ist gemacht." Sprach's und gab ihm ein Salbentöpfchen. Wenn man mit der Salbe einen Stuhl bestrich, dann blieb jeder daran hängen, der sich darauf setzte. Der zweite Hund gab ihm ein Stöcklein, wen man damit aufs Haupt schlug, der tat keinen Pieps mehr. Der dritte gab ihm ein Hörnlein: „Wenn du in Not kommen solltest, blase nur darauf und wir werden

dir helfen." — „Ich muß erst versuchen, ob ich auch blasen kann," sagte das Schneiderlein, „wenn man so harte Arbeit tut wie ich, dann wird einem der Atem kurz," setzte das Hörnlein an den Mund und blies hinein. Ach was das für einen Klang hatte! Es war aber nicht des Schneiderleins Atem, der ihm den Klang gab, denn der war so dünn wie eine Nähnadel.

Es steckte jetzt getrost die drei Stücke ein, band die Hunde an und ging mit ihnen in das Schloß. Da kam es oben an der Treppe in einen weiten und hohen Saal, wo die Riesen an einer langen Tafel saßen und aus Bechern tranken, deren jeder wohl ein Viertelohm faßte. Das Schneiderlein zog höflich seinen Hut und fragte, ob die Herren Riesen nicht drei schöne Hunde kaufen wollten? Sie beschauten die Hunde rechts und links und sprachen: „Wir behalten sie und wollen sie gleich in den Stall sperren, warte du derweil, bis wir wiederkommen, dann bekommst du dein Geld." Dabei lachten sie boshaft einander zu und warfen Blicke auf das Schneiderlein, von denen es sich nichts Gutes versprach. „Pfeift der Wind aus dem Loche," dachte der Ritter von der Elle, „dann will ich euch schon den Spaß verderben," und er kletterte an allen Stühlen hinauf und schmierte sie mit seiner Salbe ein, oben und unten, vorn und hinten. Das war sein Glück, denn draußen hielten die Riesen Rat, wie sie das Schneiderlein mit Ehren totmachen und fressen könnten; es sei zwar ein magerer Bissen, aber Menschenfleisch war ihnen etwas Neues, und sie wollten vorliebnehmen, bis sie etwas Besseres bekämen.

Als sie wieder hereinkamen, sprachen sie: das Schneiderlein habe sie im Handel betrogen, die Hunde seien nicht soviel wert und es müsse gefressen werden. Sprach das Schneiderlein: „Ich will gern sterben, wenn ich es verdient habe, aber nicht ohne Urteil und Recht. Haltet zuvor ordentlich Gericht über mich, dann will ich mich verteidigen." Die Riesen lachten, rückten die Stühle in einen Halbkreis und sprachen: „Nun fang an, du Erdwurm." „Setzt euch alle zuvor, wie es einem ordentlichen Gericht gebührt." Als sie dies getan hatten, nahm das Schneiderlein einen Schemel, setzte sich vor sie hin, stopfte sich eine Pfeife und blies

die dicken Wolken so vor sich hin. „Wird's bald?" fragten die Riesen. „Ei, ich bin schon fertig, nun mögt ihr euch verteidigen, denn ich verurteile euch alle zum Tode." Die Riesen lachten anfangs, als ihnen die Sache aber zu lange dauerte, wollten sie aufstehn und das Schneiderlein fassen, da klebten sie alle fest und keiner konnte ein Glied rühren. „Nun, wird's bald?" frug das Schneiderlein und lachte, nahm sein Stöckchen und schlug sie alle auf die Köpfe, einen nach dem andern, da fielen sie hin und waren tot.

„Jetzt will ich von der Arbeit ausruhen," sprach das Schneiderlein zu sich selbst, aber darin betrog es sich gewaltig. Im selben Augenblick hörte es, wie einer mit schweren Tritten die Treppe heraufkam, die Tür flog auf und herein schritt ein Riese, noch einmal so groß als die andern. Das war aber der Riesenkönig, der eben von der Jagd nach Hause kam. Als dieser sah, was vorgegangen war, fragte er das Schneiderlein, wer die Riesen ermordet habe? „Das hab' ich getan." — „Hast du das getan, dann bekommst du deine Strafe dafür. Zum Fressen bist du zu schlecht, aber als Spatzenscheuche kannst du allenfalls dienen, darum will ich dich in den Garten aufhängen." Sprach's, hob das Schneiderlein bei den Beinen auf und trug es in den Garten, wo ein hoher Galgen stand. Er setzte es oben drauf und fing an, die Schlinge zu drehen. Da besann es sich kurz, zog sein Hörnlein aus dem Sack und blies aus Leibeskräften hinein, daß es zehn Meilen in die Runde scholl. Mit einemmal standen die drei Hunde da und hatten ihre zerrissenen Ketten am Halse. „Schneiderlein, steig' herab!" sprach der erste. „Ich darf nicht, der da will mich hängen." Da fielen die drei Hunde über den Riesenkönig her und zerrissen ihn in tausend Stücke.

Das Schneiderlein warf sich vor lauter Freude den Hunden an die Hälse und tanzte wie besessen auf einem Bein herum. Der erste von den Hunden aber sprach: „Jetzt ist das Schloß von den Riesen befreit und erlöst, nun mußt du uns dreien noch die Köpfe abhauen." — „Das tue ich nun und nimmermehr," sprach das Schneiderlein. „Dann zerreißen wir dich wie den Riesen." — „Ja, wenn ihr durchaus nicht anders wollt, dann tue ich euch

den Gefallen.“ Er holte ein Schwert, faßte es mit beiden Händen und schlug den Hunden die Hälse ab, drehte sich dann aber schnell herum, denn er konnte kein Blut sehen. Da rief es hinter ihm seinen Namen, erschrocken fuhr das Schneiderlein auf, und siehe da stand ein König vor ihm mit zwei wunderschönen Prinzessinnen. Der sprach: „Du bist unser Erlöser, denn wir waren die drei Hunde und waren verwünscht. Zum Danke dafür gebe ich dir eine von meinen Töchtern zur Frau.“ Da griff das Schneiderlein rasch nach der Ältesten und sie gingen zum Schlosse. Aller Zauber, welchen die Riesen darüber gesprochen, war gelöst und die Zimmer wimmelten von Hofherren und Dienern. Als sie aber durch die Fenster schauten, war der ganze Wald zu einer prächtigen Stadt geworden, die kleinen Bäume zu Häusern, die großen zu Kirchen und Kirchtürmen, die Vögel zu allerlei fleißigen Menschen, und Jubel und Freude war, wohin man schaute. Am folgenden Tag wurde die Hochzeit gehalten, und wären du und ich dazu gekommen, denk' mal, was wäre das für Freude gewesen!

Die Prinzessin von Tiefental



Zur Zeit als es noch schöner in der Welt war wie heutzutage, geschah es, daß ein Wachtmeister des Soldatenlebens müde wurde und desertierte. Im ersten Wirtshaus über der Grenze machte er halt, denn er war scharf geritten und müde, das war sein Pferd auch. Er saß nicht lange im Zimmer, da trabte etwas über die Landstraße daher und hielt vor dem Wirtshaus: als er herausschaute, waren es zwei Husaren. Nun war guter Rat teuer, denn er glaubte, die kämen ihn einzufangen; er sagte rasch dem Wirt, daß er Deserteur sei, und der gute Wirt versteckte ihn in die Nebenkammer. Die zwei Husaren traten herein und fragten: „Ist nicht ein Wachtmeister von den Husaren hier eingekehrt?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte der

Wirt. „Hier hilft kein Leugnen," sprachen die Husaren, „wir haben sein Pferd im Stalle gesehen, und er muß hier sein, aber er mag nur hervorkommen, denn wir sind auch desertiert." Als der Wachtmeister das hörte, sprang er aus der Kammer heraus und rief: „Dann seid willkommen, ihr Brüder," und sie waren alle drei lustig und guter Dinge. Endlich sprach der Wachtmeister: „Es ist nicht gut, daß wir drei zusammen weiterreiten, geht ihr voraus, ich komme nach." Das geschah, die Husaren machten sich auf den Weg, und eine Viertelstunde nachher folgte der Wachtmeister.
Er war schon eine Stunde weit geritten, da traf er auf zwei Holzhacker und fragte sie, ob nicht zwei Husaren vorbeigeritten wären? „Jawohl, vor einer Stunde" war die Antwort. Der Wachtmeister ritt noch schärfer zu, und als er wiederum eine gute Strecke weiter war, fand er ein paar Leute am Wege, welche Steine klopften. „Sind nicht zwei Husaren hier vorbeigeritten?" fragte er. „Jawohl, vor etwa zwei Stunden," sprachen die Leute. Da ritt er noch besser zu und sah bald einen Dreiweg vor sich. Was nun machen? „Ich will mein Pferd gehen lassen," dachte er, „vielleicht weiß das besser den rechten Weg wie ich." Das Pferd lenkte eben rechts in den Wald ein und ging immer und immer zu, und es wurde immer dunkler und dunkler, so daß man keine Hand vor den Augen sah. Plötzlich stutzte das Pferd und wollte nicht weiter. Der Wachtmeister stieg ab und untersuchte den Boden, da fand er, daß er am Rande eines tiefen Grabens stand. Er ging zurück, band den Gaul an den nächsten Baum und legte sich nieder, um den Tag abzuwarten und dann zu sehen, was das sei. Nach einiger Zeit ging der Mond hinter den schwarzen Wolken hervor, und siehe, da lag ein großes schwarzes Schloß vor ihm, und an einem Fenster brannte ein helles Licht. Er setzte sich wieder zu Roß und ritt um das Schloß herum. Als er an die Brücke kam, wurde sie niedergelassen, und er trabte in den Schloßhof hinein. Alsobald traten viele schwarze Diener auf ihn zu, nahmen sein Roß und führten es in den Stall; ihn aber führten sie in das Schloß und in einen Saal, der war ganz schwarz ausgeschlagen. Da war eine prächtige Tafel gedeckt und Speisen aller Art standen darauf, nur waren die Schüsseln und

Teller, Gabeln und Messer alle schwarz. Das kümmerte den Wachtmeister nicht, denn er war müd und hatte argen Hunger, und so ließ er es sich ganz vortrefflich schmecken.

Gegen elf Uhr ging die Türe auf, und herein trat eine schöne Jungfrau in königlichen Kleidern; sie war aber ganz schwarz und hatte zwei Kammerjungfern zu ihrer Seite, eine zur Rechten, die andere zur Linken. Sie grüßte ihn freundlich und sprach: „Auf dich habe ich schon viele hundert Jahre gewartet, denn du sollst mein Erlöser sein. Willst du drei Nächte hier schlafen und schweigen und dich nicht fürchten, was auch um dich vorgehen mag, dann hast du das Schwerste vollbracht und wir werden glücklich sein auf ewige Zeit." — „Ei, das will ich schon," sprach der Wachtmeister. „Wer so lange gedient und so viel Pulver gerochen hat, wie ich, der hat verlernt, was Fürchten heißt." — „Rühme dich nicht zu früh," sprach die Prinzessin, lächelte ihm holdselig zu und ging mit ihren Kammerjungfern fort. Der Wachtmeister war aber im neunten Himmel, denn die Prinzessin war gar zu schön und sein Herz in heller Liebe zu ihr entbrannt. Er warf sich ganz glückselig auf das schwarze Bett, welches nebenan in einer prächtigen schwarzen Schlafkammer stand; ans Schlafen aber dachte er nicht.

Als es zwölf Uhr schlug, tat es einen Schlag, als sollte die Welt untergehn. Zugleich flog die Türe auf und drei schwarze Männer traten herein und setzten sich an den Tisch. Einer von ihnen zog Karten aus dem Sack, mischte sie und sprach: „Drei sind wir, aber zum Spiel gehören vier." — „Der vierte ist der Wachtmeister, der dort in der Kammer auf dem Bette liegt," sprach der andere. „Ich will ihn holen, er muß mitspielen," sagte der dritte, ging zu dem Bette und lud den Wachtmeister zum Spiele ein. Der stand auf, setzte sich zu ihnen und spielte mit, schlug kräftig mit der Faust auf den Tisch, wenn er auftrumpfte, gewann und verlor, aber er sprach kein Wort. Die andern gaben sich zwar alle Mühe, ihn zum Sprechen zu bringen, sie fragten ihn allerhand, schimpften ihn, taten als ob sie ihn schlagen wollten, er aber hielt sich ganz ruhig und schwieg. Da schlug es ein Uhr, die drei Männer rafften in aller Eile ihre Karten zusammen, und fort

waren sie. Der Wachtmeister aber legte sich zu Bett und schlief bis zum hellen Tage. Die Diener brachten ihm, sobald er aufstand, sein Frühstück; sie hatten jetzt alle Gesichter weiß und rot, wie andere Menschen, die Schüsseln und Tassen hatten weiße Ränder und die Messer und Löffel weiße Stiele; auch die Decke seines Zimmers war weiß geworden und die Laken und Kissen auf seinem Bette. Da öffnete sich die Tür, und die Prinzessin trat ein und grüßte ihn noch viel freundlicher als das erstemal, und er bemerkte, daß auch sie einen weißen Schleier trug, der wallte ihr bis auf die Brust herab. „Nun halte nur noch zwei Nächte aus, mein Erlöser," sprach sie, „und alles ist gut. Laß dich nichts anfechten, was auch um dich herum vorgehen mag, es geschieht dir nichts zuleide." Alsdann reichte sie ihm holdselig lächelnd ihre Hand und verschwand wieder mit ihren beiden Kammerjungfern.

Dem Wachtmeister hüpfte das Herz im Leibe wie ein Eichhörnchen und er vergaß Himmel und Erde über der wunderschönen Prinzessin. „Wo mag die nur ihren Aufenthalt haben?" dachte er, und da ihm ohnedies nichts als das Sprechen bei der Nacht verboten war, so ging er einmal im Schlosse herum, von einem Zimmer ins andere. Nein, was das eine Pracht und Herrlichkeit war! Gold und Silber und Samt und Seide überall, wohin man blickte, so daß man sich gar nicht satt sehen konnte. Wenn der Wachtmeister mit dem letzten Zimmer fertig war, fing er wieder mit dem ersten an und tat nichts anderes als sehen und sehen. Mittags stand sein köstliches Mahl auf dem Tisch und abends wiederum. Gegen zwölf Uhr tat es wiederum einen Schlag, daß die Schindeln auf dem Dach rasselten und die Fenster und Türen fast aus den Angeln flogen. Der Wachtmeister, welcher sich schon zu Bette gelegt hatte, richtete sich auf und schaute auf die Türe hin. Da kam einer der Männer vom vorigen Abend und brachte eine lange, blutrote Tischplatte, die beiden andern hatten Messer, Hackmesser und Schlachtbeile und waren, wie auch der erste, über und über mit Blut bespritzt. Sie legten die Platte über ein paar Tische und fingen an ihre Messer zu wetzen und die Hackmesser und Beile zu schleifen. Dazwischen unterredeten sie

sich, wie sie den Wachtmeister schlachten wollten. Der eine sollte ihn mit dem Beil vor die Stirn schlagen, wie einen Ochsen, der andere ihn mit dem Schlachtmesser zerschneiden und der dritte das Fleisch zerhacken. Da wurde es dem Wachtmeister zwar ein wenig schwül, aber er biß sich die Zunge und hielt aus, er gab auch keinen Laut von sich, als sie kamen, ihn zu packen. Ehe sie aber noch an seinem Bette waren, schlug es eins, und da liefen sie, was gibst du, was hast du, packten ihre Siebensachen zusammen und waren weg, ehe man eine Hand umdreht. Der Wachtmeister atmete frisch auf und schlief auf den ausgestandenen Schrecken wie ein Prinz. Als er wieder aufwachte, da war es gar freundlich und hell um ihn her, das ganze Zimmer war weiß geworden und nur das Schloß an der Tür noch schwarz. Als die Diener ihm das Frühstück brachten, trugen sie weiße Kleider und hatten nur noch schwarze Kragen und Handschuhe. Ebenso die Prinzessin und ihre Kammerjungfern. Wie war die jetzt so schön und wie war sie erst jetzt so freundlich! Sie sprang ordentlich ins Zimmer herein vor lauter Freude und drückte dem Wachtmeister die Hand und sprach: „Jetzt halte nur noch eine Nacht aus, mein Erlöser, und fürchte dich nicht; dir kann nichts geschehen; dann ist das Schwerste überstanden und wir sind glücklich auf ewig." Der Wachtmeister war ganz außer sich vor Glück und schwur ihr hoch und teuer, er wolle sie erlösen, und sollte er auch in Stücke zerhackt werden.

Nachdem die Prinzessin fort war, ging der Wachtmeister wiederum durch die Zimmer des Schlosses und betrachtete sie eins nach dem andern. Er wußte die Zeit nicht besser totzuschlagen, als daß er sie alle abmalte, denn sein Vater war ein Kunstmaler gewesen und hatte ihn in der Malerei gehörig unterrichtet, so daß er alles malen konnte, was er nur sah. Als es kaum zwölf Uhr in der Nacht geschlagen hatte, da krachte es wieder, daß ihm fast Hören und Sehen verging. Zugleich sprang die Tür auf und einer von den Männern kam herein und trug einen ungeheuren Kessel auf den Schultern, der andere rollte ein Faß Öl herein und der dritte trug eine schwere Last Holz. Sie hingen den Kessel in der Mitte des Zimmers auf, gossen das Öl hinein und mach-

ten Feuer darunter an. Währenddessen sprachen sie zueinander: heute würden sie Ernst machen und den Wachtmeister lebendig in dem Öl sieden; bis jetzt hätten sie ihn nur schrecken wollen; und sie schürten das Feuer immer ärger, so daß es ihm in seinem Bette heiß wurde und er meinte, das ganze Schloß müsse in Flammen aufgehen. Er dachte aber bei sich: Bangemachen gilt nicht, und lag ruhig da und schwieg, wie der Fuchs, wenn er den Geist aufgegeben hat. Als das Öl nun recht kochte und große Blasen warf, da streiften die drei Kerle die Hemdärmel in die Höhe, rieben die Hände und riefen: „Jetzt muß er hinein!" Also liefen sie auf ihn zu, aber da schlug es ein Uhr, und es tat einen Donnerschlag, daß die Fenster und Türen aus den Angeln fuhren. Die drei Kerle, das Feuer und der Ölkessel verschwanden in einem Augenblick, dagegen entzündeten sich tausend Lichter wie von selbst in dem Saal, und war da eine Pracht, daß es nicht zu sagen ist. Draußen erscholl eine fröhliche Musik, die Tür flog auf und eine ganze Reihe von hohen Herren und Damen kam herein, zuletzt die Prinzessin, und alle waren schneeschloßenweiß und in Gold und Silber gekleidet. Sie aber flog auf den Wachtmeister zu, küßte ihn und schloß ihn in ihre Arme und rief: „Sei willkommen, mein herzliebster Erlöser und Gemahl!" Und als sie das gesagt hatte, steckte sie ihm ihren goldnen Ring an den Finger und hing ihm ihre goldne Kette um den Hals; da neigten sich die hohen Herren und Damen dreimal vor ihm und alles war Jubel und Freude.

Sprach die Prinzessin: „Jetzt bleibt uns nur noch eins übrig, wir müssen aus dem Schloß und in meines Vaters Königreich. Wir dürfen aber nicht zusammen herausgehn, auch mußt du es in deiner alten Kleidung verlassen. Reite voraus, ich folge dir mit meinem Hofgesinde nach, aber laß dich durch nichts aufhalten und laß niemand dich mit Händen berühren, es würde uns beiden großen Kummer bringen." — „Hab' ich bis jetzt alles fertig gebracht, dann kann ich es auch ferner," sprach der Wachtmeister, schwang sich auf sein Roß und ritt weg. Als er über die Brücke kam, sah er am Wallende ein kleines Haus, und unter der Tür saß ein altes Weibchen, welches spann. Es bot ihm die

Zeit und sprach: „Ei, Ihr seid mir ein feiner Herr, daß Ihr so Euren Zopf hängen laßt und nicht aufsteckt, wie es einem ordentlichen Soldaten ziemt.“ Damals trugen nämlich die Soldaten noch Zöpfe. Als der Wachtmeister an den seinen griff, da hing er in der Tat herab und er gab sich vergebens alle Mühe, ihn wieder aufzustecken. Indem rollte es an der Brücke, als wenn viele Wagen kämen, und das Weibchen sprach: „So eilt Euch doch, da kommt die Prinzessin angefahren, was wird die von Euch denken.“ Er konnte aber mit dem Zopfe nicht fertig werden, sprang vom Rosse und bat das Weibchen, es möge ihm den Zopf aufstecken. „Von Herzen gern,“ sprach es, ließ sein Spinnrädchen stehen und schlich zu ihm. Kaum aber hatte es den Zopf berührt, da sank er zu Boden und lag in einem festen Zauberschlaf. Gleich nachher kam die Prinzessin mit ihrem Hofstaat angefahren. Ach, wie war sie so untröstlich über ihr trauriges Schicksal; aber was war da zu machen? Sie schrieb auf ein Papier:

„Wenn du mich willst wiedersehen,
Mußt du ins Königreich Tiefental gehen“

und gab es ihm in die Hand, steckte eine Wunschbörse, welche nie leer wurde, in seinen Sack und fuhr weiter, denn hier war ihres Bleibens nicht mehr; weiter konnte sie nichts für ihn tun.

Also lag der Wachtmeister Jahr und Tag in tiefem Schlafe, bis die Zeit herum war; da erwachte er, fand das Papier in seiner Hand und erkannte nun wohl, wie er von dem alten Weibchen betrogen worden war. Er zog alsbald seinen Säbel, lief ins Häuschen und griff die böse Hexe bei den Haaren, während er schrie: „Willst du mir jetzt den Weg nach dem Königreich Tiefental zeigen, oder soll ich dich in Fetzen hauen?“ Da jammerte die Alte und versprach ihm alles mögliche, wenn er sie nur gehen ließe, heimlich aber sann sie wiederum auf schlimmen Verrat. Nachdem er sie losgelassen hatte, wies sie ihm einen Weg, den solle er gehen, und er würde unfehlbar nach Tiefental gelangen. Der Wachtmeister nahm ihr noch ein paarmal mit der flachen Klinge auf dem Rücken das Maß, dann schwang er sich zu Pferde, und fort ging's wie der Sturmwind.

Nach drei Tagen kam er in einen Wald; als er hindurch war, sah er abends von fern ein Licht. Er ritt darauf zu und kam an ein Haus, das sah just wie ein Einsiedlerhäuschen aus. Als er eintrat, saß da eine alte Frau, die bat er um Nachtherberge. „Ach guter Freund," sprach sie, „wer Euch zu mir gewiesen hat, der hat Euch nicht wohlgewollt, denn meine Söhne sind Menschenfresser und sie verschonen niemanden. Euch aber sollen sie nichts zuleide tun, denn Ihr habt schon genug ausgestanden, ich weiß alles. Versteckt Euch nur vor der Hand, damit sie nicht so auf Euch losfallen können." Das tat der Wachtmeister, und es war auch die höchste Zeit. Denn kaum war er in Sicherheit gebracht, da brauste es in der Luft wie vom größten Sturm; dann fuhr die Tür auf und der älteste von den Söhnen polterte herein.

„Menschenfleisch riech' ich,
Menschenfleisch genieß' ich!"

schrie er und tobte in der Kammer umher, aber die alte Frau packte ihn bei den Schultern und warf ihn auf eine Bank nieder, daß es krachte. „Da setz dich hin und rühre dich nicht, du bekommst schon satt," sprach sie. Indem rauschte es abermals draußen, als wenn der Vogel Greif herangeflogen käme, die Tür fuhr auf, und der zweite von den Söhnen stürzte herein, schnüffelte in der Kammer herum und schrie:

„Menschenfleisch riech' ich,
Menschenfleisch genieß' ich!"

Da packte die alte Frau ihn auch und setzte ihn unsanft neben den ersten auf die Bank nieder. „Da bleibt ihr jetzt sitzen, ihr langen Schlingel," sprach sie, „und hört was ich euch sage." Anfangs brummten sie wohl noch, aber da hob die Alte ihren Finger und sie wurden mäuschenstill. Dann holte sie den Wachtmeister aus seinem Versteck hervor. Als der älteste von den Söhnen ihn sah, rief er: „Mutter, was ist das für ein fremdes Tier?" — „Das ist ein Wachtmeister, mein Sohn," sprach die Frau, „und ihr sollt ihn in das Königreich Tiefental tragen." Da brummten sie wieder, sprachen, das wäre gar zu weit und er wäre ihnen zu schwer;

aber die Alte gab ihnen gute Worte, erzählte ihnen seine Geschichte und plauderte ihnen so viel vor, daß sie endlich versprachen, ihn mit seinem Pferde nach Tiefental zu tragen; der jüngste wollte ihn nehmen und der älteste, der auch der stärkste war, das Pferd. Der Wachtmeister dankte ihnen und der Frau hunderttausendmal. Nachdem sie nun alle gegessen und getrunken hatten, kam es wie ein tiefer Schlaf über ihn, und als er wieder erwachte, lag er neben seinem Pferd im hohen Gras, und vor ihm glänzte und leuchtete eine stolze Stadt mit hundert Türmen. Er stieg zu Roß, ritt auf die Stadt zu und fragte die Leute, wie die Stadt heiße? Das sei die Hauptstadt vom Königreich Tiefental, sagten sie. Fröhlichen Mutes trabte er hinein und nahm noch am selben Tage Dienst unter den Soldaten als Rekrut. Als es am folgenden Morgen ans Exerzieren ging, hei, da verstand er das viel besser als die Korporale und Feldwebel, so daß der König ihn sogleich zum Hauptmann machte. Die Mannschaft, welche er kommandierte, sah aber schlecht aus, sie hatte Monturen aller Art und dazu noch zerrissene. Das konnte er nicht sehen und ließ sie sofort neu auskleiden und die alten Kleider den Armen geben. Was da der König für Augen machte, als bei der Revue der neue Hauptmann heranmarschiert kam! Er kannte seine eigenen Soldaten nicht mehr wieder, und kurzum, er war so entzückt darüber, daß er den Hauptmann mit an seiner Tafel speisen ließ und drei Tage darauf ihn zum General der ganzen Kavallerie ernannte. Jetzt wurde die Wunschbörse noch ärger angezapft; alle Pferde vom ganzen Regiment wurden verkauft und neue stattliche Tiere dafür angeschafft. Hundert Schneider mußten herbei und Tag und Nacht nähen, bis das ganze Regiment neu ausgekleidet war. Dadurch kam der General so in Gnade bei dem König, daß dieser ihm ein Stück Land gerade neben dem Schloß schenkte und ihm erlaubte, sich daselbst ein Schloß zu bauen.

Nun setzte sich mein General hin und macht selbst den Plan von dem Schloß, und macht ihn genau so, wie das Schloß gewesen war, worin er die Prinzessin erlöst hatte. Dann ließ er, als alles fertig dastand, ein Dutzend Maler kommen, die mußten das

Schloß gerade so malen, wie er es ihnen sagte und zeigte, denn er hatte die Abzeichnungen der Zimmer aus dem verwünschten Schloß mitgebracht. Endlich wurden Diener angeschafft und so gekleidet, wie die Diener der Prinzessin am Tage ihrer Erlösung gekleidet gewesen waren. Ach da war viel nicht genug, und das Geld flog nur so weg. Eben war sein Schloß fertig, da kam eine Staffette an den König, die meldete, in Zeit von zwei Tagen würde die Prinzessin anlangen, und gab einen Brief ab, worin stand, sie sei von einem Wachtmeister erlöst worden, aber ihr Erlöser liege im Zauberschlaf vor dem verwünschten Schloß. Sogleich ließ der König den General kommen und erzählte ihm alles, befahl ihm auch, an der Spitze des Heeres der Prinzessin entgegen zu ziehen und sie feierlich zu empfangen. Der General sagte bloß: „Euer Majestät befehlen," und ließ sich gar nichts merken.
An dem bestimmten Tage holte er die Prinzessin an der Grenze ab und führte sie unter großem Jubel des Volkes in die Hauptstadt. Sie erkannte ihn nicht; wie hätte sie auch darauf kommen sollen, daß der von Gold und Ordenszeichen strotzende General ihr Erlöser sei, von dem sie nicht anders wußte, als daß er noch am Wall des Schlosses im Zauberschlaf liege. Als sie aber an ihres Vaters Schloß kam und das des Generals daneben neu erbaut sah, da erstaunte sie nicht wenig, und ihre erste Frage bei Tische war an ihren Vater, wem doch das prächtige, stolze Schloß gehöre? „Das gehört unserm General," sagte der König und konnte ihr nicht genug von ihm erzählen. „Ei das Schloß muß ich sehen," sprach sie, und nach Tische führte der König sie dahin. Als ihr die Diener entgegen kamen, sprach sie: „Vater das wundert mich." — „Was, mein Kind?" — „Ei, die Bedienten, die hat der General nicht nach seinem Kopf so gekleidet." Als sie in das erste Zimmer trat, rief sie: „Vater, das erstaunt mich!" — „Was, mein Kind?" — „Ei, das Zimmer hat der General nicht nach seinem Kopf so gemalt." Als sie in das zweite Zimmer kam, sprach sie gar nichts mehr, in dem dritten wurde sie totenblaß, und im vierten wäre sie in Ohnmacht gefallen, wenn der General nicht in seiner Wachtmeisters-Uniform herbeigesprungen wäre und sie gehalten hätte. „Was ist das, mein Kind?" rief der

König erstaunt. Sie aber sprach: „Das ist mein Erlöser und Euer General," und da mußte er ihren Ring und ihre Kette zeigen. Jetzt war des Jubels kein Ende, und eine solche Hochzeit wie die war, ist im ganzen Odenwald noch nicht gehalten worden.

Hahnchen und Hennchen



Es war einmal ein Hahnchen und ein Hennchen, und wie die so auf der Straße spazieren gingen, fand das Hennchen ein Gerstenkorn und das Hahnchen einen Brief. Mein Hennchen fraß eins, zwei, drei das Gerstenkorn auf, aber mein Hahnchen verwahrte sich seinen Brief.

„Höre, Hennchen," sagte das Hahnchen, „in meinem Briefe steht, ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden!" — „Dann gehe ich mit!" sagte das Hennchen, „und werde Frau Papstin!" Und so wanderten sie hinaus in die Welt, um nach Rom zu kommen.

Als sie ein Endchen gegangen waren, trafen sie einen Heigster (Elster); der fragte wohin sie wanderten. „Ich habe einen Brief gefunden," sagte das Hahnchen, „und darin steht, ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden!" — „Und ich gehe mit!" sagte das Hennchen, „und werde Frau Papstin!" — „Ich gehe auch mit!" sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!" — Und so ging er auch wirklich mit.

Nach einer Weile trafen sie einen Sperling, der fragte, wohin sie wanderten. „Ich habe einen Brief gefunden," sagte das Hahnchen, „und darin steht, ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden!" — „Und ich gehe mit," sagte das Hennchen, „und werde Frau Papstin!" — „Und ich gehe auch mit," sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!" — „Ich gehe auch mit!" sagte der Sperling, „und werde dort Schäffer aller Ding'!" — Und so ging er auch wirklich mit.

Wieder nach einer Weile trafen sie einen Fuchs; der fragte, wohin sie wanderten. „Ich habe einen Brief gefunden," sagte das Hahnchen, „und darin steht, ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden!" — „Und ich gehe mit!" sagte das Hennchen, „und werde Frau Papstin!" — „Und ich gehe auch mit!" sagte der Heigster, „und were dort Heigster, feister Kellermeister!" — „Und ich gehe ebenfalls mit!" sagte der Sperling, „und werde dort Schäffer aller Ding'!"

„Kinder," sagte der Fuchs, „ihr wollt nach Rom? Und kennt doch nicht den Weg dahin! Ich freilich kenne ihn, könnte ihn auch zeigen; — aber für heute ist's schon zu spät, es wird ja bereits dunkel. Ich schlage euch vor, kommt mit mir in meine Wohnung und ruht euch die Nacht über aus. Und morgen zeige ich euch den Weg, und ihr könnt mit frischen Kräften weiter wandern."

Die viere waren es zufrieden und folgten dem Fuchs in seine Wohnung. Als sie dort angekommen waren, schloß der Fuchs alle Zugänge und Fenster, so daß sie im Finstern saßen. „Und nun, Hahnchen," sagte er, „sing' mir ein Lied!" Aber das Hahnchen antwortete: „Mein Gott, Fuchschen, wie sollte ich wohl dazu kommen, ein Lied zu singen! — Aber vielleicht lern' ich's, wenn du mir eins vorsingst." — „Ich will dir ein Lied singen!" sagte der Fuchs und fing an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, da hast du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte viel Arbeit, und ich kam immer so spät ins Bett; und doch sollt' ich schon wieder aufstehen, sobald der Hahn krähte! Und du krähtest immer so früh und brachtest mich um meine Ruhe. Dafür beiß' ich dir jetzt den Kopf ab."

Gesagt, getan! Der Fuchs biß dem Hahnchen den Kopf ab und kehrte sich darauf zum Hennchen und sagte: „Nun sing du mir ein Lied!" — „Ach Gott, ach Gott!" sagte das Hennchen, und war schon ganz verängstigt und zitterte am ganzen Leibe, „liebes Fuchschen, wie sollt' ich verstehen, ein Lied zu singen? Wahrhaftig, ich kann keins!" — „Na, dann höre zu," sagte der Fuchs, „ich werde dir eins vorsingen!" Und damit fing er an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast

du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte viele Eier, und ich brachte ihr doch schon gewissenhaft jedes Ei aus dem Stall! Aber du schriest immer: ‚Schock! Schock! Schock!' Das brachte die Frau so auf, daß sie noch immer mehr Eier, ein ganzes Schock, haben wollte. Dafür beiße ich dir jetzt den Kopf ab!"
Gesagt, getan! Der Fuchs biß dem Hennchen den Kopf ab und kehrte sich dann zum Heigster und sagte: „Nun, Heigster, sing' du!" — „Ich soll singen?" rief der Heigster. „Mein Gott, Fuchschen, das hab' ich ja nie gekonnt." — „Dann will ich dir etwas vorsingen!" sagte der Fuchs und fing an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte so viele Dienste und schickte mich oft in die Stadt bei gutem und bei schlechtem Wetter; und ich kam manchmal ganz bekleetert nach Hause. Und du schriest mir das noch auf der Straße nach. Dafür beiße ich dir jetzt den Kopf ab."
Gesagt, getan! Der Fuchs biß dem Heigster den Kopf ab und kehrte sich darauf zum Sperling und sagte: „Na, Sperling, nun sing' du mir ein Lied!" — „Herzlich gern, liebes Fuchschen!" sagte der Sperling; „aber ich kann nur singen, wenn es hell ist; im Finstern hier vergeht mir alle Lust. Mach' doch ein Ritzchen von einem Fenster auf!" Das tat der Fuchs auch; er kratzte so viel Sand weg, daß es ein ganz nettes kleines Loch gab. Als er aber damit fertig war, flog mein Sperling hindurch und setzte sich draußen auf einen hohen Baum. Und von dort aus sang er:

„Sperling ist ein kleines Tier,
Hat ein kurzes Schwänzchen,
Sitzt vor Fuchsens Kammertür,
Macht ein Reverenzchen."

Was half es dem Fuchs, daß er sich schwer darüber ärgerte? Doch er hatte ja noch die drei Geköpften neben sich, damit tröstete er sich zuletzt und fraß die auf.

Der Teufel und der Exekutor



Då es mäll der Däiwel op Raise wiäst, driepet (trifft) 'n Exekuter, un — lëike Münke (gleiche Mönche), lëike Kappen — se maked Gesellschop. Se kuiert (sprachen) niu van düet un dat, et lest siet (zuletzt sagt) de Däiwel: „Wi gått baide op Fank, jäider nå siner Wëise; mån dat (aber was) gelt de Wedde, ik krëige äir (eher) min Däil as din." — „Dat fråget sik," maint sin Kameråt, „då (wo) ik kueme, då krëig'k ok wuåt (was), un wëit es et nit, då ik pånden well." Se gått niu düär'n Duårp, då saiht s'en Wëif, dai slätt iär Kint un siet: „Ik woll, dat di de Däiwel höll!" — „Jiä, niu sast wuål rächt hewwen," siet de Exekiuter tau sëinen Karniuten. „Noch nit," antwårt de Däiwel, „diäm Wëiwe es et nit bedacht." Seau was et ok. As hai dat Kind krëigen well, tuiht dat Wëif et int Hius (Haus) un slätt den Däiwel de Düär vüär de Nase tau. Se trekket widder un kuemt intleste (zuletzt) an dat Hius, då de Exekiuter pånden well. Hai gäit 'rin, füädert un kritt kain Gelt. Niu well 'e de Gruåpen oppacken, da raüpet dat Wëif, diäm se haert: „Ik woll, da der Däiwel di höll!" Op dat Wårt triet der Däiwel tüschen se un siet: „Düem Wëiwe es et deåut-äirnst (tot-ernst). Kuem met, Kumpån." Un seau as hai dat siet, recket 'e sine Krallen iut, packet den Exekiuter un tuiht met' me af.

Die faule Katl



Es ist schon viel Wasser seitdem in den Inn hinuntergelaufen, da hatte einmal ein Wirt drei Töchter. Die zwei älteren waren brav und fleißig und arbeiteten zuhause und auf dem Felde, die jüngste Tochter aber, die Katl hieß, war erzfaul, schlief, bis ihr die Sonne in die Augen schien und kümmerte sich weder um Küche noch Keller. Eines Tages mußte sie aufs Feld gehen, um dort zu arbeiten. Katl war aber wieder faul wie immer, legte sich, als sie auf den Acker gekommen war, unter den Kirschbaum und tat sich im Schatten gütlich. Bald war sie eingeschlafen, doch dauerte ihre Ruhe nicht lange. Denn eine große Kröte kroch ihr über das Gesicht. Das Mädchen fuhr erschreckt auf und zitterte an allen Gliedern, als sie das garstige Tier sah. Die Kröte faßte sich bald, hockte ruhig auf dem grünen Boden, sah die faule Dirne mit ihren dunklen Äuglein an und sprach endlich: „Guigg guagg. Katl, geh' mit mir! guigg, guagg!" — Da dachte sich die Katl, bei diesem schmutzigen Tiere wird es nicht viel Arbeit geben, und sagte: „Ja!"

Nun patschte die Kröte durchs Feld hin, und die schläfrige Katl folgte ihr nach und gähnte. So ging es eine Zeitlang, dann kamen sie in den Wald, der an des Wirtes Güter grenzte. Die Kröte patschte eine Weile durch dick und dünn und Katl folgte ihr. Sie waren erst eine kleine Strecke gegangen, da stand ein großes, herrliches Schloß vor ihnen, das Katl noch nie gesehen hatte, obwohl sie den Wald gut kannte. Die Kröte watschelte in die schöne Burg hinein, und Katl ging nach und dachte bei sich: da ist's feiner als in meines Vaters Wirtshaus, wo einem die Gäste viel Arbeit machen. Als beide im Saale waren, fing die Kröte, die auf dem Wege kein Sterbenswörtchen verloren hatte, wieder zu reden an und sprach: „Guigg, guagg! Katl, jetzt mußt du sieben Jahre bei mir bleiben. Guigg, guagg, ja, sieben Jahre

darfst du dich nicht mehr waschen, nicht mehr kämmen, und nichts Warmes mehr essen." — „Je," dachte Katl, „das ist ein Schrecken! Das will ich gerne tun," denn die faule Dirne hatte die größte Freude an diesem Befehl der Kröte. Und Katl wusch sich nie, kärmte sich nie und aß nie warme Speise. Sie lag Tag und Nacht und Nacht und Tag in ihrem Bette und stand höchstens auf, wenn der Hunger sie nötigte; aber auch dann trank sie nur kühles Wasser und aß hartes Brot. So verging ihr die Zeit schnell, und ehe sie wünschte, waren die sieben Jahre zum Staube aus. Der Jahrestag ihrer Ankunft im Waldschlosse war vor der Türe. Es wollte Abend werden und die Sonne sank schon hinter die Berge, da begann es fürchterlich zu donnern; die Kröte patschte in den Saal, wo Katl faulenzte, und sprach: „Guigg, guagg, Katl, heute mußt wachen, heut darfst kein Auge zufallen lassen."

„Ja," dachte Katl, „jetzt hast sieben Jahre geschlafen, jetzt kannst wohl auch eine Nacht wachen," stieg aus dem Bette und setzte sich in einen seidenen Lehnsessel. Indessen dunkelte es mehr und mehr und ein fürchterliches Gewitter zog am Himmel herauf. Kein Stern ließ sich sehen, nur Blitze zuckten durch die schwarzen Wolken, und der Sturmwind heulte wie ein hungeriger Wolf durch den Wald. Wie es schon spät war und der Sturm am ärgsten lärmte, läutete es am Schloßtore. Als das die Kröte gehört hatte, sagte sie zur Katl: „Guigg, guagg, laß es ein!" Katl ließ sich das gefallen, nahm die Lampe, stieg in den Schloßhof hinab und öffnete das Tor. Davor stand ein wunderschöner Rittersmann, der für die gastliche Aufnahme dankte und der Katl in den Saal folgte. Wie die Kröte den schönen Ritter sah, der vom Ungewitter hart mitgenommen war, hüpfte sie auf und quakte: „Guigg, guagg! Katl, etwas Warmes kochen und dann auch essen davon! Vorher mußt du dich aber waschen, kämmen und das Gewand anziehen." Bei den letzten Worten langte die Kröte aus einem Kasten ein so prachtvolles Kleid hervor, daß es Katls Augen beinahe blendete. Die Dirne war's zufrieden und dachte bei sich: in sieben Jahren kannst du wohl einmal kochen und eine kleine Arbeit tun, besonders wenn du

ein so schönes Kleid dafür bekommst. Sie ging nun in die Küche, feuerte an und gab einen Hasen, der auf der Anrichte lag, ans Feuer. Dann kämmte und wusch sie sich und tat sich das wunderschöne Kleid an. Sobald der Hase gebraten war, legte sie ihn auf den Teller und trug ihn in den Saal. Wie staunte aber Katl, als sie hineintrat! Da war anstatt der garstigen Kröte eine stattliche Frau in weißem Kleide an der Seite des Ritters und sprach zur Katl freundlich: „Du hast mich aus meinem Zauber gelöst, liebes Kind. Ich bin durch dich befreit worden. Deshalb nimm zum Lohne diesen Schlüssel, der dir alle Schätze meines Schlosses öffnet, und meinen Sohn zum Gemahl." Bei diesen Worten gab ihr die Gräfin einen goldenen Schlüssel und legte die Rechte des schönen Ritters in die Hand der Katl. Dann war die Gräfin verschwunden und wurde nie mehr gesehen. Katl lebte aber mit ihrem schönen Ritter viele Jahre glücklich auf dem stolzen Schlosse. Ob sie noch dort haust, ist mir nicht gesagt worden.

Die schwarzen Männlein



Eine Hausfrau hatte einmal eine große Wäsche vor und wollte schon frühmorgens damit anfangen und sagte der Magd, sie sollte ja die Zeit nicht verschlafen. Nein, sagte die Magd, das wollte sie gewiß nicht, und nahm sich, ehe sie einschlief, recht fest vor, daß sie beizeiten aufwachen wollte; und da wachte sie auch schon mitten in der Nacht wieder auf, meinte aber, es sei schon ganz spät, sprang deshalb flink aus dem Bett heraus und zog sich an und ging in die Waschküche. Aber wie erschrak sie da, als sie die Tür aufmachte! Da war es in der Küche ganz hell, und am Feuerherde sah sie mehrere kleine schwarze Männlein, die hatten hohe Häfen (Töpfe) auf dem Herde stehen und winkten ihr, daß sie zu ihnen kommen möchte. Da ging sie auch in die Küche, und nun gaben ihr die kleinen Männlein

durch Zeichen und Winke zu verstehen, daß sie mit der Schaufel die brennenden Kohlen, die da lagen, nehmen und in die Häfen werfen sollte. Da warf sie einige Schaufeln voll hinein, und nun waren die schwarzen Männlein plötzlich verschwunden. Die Magd hatte aber einen solchen Schrecken bekommen, daß sie kaum noch ihren Hausherrn wecken und ihm erzählen konnte, was sie gesehen hatte; dann mußte sie sich wieder ins Bett legen und war mehrere Tage lang recht krank. Am andern Morgen, als der Hausherr die Waschküche untersuchte, sah er, daß die Feuerkohlen in den Häfen in helles blankes Gold verwandelt waren; das wagte er jedoch nicht anzurühren, sondern ließ es bis zum folgenden Tag in den Häfen stehen; als es aber auch da noch ebenso drin lag, glaubte er es nehmen zu dürfen und brachte es der Magd, die nun mit einem Male unermeßlich reich geworden war. Und weil sie schon lange den Sohn ihres Hausherrn ganz still lieb gehabt hatte und er sie, so hat der Vater jetzt nichts mehr dagegen gehabt, daß die die beiden sich geheiratet haben.

Die Krönlnatter



ie Krönlnatter ist eine Natter, so gescheckt, kriechend und züngelnd, wie die andern ihres Geschlechts, aber auf dem Kopf trägt sie ein feines Krönlein, und davon hat sie ihren Namen. Das Krönlein glänzt wie Gold, und seine Spitzen funkeln wie Edelsteine. Kommt die Krönlnatter zu dir und bist du lieb zu ihr, so ist dein Glück gemacht, denn früher oder später schenkt sie dir das Krönlein, und das Krönlein macht alles, was du immer willst, unversieglich. Legst du es zu deinem Schatztaler, den dir die Mutter aufbewahrt, so kannst du dir nun hundert Gulden, Soldaten, Pferde und Bilder oder was du sonst willst, kaufen, und dein Taler bleibt doch als Hecktaler im Beutelchen. Legst du das Krönlein zu den Soldaten, so

bekommst du Soldaten die ganze Stube voll, so daß du nicht mehr einen Fuß aufsetzen könntest.

Einmal vor alten Zeiten war ein armes Bauernmädel, das hatte es bei seiner bösen Stiefmutter herzlich schlecht. Es mußte in aller Frühe aufstehen und in den Stall gehen und so fort arbeiten den lieben langen Tag, und hatte es am Abend alles getan und brachte einen rechtschaffenen Hunger mit zu Tisch, so bekam es höchstens ein wenig Grütze, und Schläge und Scheltworte von der Mutter noch obendrein. Das Mädchen war aber immer wohlgemut, denn so oft sie in den Stall ging, kam eine Natter mit einem Krönlein daher und blickte dem Kinde so lieb in die Augen, daß es Ach und Weh vergaß und des Lebens froh wurde. Einmal gab das Mädchen dem zutraulichen Tierchen, weil es in die Butte äugelte, ein wenig Milch, und es trank und trank und sah die kleine Dirne so lieb an, als ob es ihr danken wollte. Das Mädchen brachte aber die frischgemolkene Milch voll Bangen der Stiefmutter, denn die zählte jeden Tropfen und forderte über jeden, der fehlte, Rechenschaft. Wie verwunderte sich aber die Melkerin, da zwei Schüsseln mehr als sonst voll wurden, und selbst die herbe Mutter ein freundliches Gesicht machte.

Seitdem kam die Natter tagtäglich morgens und abends, und das Mädchen gab ihm jedesmal von der Milch, und das Tierchen blickte sie immer mit seinen klugen schwarzen Äuglein so lieb an, als ob es hätte sagen wollen: „Maideli, ich will dir dankbar sein!"

So ging es viele Jahre, und das Mädchen wuchs heran und ward immer schöner und lieber, so daß es die schönste Dirne im Dorfe war und von allen gern gesehen wurde. Endlich wurde sie Braut und hielt eine lustige Hochzeit. Die Schüsseln dampften, die Böhmen musizierten, und die Böller krachten, daß es eine Lust war, und alles war laut und fröhlich. Als das Fest sich dem Ende zuneigte, wurde es plötzlich stille, stille, denn die Krönlnatter schlängelte sich durch den Saal und zu dem Sitze des Brautpaares hin. Hier kroch sie an der Sessellehne empor auf die rechte Schulter der Braut, sah ihr ins freuden-

nasse Auge, schüttelte das goldene Krönlein vom Kopfe auf den blanken Teller und verschwand, ohne je wiederzukommen. Die Braut aber nahm das funkelnde Andenken zu sich und legte es zu ihrem Gelde. Seitdem wurde das nie weniger, sie mochte davon nehmen soviel sie wollte, und sie wurde die reichste und stattlichste Bäuerin im ganzen Dorfe.

Dreschflegel und Feuerbrand



Als einmal der Herr nach seiner Gewohnheit mit dem hl. Petrus die Welt durchwanderte, kamen sie bei sinkender Sonne vor ein Haus, wo Petrus stille stand und Herberge nehmen wollte. Der Herr meinte zwar, hier wohne ein karger Wirt, bei dem würden sie es nicht gut haben; aber Petrus bestand auf seinem Kopf und sagte, er sei todmüde und könne nicht weiter. „Eine Viertelstunde von hier," sagte der Herr, „wartet unser ein treffliches Nachtlager und gute Pflege." — „Pflege hin, Pflege her," sagte Petrus, „ich gehe nicht einen Schritt weiter." Und schon war er in dem Hause. Der Herr mußte ihm wohl folgen. „Finden wir hier Nachtkost und Herberge?" fragte Petrus den Wirt. „Von Herzen gern," war die Antwort, „wenn ihr's bezahlen könnt." — „Geld haben wir nicht," sagte Petrus, „aber Gottes Lohn." — „Damit ist mir nicht gedient," versetzte der Bauer; „seid so gut und geht ein Haus weiter." — „Weiter tragen uns die Beine nicht," sagte Petrus, „wir verzichten aber auf die Nachtkost und nehmen mit einer Streu vorlieb, wenn ihr uns aus Barmherzigkeit behalten wollt." — „Aus Barmherzigkeit tue ich nichts," sagte der Bauer, „ihr sollt aber Nachtkost und Herberge hier finden, wenn ihr mir morgen dafür dreschen helft. Wer nicht arbeitet, sol auch nicht essen." Des Handels wurden sie eins. Der Wirt hieß sie eintreten, setzte ihnen einen Haferbrei vor und wies sie zu einem Strohlager.

Am andern Morgen aber war er schon in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen und weckte die Gäste, und da diese nicht gleich aufstanden, ging er in die Scheuer, warf das Stroh herab auf die Tenne, das er gedroschen haben wollte, und als die Gäste noch immer nicht kamen, nahm er den Dreschflegel und weckte sie damit nachdrücklicher. Petrus lag vorn, und so trafen ihn die Schläge. Als der Bauer hinaus war, meinte Petrus, aufstehen könne er noch nicht, er bedürfe noch ein Stündchen der Ruhe, aber der Platz da vorn im Bett sei nicht gut, er wolle nun auch einmal an der Wand liegen. Da tauschte der Herr den Platz mit ihm, und Petrus streckte sich wieder zu schlafen. Nach einer Weile kam der Bauer wieder, die Gäste zum drittenmal zu wecken. Weil aber der Herr nicht schlief, dachte der Wirt: „Der da vorne liegt, ist wacker genug, hat auch vorher sein beschieden Teil bekommen, jetzt ist der Schläfer an der Wand dahinten an der Reihe.“ Da weckte er ihn so derb mit dem Dreschflegel, daß er, von aller Schlafslust geheilt, sich erhob, und beide folgten nun dem Bauer in die Scheuer. Da sprach der Herr: „Wo ist nun das Stroh, das wir ausdreschen sollen.“ — „Dort liegt es auf dem Haufen,“ sagte der Wirt. Da sprach der Herr: „Das Dreschen ist zu umständlich, ich weiß einen kürzeren Weg, das Korn aus den Ähren zu bringen.“ Er ging in die Küche, zog ein brennendes Scheit aus der Flamme und hielt es unten an den Barm. Der Bauer schrie und wollte ihm wehren, denn das Stroh müsse ja Feuer fangen; als er aber sah, daß es nicht brannte und die Körner stromweis aus dem Haufen quollen, ließ er es gut sein und wunderte sich nur im stillen über den unerhörten Brauch; der bewährte sich gleichwohl, denn der Bauer überzeugte sich bald, daß kein Korn im Stroh geblieben war; so rein hätte er es nicht ausdreschen können. Da nun die Arbeit vollbracht war, die er den Gästen zugemutet hatte, ließ er sie ihres Weges ziehen, gedachte aber, alsbald von der Lehre auf eigene Hand Gebrauch zu machen. Als nun der Herr mit dem Apostel den Wanderstab weitergesetzt hatte, kamen sie unterwegs auf eine Anhöhe und blickten zurück nach der Gegend, von der sie gekommen waren. Da sahen sie die Scheuer des kargen Bauern in lichten Flammen stehen.

Denn das Feuer hatte ihm unterdessen die Garben nicht ausgedroschen, sondern in Brand gesteckt. Da sprach der Herr zu dem Apostel: „Womit glaubst du nun wohl, Petrus, daß der Bauer diese Strafe verdient habe?“ — „Ei, mit seinem Wecken,“ meinte Petrus, und „den Schlägen, die ich noch in allen Gliedern fühle.“ Aber der Herr sprach: „Nicht also, Petrus, die Schläge hast du dir durch Widerspenstigkeit selber zugezogen, als du wider meinen Rat und Willen in das Haus des kargen Wirtes gingst, dem Bauern aber ward diese Strafe für seine Ungastlichkeit zuteil. Er wollte zu schnell reich werden, dafür wird er nun arm; er wollte das anvertraute Gut nicht zum Besten seiner Nächsten anwenden, darum ward es ihm nun genommen.

Die eisernen Stiefel



Ein König hatte ein großes Schloß, darin wohnte er mit seiner Frau. Sie waren aber gar nicht glücklich darin, denn sie hatten wohl Reichtümer genug, Dienerschaft die Menge und große Ställe voll Pferde, aber das Beste und Schönste fehlte ihnen, sie hatten keine Kinder. Das machte ihnen das Herz oft so schwer, daß sie weinen mußten. Aber es schien ihnen noch viel mehr Trübsal und Leid bestimmt, denn eines Tages brach ein großes Feuer aus und zerstörte das ganze Schloß. Der König und die Königin kamen zwar mit dem Leben davon, aber von all ihren Schätzen und all ihrer Habe retteten sie nur eine eiserne Kiste voll Gold. Damit bauten sie das schöne Schloß wieder auf, doch die Freude währte nicht lange. Ein zweiter Brand verschlang das neue Schloß und es wurde nichts gerettet, als die eiserne Kiste, und die war leer. So war der König plötzlich so arm geworden, wie der ärmste Mann in seinem Lande, und noch ärmer, denn ein armer Mann kann wenigstens arbeiten und sich sein Brot verdienen, das konnte aber

der König nicht. Seine Diener und Hofherren waren im Nu wie fortgeblasen, denn ins Königs Haus geht nicht viel Treue ein und aus, und ein König kann noch viel eher sagen als unsereins: der Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot. Da nahm er seine Frau an der Hand und die beiden gingen tiefbetrübt in den Wald. Dort stand ein verlassenes Hirtenhäuschen, das bezogen sie und wirtschafteten darin wie geringe Leute. Der König trug selbst sein Brennholz nach Hause und die Königin machte selber Feuer an und kochte Suppe und Kartoffeln. Das war sehr ungewohnte Arbeit für sie, darum wurde es ihnen anfangs recht sauer, aber nach und nach ging's immer besser, und sie hatten sich mit jedem Tage lieber, viel lieber als damals, wo sie noch auf dem Throne saßen und alles vollauf hatten.

Eines Tages, als der König im Walde Holz fällte, trat ein fremder, unbekannter Mann zu ihm, der fragte ihn, wie es ihm gehe? „Nicht allzugut", sprach der König. „Es will immer noch nicht so recht vorwärts mit der Arbeit." Sprach der Fremde: „Ihr habt nicht nötig zu arbeiten, ihr könnt es besser haben, das liegt nur an Euch." — „Wie meint Ihr das?" — „Wenn Ihr mir schriftlich versprecht, was Ihr nicht wißt, dann fülle ich Euch Eure eiserne Kiste mit Gold." Der König dachte: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, und gab dem Fremden das Versprechen auf ein Stück Papier. Der aber lachte boshaft und sprach: „Dann laßt Beil und Holz nur hier liegen und geht nach Hause."

Als der König nach Hause kam, sprang seine Frau ihm schon von weitem entgegen und rief: „Ein Glück kommt selten allein, denke dir, die eiserne Kiste ist voll Gold, und was wir uns seit Jahren schon gewünscht haben, unser größtes Glück, das sollen wir auch bekommen." Wie war der König da so froh! Er ließ alsbald alle möglichen Handwerker kommen, Maurer und Zimmermann, Schlosser und Schreiner, und es dauerte nicht lange, da stand an Stelle des Hüttchens das schönste Schloß von der Welt im Walde. Noch wohnte er keine drei Wochen darin, da erfüllte sich auch das andere Glück, denn die Königin genas eines schönen Söhnchens; so daß dem Könige nichts zu wünschen übrig blieb.

Am folgenden Tage ließ sich ein fremder Mann bei dem König melden. Als er hereintrat, begrüßte ihn der König mit vieler Freude und wollte ihm von seinem Glück erzählen, aber der Fremde sprach: „Ich weiß schon alles, dein Sohn ist ja das, was du mir versprochen hast, ohne es zu wissen. Sobald er fünfzehn Jahre alt ist, muß er in den Wald kommen, da wo ich dich gefunden habe, da will ich ihn holen und mit mir nehmen." Mit den Worten war der Fremde verschwunden, der König aber stand da, wie vom Donner gerührt. Da lagen nun alle seine Hoffnungen, und viel lieber wäre er wieder im Waldhäuschen gewesen, als in seinem großen und prächtigen Schloß, denn um den Preis hatte er ja seinen Sohn verkauft. In der ersten Zeit sagte er der Königin nichts davon; als sie es aber später erfuhr, da weinte sie Tag und Nacht und wollte sich nicht trösten lassen. Der König suchte sie zu beruhigen und sagte: „Wer weiß, ob es nicht besser geht, als wir glauben. Es wird sich wohl ein Mittel finden, unser Kind zu retten. Warum sollen wir uns jetzt schon darüber quälen und uns alle Freude verbittern; Gott wird schon helfen, wenn wir das Unsrige tun." Eine Zeitlang schlugen diese Reden wenig an, später aber wurde die Königin immer ruhiger und endlich ganz heiter, denn sie hatte Gott alles anheimgestellt.

Als das Kind größer wurde, gaben es die Eltern einem frommen Priester zur Erziehung, daß er es in allem unterrichte, was ein Prinz wissen muß. Sie verschwiegen ihm zwar, was es mit dem Knaben für eine gefährliche Bewandtnis hatte, denn der König schämte sich, zu sagen, daß er sich mit dem Teufel eingelassen habe und von ihm betrogen sei, doch der Priester merkte es dem Kinde alsbald an, daß es dem Bösen verschrieben und verkauft war. Darum erzog er den Knaben vor allem in der Gottesfurcht, ließ es aber dabei an andern Künsten und gelehrten Dingen nicht fehlen. Als der Knabe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, sprach er zu ihm: „Geh zu deinen Eltern und frage sie, an welchem Tage du in dem Walde sein mußt, da wo dein Vater stand, als ihm der fremde Mann zuerst erschienen ist, und bringe mir Antwort um jeden Preis." Der Knabe ging in das Schloß und fragte zuerst seine Mutter, dann seinen Vater,

doch beide wollten es ihm nicht sagen, bis er sie bedrohte; da gestand der König alles, wie es war, und daß er an seinem fünfzehnten Geburtstage auf der Waldwiese sein müsse. Getrost kehrte der Prinz zurück, denn er fürchtete sich vor nichts; er blieb nun bei seinem Lehrer, dem er alles wieder erzählte, und während des ganzen Jahres war nicht einmal die Rede von dem Abenteuer, das ihm bevorstand.

Am Morgen seines fünfzehnten Geburtstages trat der Prinz zu dem Priester und sprach: „Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen und Euch für alles zu danken, was ich hier gelernt habe. Mit Gottes Hilfe werde ich wohl des Teufels Meister werden." — „Das geht nicht so leicht," sagte der Priester; „wenn du mir aber folgen willst, kann es dir nicht fehlen." Er gab ihm einen Stab und unterrichtete ihn in allem, was er zu tun hatte, begleitete ihn noch bis zum Rande des Waldes und schied von ihm mit seinem Segen und vielen guten Wünschen.

Der Prinz schritt wacker zu und kam bald an den Platz, wo er den Bösen erwarten sollte. Er schaute sich nach allen Seiten um, aber da war nichts zu hören noch zu sehen. Der Wald lag totenstill da, kein Vogel sang darin, nur manchmal raschelte ein Eichhörnchen durch die Zweige, oder ein Reh lief scheu vorüber. Da fing ihm wohl das Herz an zu pochen, doch faßte er all seinen Mut zusammen und sang ein frisches frommes Lied. Da schollen plötzlich helle Töne, wie von vieler Musik aus der Luft, Trommeln und Pfeifen, Hörner und Geigen. Er schaute empor, da fuhr ein Schiff durch die Luft daher und auf ihn zu, darin saß eine Menge von Teufeln, die musizierten und sangen und schrien dazwischen:

„Die Zeit und Stunde die ist aus,
Ferdinand, Ferdinand komm herauf!"

Dabei streckten sie die Klauen nach ihm aus, um ihn zu greifen; aber er, nicht faul, schlug ihnen mit dem Stabe drauf; da heulten sie ganz erbärmlich und fuhren weiter, als ob ein Gewitter hinter ihnen drein gewesen wäre.

Der Prinz atmete frisch auf, doch nicht lange, denn da kam ein zweites Schiff gefahren, darin saßen noch viel ärgere und

größere Teufel als in dem ersten; sie machten eine so durchdringende Musik, daß er sich fast die Ohren zuhalten mußte, und schrien:

„Die Zeit und Stunde die ist aus,
Ferdinand, Ferdinand komm herauf!"

griffen auch mit ihrem Klauen und Krallen nach ihm. Er teilte ihnen aber so gründliche Schläge aus, daß sie heulend zurückfuhren und das Schiff schoß weiter, wie ein Pfeil vom Bogen.
Jetzt war des Prinzen Mut gewachsen, denn da er die zwei Schiffe voll Teufel bestanden hatte, meinte er, auch mit dem dritten noch fertig zu werden, wenn ja ein solches noch kommen sollte. Nun kam zwar kein Schiff weiter, doch sein Mut litt eine noch härtere Probe. Es fuhr ein goldener Wagen heran, der mit feurigen Pferden bespannt war, daraus erscholl eine so sinnverwirrende Musik, daß Ferdinand seiner Besinnung nur schwer Meister blieb. Wie in den Schiffen, so saßen auch in dem Wagen Teufel die Menge, zu oberst aber der Altteufel, der lehnte sich weit aus dem Wagen heraus und rief mit gräulicher Stimme:

„Die Zeit und Stunde die ist aus,
Ferdinand, Ferdinand komm herauf!"

Dabei hielt er dem Prinzen das Papier vor, welches der König unterschrieben hatte. Ferdinand nahm aber all seine Kraft zusammen und schlug den Altteufel, als der nach ihm greifen wollte, mit dem Stabe tüchtig auf seine Pfote. Da ließ er die Handschrift fallen und schrie, daß der ganze Wald widerhallte; die Pferde schnaubten Feuer, und der Wagen zischte durch die Luft dahin schneller wie der Blitz.
Nun stand Ferdinand allein im Walde da, aber sein Herz war leicht und fröhlich, und auch der Wald wurde jetzt lebendig; wie nach einem schweren Gewitter, so kamen die Vöglein allerorten hervor und sangen und jubilierten, die Hirsche und Rehe sprangen munter daher, als hätten sie gar keine Scheu vor ihm, und das Bächlein hüpfte frisch über die weißen Kiesel. Der Prinz eilte zu seinem Lehrer zurück, welcher ihn mit banger Spannung erwartete und sich gar sehr freute, ihn wiederzusehen. „Du bist

zu großen und schönen Dingen berufen," sprach der Priester da, „darum kannst du nicht länger bei mir bleiben und mußt nun fort in die Welt." Der Prinz erwiderte: „Nun ich mit dem Teufel fertig geworden bin, habe ich eine wahre Sehnsucht in mir nach dem Himmelreich, darum bitte ich Euch, daß Ihr mir ferner helft und sagt, wie ich dahin gelangen kann." — „Davon kann ich dir wenig sagen," sprach der Priester. „Geh aber im Walde fort, bis er zu Ende ist und du an das große Wasser kommst; da wohnt ein Einsiedel, der kann dir mehr davon sagen als ich."

Da nahm Ferdinand Abschied von dem Priester und wanderte in den Wald hinein. Er hatte schon manchen Schritt und Tritt getan, da wurde es eines Tages lichter und immer lichter, der Wald öffnete sich vor ihm und er kam an ein großes Wasser, dessen Ende er gar nicht absehen konnte. Am Ufer lag ein Häuschen von Holz und Moos mit einem Kreuzchen darauf, da klopfte er an. Die Tür ging auf und der Einsiedel mit seinem langen grauen Bart und der braunen Kutte trat heraus. Der Prinz grüßte ihn bescheiden und fragte ihn: „Könnt Ihr mir sagen, wie ich den Weg zum Himmelreich finde?" Der Einsiedel antwortete: „Ich kann dir das nicht sagen, ich wohne schon dreihundert Jahre hier und sah in all der Zeit keinen Menschen; aber mein Bruder weiß es wohl, der wohnt dreihundert Meilen von hier, jenseits des Wassers, wenn du ihn fragen willst, wird er es dir sagen." — „Wie soll ich aber über das Wasser kommen?" fragte der Prinz weiter, und der Einsiedel ging mit ihm zum Ufer, wo ein Kahn lag und sprach: „Setze dich hinein und du wirst den Weg bald gemacht haben." Ferdinand dankte dem Alten, setzte sich in den Kahn, und sogleich begann die Reise. Der Kahn schoß leicht und schnell über die Wellen daher, als ob ihn sechs Ruderer gerudert hätten. Ehe er sich's versah, war der Prinz am andern Ufer und sprang ans Land. Er schritt heitern Gemütes weiter, bis er abermals an ein großes Wasser kam. Da stand am Ufer wiederum ein Häuschen von Holz und Moos mit einem Kreuzchen darauf, und drinnen saß der Einsiedel mit weißem Bart und brauner Kutte und las in einem großen Buch;

vor ihm stand ein Totenkopf und sein Wasserkrüglein. Ferdinand grüßte ihn und fragte: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wie ich den Weg ins Himmelreich finde?" Der Einsiedel antwortete: „Ich kann es dir nicht sagen, ich wohne schon dreihundert Jahre hier und habe in all der Zeit keinen Menschen gesehen; aber mein Bruder, der jenseits des Wassers wohnt, ist älter und klüger als ich, der kann es dir wohl sagen, wenn du ihn fragen willst." „Wie soll ich aber über das Wasser kommen?" frug der Prinz. „Dazu will ich dir verhelfen," sprach der Einsiedel und ging mit ihm zum Ufer, wo ein Kahn lag: „Setze dich nur in diesen Kahn und du wirst bald dort sein." Ferdinand dankte ihm, stieg in den Kahn, und fort ging's wie der Wind. Bald landete der Kahn, und er sprang ans Ufer. In der Ferne sah er schon das Haus des dritten Einsiedels, es war aber viel höher und größer, wie das der beiden andern. Der Prinz trat zur Tür und klopfte, da kam der Einsiedel heraus. Ferdinand grüßte ihn bescheidentlich und fragte: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wie ich den Weg zum Himmelreich finde?" Der Einsiedel sprach: „Ich wohne bereits seit dreihundert Jahren hier, aber noch hat mich keiner nach dem Himmelreich gefragt; ich kann es dir nicht sagen, aber droben im andern Stock des Hauses wohnen allerlei Vögel, die können es dir jedenfalls sagen." Der Prinz dankte dem Einsiedel für seinen Rat, stieg in den obern Stock, wo die Vögel waren, und fragte sie: „Wißt ihr nicht, wie ich den Weg ins Himmelreich finde?" Da schrien alle die Vögel durcheinander: „Wir wissen es nicht, wir wissen es nicht, aber wir sind nicht alle beisammen. Der Vogel Greif ist ausgeflogen, wenn der wiederkommt, kann er es dir sagen, er ist eben im himmlischen Paradies." Es dauerte dem Prinzen gar lange, bis der Vogel Greif kam, auch war da ein Lärm und Geschrei von den Vögeln, daß er sich die Ohren zuhalten mußte. Endlich schrien sie: „Da kommt er! da kommt er!" Der Prinz trat ans Fenster und sah, wie von fernher eine große Wolke heranflog, als sie näher kam, wurde sie immer größer, und dabei rauschte es wie ein starker Wind. Das war der Vogel Greif, er flog auf das Haus zu und ließ sich davor nieder. Ferdinand trat zu ihm und fragte: „Kannst du mir sagen, wie

ich in das Himmelreich komme?" — „Sagen kann ich es dir wohl," sprach der Greif, „aber das Sagen allein hilft dir nichts, denn du kannst weder zu Wasser noch zu Lande hinein. Ich will dir aber helfen und dich hineintragen." Ferdinand wollte ihm danken, aber ehe er noch sprechen konnte, faßte der Greif ihn schon mit seinen ungeheuren Klauen und flog mit ihm auf, immer höher und höher, bis er ihn im Himmelreich niedersetzte.

Der Prinz schaute sich erfreut um. Er stand in einem herrlichen Garten voll der prächtigsten Blumen und Bäume; in der Mitte erhob sich ein hohes und stolzes Schloß, das leuchtete in der Sonne wie von purem Gold. Vor dem Schlosse lag ein großer, großer Teich und in dem Teich eine große furchtbare Schlange. Die hätte manchen andern in Schrecken versetzt, der Prinz aber hatte längst verlernt, was es heiße, Furcht haben. Er ging keck auf den Teich los und betrachtete sie, da hob sie ihr Haupt aus dem Wasser empor, sah ihn mit klugen Augen an und sprach: „Ferdinand, ich habe schon lange auf dich gehofft und geharrt, denn du sollst mich erlösen, und kein anderer kann es, als du allein." Der Prinz fragte: „Wie soll ich es denn anfangen?" Die Schlange antwortete: „Du mußt drei Nächte im Schlosse schlafen. Da wird dir allerhand begegnen, aber du darfst dich nichts anfechten lassen, was auch komme. Bestehst du diese Zeit, dann bin ich erlöst, und wir sind beide glücklich, du und ich." Der Prinz versprach ihr gerne das Beste, denn er dachte, wenn er so viel ausgehalten habe, dann könne er auch noch die drei Nächte aushalten. Da gab ihm die Schlange noch allerlei Ratschläge, wie er sich zu verhalten habe, dann tauchte sie ihr Haupt wieder unter das Wasser und war verschwunden.

Ferdinand ging in dem Garten umher, die wunderbaren Bäume und Blumen zu beschauen, und betrat zuletzt auch das Schloß. Da stand ein reich gedeckter Tisch im schönsten Saale, den man mit Augen sehen kann. Er setzte sich hinzu und ließ es sich wohlschmecken, und je mehr er aß und trank, um so mehr neue und köstlichere Speisen wurden von unsichtbaren Händen herbeigetragen. Gegen Abend legte er sich zu Bett, aber er konnte nicht schlafen, denn er war allzu neugierig, was wohl in der Nacht vorgehen werde.

Gegen zwölf Uhr fuhr die Tür auf, und eine große Gesellschaft von prächtig gekleideten Herren und Frauen kam herein. Viele Diener mit Kerzen gingen ihnen zur Seite, und hinterher kam eine zahlreiche Bande von Musikanten, die lustige Tänze spielten. Hei, war das ein Leben! Ferdinand sah ihnen verwundert zu, wie sie tanzten und sprangen, aber er hütete sich wohl, mit ihnen herumzuspringen. Da kamen sie alle nach der Reihe an sein Bett und luden ihn ein, mitzutanzen und sich mit ihnen zu freuen, aber er tat, als hörte und sähe er nichts, und blieb unbeweglich daliegen wie ein Stock. Das dauerte so fort, bis die Glocke eins schlug, da verschwand der ganze Spuk. Zugleich ringelte sich die große Schlange herein und sprach: „Ferdinand, mein Erlöser, eine Nacht hast du ausgehalten, und zwei stehen dir noch bevor; fürchte dich aber nicht, es geschieht dir nichts, und niemand kann dir am Leben schaden."

In der zweiten Nacht hatte es wiederum kaum zwölf geschlagen, als dieselbe Gesellschaft mit Dienern und Musikanten in das Zimmer trat und ihre Tänze begann. Sie kamen an sein Bett und riefen, er solle heraus kommen und mit ihnen tanzen, doch er blieb liegen und hörte nicht auf sie. Da drohten sie ihm, und als er auch da noch liegen blieb, zerrten sie ihn heraus, schlugen ihn und traten ihn mit Füßen, doch er ließ es sich ruhig gefallen, und das wurde ihm nicht schwer, denn er fühlte nichts davon. Also ging es fort, bis es eins schlug, da verschwand die ganze Sippschaft. Die Schlange kam wieder herein und sprach: „Ferdinand, mein Erlöser, zwei Nächte hast du glücklich ausgehalten, und eine steht dir noch bevor; das ist die härteste von allen. Fürchte dich aber nicht, es geschieht dir nichts, und niemand kann dir am Leben schaden."

Der Prinz erwartete mutig in der dritten Nacht die zwölfte Stunde. Als es schlug, erschien auch das gespenstische Volk wieder und begann seine alten Streiche. Zuerst tanzte es allein, dann wollte es ihn verlocken mitzutanzen. Als er standhaft blieb und sich nicht rührte, da rissen sie ihn aus dem Bette heraus und schlugen ihn, und als auch das nicht helfen wollte, da schnitten sie ihn in Stücke und tanzten darauf im Zimmer herum, bis es

eins schlug. Da verstoben sie wie ein Rauch. Zugleich öffnete sich aber die Tür und herein kam — nicht die Schlange, sondern die allerschönste Königstochter. Die ging im Zimmer umher, las die Stücke zusammen und fügte sie aneinander. Als das letzte Stückchen dabei war, da sprang der Prinz auf und war so frisch und gesund wie vorher und schaute die Königstochter mit erstaunten Augen an. Da sprach sie: „Ferdinand, mein Erlöser, jetzt hast du dein Werk vollbracht und ich bin dein auf ewig; wir bleiben nun beisammen, und du hast alles, was dein Herz begehrt." Da umarmte sie der Prinz und küßte sie, und beide waren froh und glückselig. Sie führte ihn in dem ganzen Schloß umher, und da wimmelte es von Bedienten und Hofherren, überall war ein neues Leben eingekehrt. Nachdem sie ihm das Schloß gezeigt hatte, führte sie ihn auch in den wunderherrlichen Garten, wo jetzt alles noch viel schöner als vorher stand; nur an einem kleinen Gartenhäuschen ging sie vorüber und schloß es nicht auf. Da fragte der Prinz, was in dem Häuschen sei, aber sie sprach: „Danach frage nicht und schließe es auch nie auf, wenn du mich lieb hast, denn wenn du dies tust, ist es dein Unglück." Da drang er nicht weiter in sie und versprach ihr, er wolle nie hineinschauen.
Eine Zeitlang lebte der Prinz mit der schönen Königstochter in Glück und Freude; nach und nach aber mußte er stets, wenn er in dem Garten war, auf das Gartenhäuschen schauen, und er wurde mit jedem Tage neugieriger, zu wissen, was wohl darin sein möge. Er sagte der Königstochter nichts davon, denn er schämte sich, wieder davon anzufangen, nachdem er ihr doch das Versprechen gegeben hatte, nicht hineinschauen zu wollen. Wenn er allein im Garten war, ging er um das Häuschen herum, ob er eine Ritze fände, durch die er hineingucken könnte, aber die Fenster und die Türe waren ganz dicht. Zuletzt aber konnte er seine Neugier nicht mehr bändigen, trat hinzu und schloß kurz und gut die Türe auf. Da sah er tief, tief hinab und unter sich die Welt, auf der Welt aber seines Vaters Schloß. Alsbald überfiel ihn ein schmerzliches Heimweh und er mußte immer denken: „Ach wäre ich doch nur einmal wieder zu Hause, sähe ich meine Eltern doch nur einmal wieder." Anfangs ließ er sich nichts da-

von merken, denn er schämte sich, sein Versprechen gebrochen zu haben, aber er wurde von Tag zu Tag stiller und betrübter. Da bat ihn seine Frau eines Morgens, er solle ihr doch sagen, was ihm fehle, und sofort wolle sie es ihm gewähren. „Ich möchte meine lieben Eltern einmal wiedersehen, ich habe sie so lange nicht gesehen," sprach er. Da seufzte sie tief auf und sagte: „So hast du dein Versprechen nicht gehalten. Da es nun aber nicht anders sein kann, so fahre hin und besuche sie, nur merke dir das eine: Wenn du in Not geraten solltest, dann rufe mich bei meinem Namen Katharina Magdalena, so bin ich alsbald bei dir. Hüte dich jedoch, es ohne Not zu tun, denn dann würdest du mein und dein Unglück vollenden und uns beide in bitteres Leid bringen." Der Prinz versprach ihr in seiner Freude alles, was sie wollte, und wie bald er wieder zurückkehren werde. Dann nahm er Abschied von ihr, setzte sich in einen prächtigen Wagen mit sechs Schimmeln bespannt und fuhr hinab zur Erde und geraden Wegs nach seines Vaters Schloß.

Ach, da fand er unterdessen gar vieles verändert. Seine liebe Mutter war gestorben und sein Vater hatte eine andere Frau genommen, welche noch sehr jung und dabei überaus schön war. Der alte König war über alle Maßen glücklich, als er seinen Sohn nach so langer Zeit wiedersah und veranstaltete ein Fest über das andere zur Feier seiner Rückkehr. Als nun alle Gäste bei Tische saßen und die junge Königin gar so schön in ihrem Schmuck glänzte, da sprach der König: „Du bist nun viel in der Welt herumgekommen und hast manche schöne Frau gesehen, gib aber einmal der Wahrheit die Ehre und sage mir, ob du je ein so schönes Weib gesehen hast, wie meine Gemahlin ist." Der Prinz sprach: „Deren gibt es wohl wenige, aber ich weiß doch eine, die noch tausendmal schöner ist." — „Das ist nicht möglich!" rief der König, „und das glaubt dir kein Mensch, bevor er sie sieht. Ich möchte aber wissen, wo sie denn zu finden wäre." — „Das will ich dir sagen," sprach der Prinz, „es ist meine Frau, und die hat ihresgleichen nicht und neben ihr kann keine andere aufkommen." Das ärgerte den König, und er bestand darauf, es sei unmöglich, und wenn es wahr wäre, dann hätte Ferdinand

sie wohl mitgebracht. Also stritten sie und erhitzten sich immer mehr, bis der Prinz rief: „Nun so muß sie herbei, und mag es gehen wie es will. Katharina Magdalena!“ Da trat die wunderschöne Frau herein, und alle verstummten, weil sie so überschön war, daß ihr nichts verglichen werden konnte; aber sie sah gar blaß und traurig aus. Sie kam schweigend an den Tisch und schrieb mit ihrem feinen schneeweißen Finger darauf; das gab goldene Buchstaben und lautete also:

„Es ist dir unmöglich, ein Paar eiserne Stiefel zu zerreißen
Und ebenso unmöglich, wieder ins himmlische Paradies zu reisen.“

Und als sie das geschrieben hatte, seufzte sie tief auf und verschwand. Der Prinz war schon erschrocken, als sie so blaß und traurig hereintrat, und seine Schuld lag ihm schon in dem Augenblick schwer auf dem Herzen. Jetzt aber, als er sah, daß er durch seinen Leichtsinn sein ganzes Glück verscherzt und seine liebe Frau verloren hatte, war er ganz trostlos. Endlich aber faßte er sich einen Mut und sprach zu sich selber: Was ich verbrochen habe, dafür will ich auch Buße tun, und ging aus dem Saal, ohne einem der Gäste Lebewohl zu sagen. Diese waren alle so sehr von der Erscheinung betroffen, daß ihnen die Lust zum Essen und Trinken ganz vergangen war und einer nach dem andern sich leise fortschlich.
Ferdinand ging aber zu einem Schmied, der mußte ihm ein paar eiserne Stiefel an die Füße schmieden, damit wanderte er in die weite Welt hinaus. Jahraus jahrein zog er so herum, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt und gönnte sich kaum die allernötigste Ruhe. Da war ihm kein Sommer zu heiß und kein Winter zu kalt, kein Berg zu steil und kein Weg zu schlecht, er wanderte immer und immerzu, und war da kein Halten an ihm.
Als nun einmal nach einem gar harten und kalten Winter, worin er viel Mühsal ausgestanden hatte, der liebe Gott die große warme Stube wieder aufschloß, schaute er eines Morgens nach seiner Gewohnheit nach den Stiefeln, ob er sie nicht bald zuschanden gelaufen habe. Da sah er, daß die Sohlen so dünn wa-

ren, daß sie keine acht Tage mehr halten konnten. Das war die erste frohe Stunde, die er seit vielen Jahren wieder hatte, und er dankte Gott auf seinen Knien dafür. Sein erster Weg war nach dem Walde zu, an dessen Ende der Einsiedel am großen Wasser wohnte. Er bat ihn, daß er ihm nur einmal noch den Kahn gebe, der ihn über das große Wasser trüge, und der gute Einsiedel führte ihn zum Ufer und hieß ihn einsteigen. Ebenso schnell wie das erstemal war er am andern Ufer. Der zweite Einsiedel half ihm dort in den andern Kahn, und so kam er zu dem dritten Einsiedel, der schickte ihn zu den Vögeln. Es dauerte nicht lange, da flog der Vogel Greif wieder heran, und Ferdinand bat ihn flehentlich, er möge ihn noch einmal in das Himmelreich tragen. Da faßte der Greif ihn mit seinen starken Klauen und erhob sich in die Luft und flog immer höher und höher, bis er den Prinzen in den wunderschönen Paradiesgarten niedersetzte. Unterwegs fragte Ferdinand, wie es der schönen Prinzessin ergehe? Da sprach der Greif: „Seitdem du fort warst, ist sie sehr traurig gewesen, nun aber feiert sie ihre Hochzeit mit ihrem neuen Gemahl." Das schnitt dem armen Prinzen durch das Herz, und er bat den Greif, doch nur schnell zu fliegen, bevor die Prinzessin mit ihrem neuen Gemahl in ihre Kammer gehe.

Als der Prinz an das Schloß kam, da erscholl ihm herrliche Musik entgegen und alles war Freude und Lust. Leise schlich er durch das Tor und die Treppen hinan zu der Kammertür seiner lieben Frau. Da zog er seine jetzt ganz zerrissenen Stiefel aus und stellte sie hin; an die Türe schrieb er:

„Es ist möglich, ein Paar eiserne Stiefel zu zerreißen,
Und ist auch möglich, ins himmlische Paradies zu reisen."

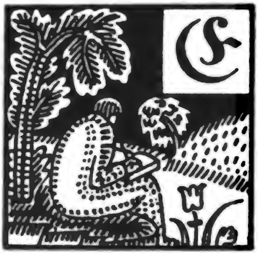
Er selber aber stellte sich nebenan in eine dunkle Ecke.

Abends als die Königstochter mit ihrem neuen Gemahl in ihre Kammer eingehen wollte, stieß sie an die eisernen Stiefel. Da erschrak sie freudig, aber noch mehr, als sie das Haupt erhob und auf der Tür las, was der Prinz geschrieben hatte. Sie erkannte daraus, daß ihr erster Gemahl wieder zurückgekehrt sei, hieß ihren neuen Bräutigam auf den andern Abend war-

ten und ging allein in ihre Kammer. Wie war der Prinz so glücklich, als er sie in ihrer ganzen Schönheit wiedersah und nun wußte, daß sie ihn doch lieber habe, als ihren neuen Gemahl. Er regte sich aber nicht in seiner Ecke, bis sie in ihrem Zimmer war, dann ging er und offenbarte sich den Bedienten, befahl ihnen jedoch, keinem Menschen etwas von seiner Rückkehr zu sagen. Er wurde nun in seine prächtige Kammer geführt, wo er die Nacht blieb, er schlief aber nicht vor lauter Freude.

Am folgenden Tage wurde auf Befehl der Prinzessin ein herrliches Mahl bereitet und alle Hochzeitsgäste dazu geladen. Als nun die Speisen aufgetragen waren, erhob sich die Prinzessin und sprach: „Ich habe eine eiserne Kiste, worin ich meine Perlen und Edelsteine verschlossen halte. Durch Unvorsichtigkeit verlor ich den Schlüssel dazu. Ich suchte ihn lange vergebens, und als ich ihn nicht finden konnte, ließ ich den Schlosser kommen und bestellte einen neuen Schlüssel. Nun habe ich plötzlich den alten Schlüssel wiedergefunden und möchte euren Rat hören, welchen der beiden ich nehmen soll, den alten oder den neuen?" — „Natürlich den alten!" riefen alle Gäste einstimmig. Da öffnete sich die Türe, und der Prinz trat in den Saal, und alle Gäste eilten ihm entgegen, ihn willkommen zu heißen, nur der neue Bräutigam nicht. Der schlich sich leise fort, und niemand hörte noch sah jemals wieder etwas von ihm. Zuerst vor allen aber flog die Prinzessin ihrem geliebten Gemahl an die Brust, und ein glücklicheres Paar mag wohl nie gewesen sein, als die beiden nun waren.

Drei gute Lebenslehren



Es waren einmal ein Bursch und ein Mädchen, die heirateten sich, weil sie sich lieb hatten. Aber sie waren arm, und wenn sie nichts verdienten, hatten sie nichts. Und kaum eine Woche nach ihrer Hochzeit stand der junge Mann schon am Wege auf dem Ausguck, ob sich was für ihn zu verdienen fände, denn er hatte keine Arbeit. Da kam eine prächtige Kutsche gefahren, worin ein feiner Herr saß. Das Gefährt hielt neben dem jungen Werkmann still, und der Herr rief ihm zu: „Hast du nichts zu tun, Freund?" — „Nein, gnädiger Herr," antwortete er. — „Willst du denn mein Diener sein und überall mit mir hinreisen? Dann kannst du tausend Gulden im Jahr verdienen." — „Das nehme ich gleich an," sagte der junge Mann, „ich will nur eben noch nach Haus gehen, und Abschied von meiner Frau nehmen." — „Darauf mag ich nicht warten," sagte der Herr, „du mußt auf der Stelle mitgehen, oder bleiben." — „Dann nur gleich mit," sagte der Mann. Er setzte sich mit in den Wagen und dieser fuhr weiter. Zu Hause aber erwartete ihn seine junge Frau mit Schmerzen, und da er ausblieb, war sie in tausend Ängsten und Nöten.

Sowie der neue Diener mit seinem Herrn in eine große Stadt kam, wurde er gekleidet, wie es sich für einen Bedienten einer vornehmen Herrschaft gehört. Sein Herr war stets aufs beste mit ihm zufrieden, und es gefiel dem Burschen in seinem Dienst gar sehr. Sie reisten miteinander nach allerlei fremden Ländern und kamen in der ganzen Welt herum. Aber als das sechzehn Jahre in einem Stück so gegangen war, da bekam es doch der Bursche allgemach satt. Er verlangte nach seinem Dorf zurück, und wollte sehen, ob seine Frau noch lebte und wie es ihr ginge. Der Herr bezahlte ihm seinen Lohn, zusammen sechzehntausend Gulden, und gab ihm noch drei gute Lebenslehren mit. Die erste war: „Verlaß auf Reisen nie die Landstraße." Die zweite: „Frag'

nicht nach Dingen, die dich nichts angehen." Und die dritte: „Wenn du einmal sehr böse wirst, bezwinge deinen Zorn bis auf den andern Tag, und dann denke nach, was du am besten tust." Der Knecht dankte seinem Herrn für den Lohn und die guten Lehren, und trat die Heimreise an. Er war noch nicht lange gewandert, da traf er ein paar Kaufleute, die reisten nach der nächsten Stadt. Sie kamen zu einem großen Walde, um den sich die Landstraße in einem großen Bogen herumzog. Aber mitten durch den Wald lief ein Fußweg, und die Kaufleute sagten: „Wenn wir den gehen, strecken wir zu." Der Diener folgte ihnen, aber er war noch nicht weit in den Wald hineingegangen, da fiel ihm die erste Lehre seines Herrn ein, und er kehrte um. Die andern lachten ihn aus, aber er machte sich nichts daraus, und ging wieder auf die Landstraße zurück. Es war schon spät abends, als er in der Stadt anlangte. Da war alles in großer Aufregung, denn es war die Nachricht gekommen, daß im nahe gelegenen Walde reisende Kaufleute von Räubern überfallen und ermordet seien.

Den folgenden Morgen ging er weiter und wanderte den ganzen Tag, bis er abends zu dem Schloß eines Edelmannes kam. Dort klopfte er an und bat um Nachtquartier. Der Schloßherr schlug es ihm nicht ab, sondern ließ den Wanderer in den Speisesaal kommen und lud ihn gleich mit zum Abendessen ein. Ehe die Mahlzeit begann, öffnete der Herr eine Kiste, aus der kam eine junge Frau zum Vorschein, die sich an die Tafel setzte und mitaß, ohne ein Wort zu sprechen. Als das Mahl zu Ende war, ging sie wieder in die Kiste, und der Herr verschloß den Deckel. „Wer mag nur diese Frau sein?" dachte der Gast, aber er getraute sich nicht danach zu fragen, ihm kam die zweite Lehre seines Herrn in den Sinn. Des andern Morgens beim Imbiß ging es ebenso. Danach wollte der Wanderer wieder weiterziehen, aber jetzt fragte ihn der Schloßherr: „Warst du nicht neugierig, wer die dritte war, die mit uns aß und trank?" — „Ach," entgegnete der andere, „danach hab' ich nicht fragen wollen, weil es mich nichts anging." — „Das war gescheit von dir und war dein Glück, hättest du's getan, so hättest du dies Schloß nicht lebendig ver-

lassen. Aber da du deine Neugier bezwungen hast, so will ich dir erzählen, welche Bewandtnis es damit hat. Die junge Frau ist meine Gemahlin; sie ist mir einst untreu gewesen, und seitdem halte ich sie stets in der Truhe verschlossen, denn das kann ich ihr nimmermehr vergeben." — „Gnädiger Herr," sagte der Bursch, „so laßt uns doch, ehe ich fortgehe, miteinander ein Vaterunser für sie beten." — Dagegen hatte der Herr nichts, doch sagte er: „Ich habe das seit langer Zeit nicht getan, sage du es mir vor." Das geschah, und es ging gut, aber als der Reisende die Worte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern" ausgesprochen hatte, war der Herr eine Weile still, dann sagte er: „Du hast wahrlich recht, Gott muß mir meine Sünden vergeben, und ich vergebe sie auch meiner Frau." Er ließ sie aus der Truhe heraus und verzieh ihr. Da war sie voller Freude, und der Reisende erhielt von dem Herrn ein hübsches Sümmchen Geld.

Nun kam er wieder nach Haus, aber er kannte sein Dorf nicht mehr, alles war da ganz verändert. Er ging in die Herberge, und als er fragte, ob er da ein paar Wochen wohnen könne, bejahte es der Wirt. Nun waren aber seine Kleider von der weiten Reise schmutzig und er fragte nach einer Waschfrau. Der Wirt sagte: „Hier in der Nähe wohnt eine Frau, die ist dazu geschickt und muß sich mühselig durchschlagen. Vor sechzehn Jahren hat sie ihr Mann verlassen, als sie kaum eine Woche getraut waren. Aber sie ist ihm allezeit treu geblieben. Sieh, da kommt sie gerade her." — Ja, die da hereinkam, das war seine Frau; er erkannte sie, obwohl sie viel älter aussah. Es kostete ihn Mühe, sich zu bezwingen, aber er verriet sich nicht und sprach mit ihr wie ein fremder Herr. Ja, sagte sie, seine Kleider wollte sie ihm gern waschen, und sie besorgte es ihm auch nach Wunsch.

Nach einigen Tagen ging der Fremde nach der Wohnung der armen Witwe und gedachte, sich ihr nun zu erkennen zu geben und sie wieder zu sich zu nehmen. Ehe er eintrat, lugte er durch das Fenster — und sieh! da saß sie bei einem jungen Matrosen und liebkoste ihn zärtlich. Da wurde der Mann am Fenster fuchswild und raffte einen Stein von der Erde, um den jungen Bur-

schen damit zu werfen. Doch als er zum Wurf ausholte, dachte er an die dritte Lehre, die ihm sein Herr mitgegeben hatte; er ließ den Stein fallen und kehrte nach der Herberge zurück. Dort erzählte ihm der Wirt: „Der Sohn der armen Frau, die Eure Kleider gewaschen hat, ist soeben von einer langen Seereise heimgekommen.“ Der junge Matrose, den er mit dem Stein hatte totwerfen wollen, war ihr und sein Sohn. Am liebsten wäre er nun auf der Stelle wieder hingeeilt, doch er zwang sich zur Ruhe und sagte: „Laßt doch die Frau mit ihrem Sohn heute abend mal herkommen!“ Das geschah. Die Frau erzählte aufgeräumt, daß ihr Sohn, ihr einziges Kind, zurückgekommen wäre. Und der fremde Reisende sagte zu dem jungen Seemann: „Also, du bist der Sohn dieser Frau? Verlangt es dich denn nie nach deinem Vater?“ — „Mein Vater?“ antwortete der Matrose, „der meine Mutter so schändlich verlassen hat? Wenn ich ihm begegnete, ich wäre imstande, ihn totzuschlagen.“ — „Pfui, das wäte zu hart!“ sagte der Fremde, „und wenn dein Vater nun als reicher Mann zurückkäme und er wollte alles wieder gut machen, was er an deiner Mutter gesündigt hat?“ — „Das bliebe sich gleich,“ sagte der Jüngling, „ich würde ihm nicht verzeihen.“ — „Aber du kennst deinen Vater ja nicht einmal; wenn ich nun dein Vater wäre, würdest du mir dann auch zu Leibe wollen?“ — Da lachte der Matrose und sagte: „Nein, gewiß nicht, denn Ihr seid so freundlich und so gut; wenn mein Vater so wenn ...!“ — „Wohl, Junge, ich bin dein Vater; beste, liebe Frau, ich bin Euer Mann, der Euch vor sechzehn Jahren verließ. Ich hab' Euch viel Leid und Not bereitet, aber nun bin ich imstande, Euch glücklich zu machen, und hoffe, es gelingt mir auch noch.“

Böse werden



Es waren einmal ein Bauer und eine Bäurin, die waren sehr reich und geizig und hatten doch nicht einmal ein Kind. Weil es nun den Bauern immer gereute, seinem Knecht den Lohn zu geben, so sprach er zu seinem armen Bruder: „Laß einen von deinen drei Söhnen bei mir dienen, und wer zuerst böse wird, sei es nun der Herr oder der Knecht, der soll die Zeche bezahlen. Werde ich zuerst böse mit dem Knecht, so soll der den ganzen Hof bekommen und mir noch dazu die Ohren abschneiden. Wird aber der Knecht zuerst böse, so schneide ich ihm die Ohren ab und er kriegt auch keinen Lohn. Es ist mir nur darum, daß ich mit deinen Kindern in Friede und Freundschaft bleibe und mich nicht mit ihnen erzürne." Im Herzen aber dachte er nur seines Bruders Söhne so um den Lohn zu betrügen.

Der älteste der drei Brüder, der Hans hieß, trat zuerst bei seinem Oheim in Dienst, bekam aber Tag für Tag nur schmale Kost und hatte große Not, sich nicht darüber zu erzürnen. Als das Jahr fast herum war, wollte ihn der reiche Bauer doch noch um den Lohn prellen und sprach: „Treibe einmal die Kühe auf die Weide, meine Frau soll dir zu Mittag das Essen bringen." Hans tat wie ihm geheißen war, aber das Essen kam diesmal gar nicht, denn der Bauer meinte, daß er darüber zornig nach Hause kommen sollte. Als nun die Mittagszeit vorüber und Knecht Hans sehr hungrig war, rief er einen vorübergehenden Fleischer an, verkaufte ihm die Kühe, schnitt ihnen aber die Schwänze ab und steckte sie in ein nahes Moor. Darauf lief er zum reichen Bauern und sprach: „Geschwind, Vetter, kommt mit auf die Weide, eure Kühe sind im Morast versunken, und nur die Schwänze stehen noch heraus." Da ging der Bauer mit ihm, faßte einen Kuhschwanz und wollte die Kuh daran herausziehen. Aber wie er zog, fiel er rücklings auf die Erde, und die andern Kuhschwänz zog er ganz kleinlaut heraus, denn er merkte wohl, daß Hans die Kühe

verkauft hatte, wurde aber darum nur desto freundlicher gegen ihn, weil er wußte, daß er den Hof noch obendrein verlieren würde, wenn er sich erzürnte. So gingen sie denn miteinander nach Hause, da brachte die Bauersfrau ihrem Manne zu essen, dem Knecht Hans aber gaben sie noch immer nichts. Da riß dem Knecht Hans doch die Geduld, denn wiewohl es schon Abend war, hatte er noch keinen Bissen genossen und konnte sich doch nicht hungrig zu Bett legen. Deshalb beschimpfte er den Bauern und die Bäuerin, der Bauer aber schnitt ihm sogleich die Ohren ab.

Da ging der Knecht Hans mit dem Gelde, das er für die Kühe erhalten hatte, aber ohne seinen Lohn, nach Hause, und am andern Morgen kam der zweite Bruder und meldete sich als Knecht bei dem reichen Bauern. Der Geizhals nahm ihn freundlich auf, hielt ihn ebenfalls sehr knapp, und als fast das Jahr herum war, wollte er auch ihn um den Lohn betrügen und sprach: „Nimm Pferde und Wagen und fahre in den Wald, mir Holz zu holen. Die Stelle, wo du es aufladest, ist weit im Walde drinnen, und vor Abend wirst du nicht zurück sein, darum werde ich dir das Mittagessen selbst bringen." Als nun der Mittag längst vorüber war und der Bauer das Essen nicht gebracht hatte, dachte der Knecht: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, rief einen vorübergehenden Mann an, verkaufte ihm Pferd und Wagen und sprach zuhause zu seinem Oheim, ein Löwe sei gekommen und hätte die Pferde samt dem Wagen aufgefressen. Der Bauer tat, als glaubte er's, denn ihm war angst, daß er böse werden und Haus und Hof darüber verlieren möchte. Als ihm aber seine Frau das Abendessen brachte und dem Knecht nicht, da lief dem die Galle über, und er wollte voll Zorn dem Bauer die Schüssel wegnehmen, denn er war ganz verhungert. Da holte der Bauer gelassen das Messer herbei, schnitt auch dem zweiten Bruder die Ohren ab, und der mußte wieder ohne Lohn mit dem Geld, das er für Pferde und Wagen gelöst hatte, abziehen.

Am andern Morgen meldete sich der jüngste Bruder, der ein Dummling war, als Knecht bei dem Bauer. Weil es nun seine Schwestern seiner Jugend halben jammerte, daß er auch hungern sollte, so brachten sie ihm täglich, so oft er im Feld, im Wald oder

auf den Wiesen arbeitete, zu essen. Der reiche Bauer verwunderte sich sehr, daß sein Knecht immer so freundlich aussah, wie karg die Kost ihm auch geboten wurde, hielt ihn deshalb für einen Schlaukopf und fürchtete, der werde ihn durch einen klugen Anschlag gewiß noch erzürnen, ehe das Jahr herum sei. Darum sprach er zu seiner Frau: „Verkleide dich als Kuckuck, geh' in den Wald und rufe dreimal Kuckuck, dann wird unser Knecht glauben, sein Dienstjahr sei herum, wird seinen Lohn nehmen und aus dem Dienst gehen." Zu dem Knecht aber sprach er: „Höre einmal, Gesell, wenn der Kuckuck dreimal gerufen hat, ist dein Dienstjahr um, denn du weißt, daß eben der Kuckuck rief, als du kamest." Da war der Knecht hoch erfreut, denn er hatte nicht die Schelmenstreiche seiner Brüder im Kopfe und wollte nichts als ehrlich seinen Lohn verdienen, bat deshalb auch, daß sein Vetter ihm sein Gewehr leihen möchte, damit er einen Freudenschuß tun könnte, sobald der Kuckuck zum ersten Male gerufen hätte. Das tat der geizige Bauer gern, weil noch ein alter Schuß in seinem Gewehr steckte, der heraus mußte.
Es war aber erst Winter und lag hoher Schnee, da schleppte der Knecht schon überall das Gewehr mit umher, daß er nur den Freudenschuß nicht versäumte. Eines Tages wälzte sich die Bauersfrau in Sirup und dann in Federn, und als der Knecht im Walde arbeitete, sprang sie in einem Tannenbaum herum, daß der Schnee von den Ästen zu Boden fiel, und rief dabei „Kuckuck!" Kaum aber hatte sie zum erstenmal gerufen, da griff der Knecht schon nach seinem Gewehr, tat seinen Freudenschuß, traf aber aus Versehen den Kuckuck im Baum, und der fiel tot zu Boden. Da sprang der Bauer auch herzu, denn er hatte sich in der Nähe gehalten, und zürnte und schalt auf seinen Knecht. „Vetter, seid Ihr böse?" fragte der Knecht. Der Bauer fuhr ihn an: „Da sollte der Teufel nicht böse sein, wenn du meine Frau totschießt!" Da erhielt der dritte Knecht Haus und Hof und durfte dem reichen Bauern noch dazu die Ohren abschneiden.

Der Jude und das Vorlegeschloß

Es war einmal ein starker Jüngling, der ging auf Reisen, und als er eine Zeitlang umhergezogen war, kam er in eine Wildnis. Dort begegnete ihm ein Jude, der fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich will in die Welt hinaus und meinesgleichen suchen in der Stärke.“ — „Dann geh mit mir,“ sagte der Jude, „ich will dich glücklich machen.“ Der Jüngling ging mit ihm, und sie kamen vor eine alte Burg, um die herum ein großer, alter Zaun war. Sie blieben eine Weile davor stehen, da tat sich plötzlich ein unterirdischer Gang vor ihnen auf. Als der Jude das sah, schickte er den Jüngling hinein nach einem Schloß, das drinnen im Burggebäude an einer alten Tür hing. Wie der Starke drinnen war, sah er eine Jungfrau, die fragte ihn, wie er hineingekommen wäre. Er antwortete, es hätte ihn ein Mann hergeschickt, um ein Schloß herauszuholen. „Wenn du mich erlösen willst,“ sprach da die Jungfrau, „so sollst du es haben.“ Das versprach er ihr sogleich und fragte sie, was er tun müsse, um sie zu erlösen. „Drei Nächte lang darfst du nicht schlafen und mußt du an derselben Stelle sitzen bleiben, wo ich dich hinweise. In der ersten Nacht kommen Geister, in der zweiten Schlangen, in der dritten wieder Schlangen. Alle werden sich bemühen, dich vom Stuhle zu werfen; doch das darf ihnen nicht gelingen, sonst bin ich für ewig verloren. Wenn du aber ihrer Gewalt widerstehst, so bin ich erlöst.“

Darauf versprach ihr der Jüngling, aus Leibeskräften allen Angriffen zu widerstehen, und die Jungfrau zeigte ihm am ersten Abend sein Zimmer, in dem nichts als der Stuhl stand. Auf den mußte er sich setzen, und dann verließ ihn die Jungfrau. Als es elf Uhr schlug, füllte sich das ganze Zimmer mit Geistern, und ein Geist wollte ihn immer noch schneller vom Stuhl werfen als der andre. Er aber wankte und wich nicht, und so verging die erste Nacht. Am folgenden Tage erschien die Jung-

frau, brachte ihm Speise, lobte ihn, daß er so tapfer ausgehalten hätte und sprach ihm Mut für die Zukunft ein. In der zweiten Nacht erschienen nun die Schlangen und wanden sich um die Stuhlbeine, als wollten sie den Stuhl umwerfen, doch der Jüngling saß fest auf seinem Platze und ließ sich nicht beirren. Um dreiviertel auf zwölf Uhr stieg plötzlich nicht weit von ihm ein Sarg auf; da krochen die Schlangen alle hinein und waren verschwunden. Als ihm am andern Tage die Jungfrau wieder Speise und Trank brachte, sprach sie ihm wieder Mut ein und fügte hinzu: er sollte in der letzten Nacht, wenn die letzte Schlange im Sarge wäre, geschwind den Deckel aufheben und das, was darin läge, umarmen und dreimal küssen. In der dritten Nacht waren die Schlangen noch viel wilder und ungestümer als in der zweiten, doch mit dem Glockenschlag zwölf verschwanden sie alle in dem Sarg. Als er nun den Deckel aufhob, erblickte er ein Ungeheuer im Sarge, das umarmte und küßte er dreimal, und nach dem dritten Kuß erscholl ein lautes Freudengeschrei; das Ungeheuer war weg und es stand statt dessen die Jungfrau vor ihm, die ihm in die Burg gewinkt hatte, und das war eine Prinzessin von Geblüt; der gehörte die ganze verwünschte Burg, und die Burg war ein Königsschloß, und die Schlangen waren ihre Dienerschaft und waren nun auch erlöst. Das schäkerte alsbald in Küche und Speisekammer umher, und auf dem Herde erhob sich ein lustiges Feuer, das briet einen Braten gar bedächtig auf beiden Seiten braun. Auf dem Turme blies der Türmer seine lustigsten Stücklein, denn er war nun auch mit erlöst.

Jetzt hätte der Jüngling das Schloß von der alten Tür nehmen und zu sich stecken sollen, allein er vergaß es in seinem Glücke und ließ es hängen. Der Jude aber wartete draußen nicht mehr, sondern war längst fortgegangen, denn er glaubte, der Starke sei umgekommen, wie die andern, die er vor ihm schon in die Burg geschickt hatte.

Am andern Tage hielten die Prinzessin und ihr Erlöser Hochzeit, und lebten nun miteinander als König und Königin. Und der König herrschte über die ganze Wildnis, durch die er einst

gezogen war, das war jetzt ein weites, reiches Land mit üppigen Wiesen voll Herden und Hirten und herrlichen Wäldern, in denen sich Hirsche und Rehe und Jäger tummelten. Da zog er oftmals hinaus auf die Jagd, denn das Burgtor, das früher verschlossen gewesen war, stand jetzt weit offen, wie es dem Tor einer Königsburg geziemt.

Eines Tages, als er auch einmal wieder draußen im Walde seine Freude am Weidwerk hatte, kam der Jude des Wegs gegangen, blieb vor der Burg stehen und sprach zu sich selbst: „So bin ich doch schon so oft gekommen des Wegs und habe noch nimmer gesehen den Rauch aufsteigen aus dem Schornstein, und habe noch nimmer gesehen offen das Tor, und habe noch nimmer gehört, daß der Türmer auf dem Turme hier bläst sein Lied.“ Neugierig ging er in die Burg hinein und bat um Erlaubnis, sie sich ansehen zu dürfen. Das wurde ihm gewährt, und nun ließ er seine Augen überall herumwandern, da dauerte es nicht lange, so gewahrte er das Schloß, das noch an der alten Tür hing; und weil gerade niemand auf ihn achtete, so nahm er's herab. Wie er an dem Schloß nur ein wenig krickelte — denn er kannte seine Eigenschaften gar wohl —, kamen sogleich eine Menge Geister an und fragten nach seinen Befehlen. Da sprach er: „Ich will, daß diese Burg sofort hinter dem Berge steht, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, und daß ich da mit der jungen Königin allein bin. Ihr Geister sollt uns bedienen, wenn ich euch mit dem Schloß herbeizaubere; die ganze Dienerschaft auf der Burg aber sollt ihr bei Wasser und Brot in den Turm sperren. Ich werde die schöne Königin heiraten und werde mit ihr wohnen hinter dem Berge, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Das wird eine Lust werden.“

Die Geister verneigten sich tief, und eins, zwei, drei, da stand die Burg auch schon hinter dem Berge, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Die Dienerschaft aber war bei Wasser und Brot ins Burgverlies gesperrt. Die Königin saß mit bangem Mute in ihrem Zimmer bei Kerzenschein, da trat der Jude zu ihr und verkündete ihr, daß sie ihren Gemahl nimmer wieder sehen werde, und daß er selbst sie heiraten wolle. Da weinte die

Königin bittere Tränen und weigerte sich standhaft, dem Juden die Hand zu reichen. So verging Tag auf Tag und der Jude ließ nicht nach, sie mit seinen Anträgen zu bestürmen. Darüber weinte sie immerfort vor Scham und Zorn, und ihr Antlitz war ganz von Tränen gerötet.

Nicht lange nachdem das Schloß hinter den Berg versetzt war, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, kehrte der junge König von der Jagd zurück. Als er sah, daß die Burg mit der Königin verschwunden war, warf er sich auf den Boden und klagte und weinte wie ein Kind. Endlich ermannte er sich und ging auf gut Glück in die Welt hinaus, um nachzuforschen, wo seine Frau und seine Burg seien. Er war noch nicht weit gegangen, da sah er einen Riesen. Der fragte ihn, wohin er wolle, und der König erzählte, er habe nicht weit davon eine Prinzessin und eine Burg erlöst, und die seien jetzt beide miteinander verschwunden. Der Riese erwiderte: „So will ich sehen, ob ich dir nicht Bescheid geben kann, wo die Burg geblieben ist.“ Sprach's und pfiff auf dem Finger, da kamen alle Tiere herbei, der Hund, der Hirsch, das Reh, der Hase und was da läuft und kriecht, und auch alle Vögel hüpften und flogen herbei, der Adler, das Rotkehlchen, der Fink und wie sie alle heißen. Der Riese fragte sie, ob sie nicht wüßten, wo die Burg geblieben sei; nein, davon wüßten sie alle nichts. Zuletzt kam noch eine wilde Katze hinterdrein, die fragte der Riese auch noch, und die war gerade in einen Baum der Burg gegenüber geklettert, als der Jude kam, und sie sagte: „Die Burg steht hinter dem Berge, wo weder Sonne noch Mond hinscheint; der Jude hat sie von Geistern dahin versetzen lassen; er ist auch dort und will die Königin heiraten; das Gesinde aber liegt gefangen im Turm.“ Da sprach der Riese zum jungen König: „Wir sind unser drei Riesenbrüder; ich bin der jüngste. Wenn du zu dem Berge hinwillst, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, so kommst du zuerst zu meinem zweiten Bruder, und von da aus zu dem ältesten; der wohnt dicht vor dem Berge.“ An den zweiten Bruder gab der Riese dem König einen Brief mit, und dann ging er seiner Wege.

Als der König noch ein Ende von der Wohnung des zweiten

Riesenbruders entfernt war, kam der schon auf ihn los und wollte ihn zerreißen. Wie er aber den Brief zu lesen bekam, wurde er ganz freundlich, zeigte ihm den Weg zu dem ältesten Bruder und gab ihm wieder einen Brief an den mit. Es war gerade Abend, als er zu der Höhle des dritten Riesen kam; auch der nahm ihn freundlich auf, als er den Brief gelesen hatte, beherbergte ihn und beschrieb ihm am andern Morgen, wie er über den Berg käme, hinter dem weder Sonne noch Mond scheint. Er gab ihm dazu noch Pilgerkleidung und ein Blatt, und sagte ihm, wenn er das in den Mund nähme, dann wäre er unsichtbar. Nun trat der König seine Reise nach dem Berge an, und als er hinüber war und vor der Burg stand, trat der Jude heraus und fragte ihn: „Wer bist du, und was führt dich her?" Er sagte: „Ich bin ein armer Pilger und habe mich verirrt, und bitte Euch um Gotteswillen, nehmt Euch meiner an!" Nun hatte den Juden dort im Dunkeln hinter dem Berge und bei der Königin, die immerfort weinte, schon die Langeweile geplagt, er nahm daher den Pilger mit in die Burg, brachte ihm zu essen und zu trinken, und ließ sich von ihm etwas erzählen aus dem Lande jenseits des Berges, und konnte nicht satt kriegen, und erkundigte sich nach dem Mann im Monde, als ob's sein bester Freund gewesen wäre, und nach der Sonne fragte er so genau, als ob sie eigentlich aus der Judengasse stammte und mit ihm in die Judenschule gegangen wäre.

Der Pilgrim stand ihm über alles Rede und Antwort und fragte ihn schließlich, wie denn hier eine so schöne Burg hinkäme hinter den Berg, wo weder Sonne noch Mond hinschiene, und ob er denn ganz alleine darin wohne. Da nahm der Jude sogleich wieder eine sehr ernsthafte Miene an und sagte, ja, er sei hier allein, aber er habe eine unsichtbare Dienerschar, die sei sehr stark; er solle sein Mahl verzehren, das vor ihm stehe, und machen, daß er fortkäme. Er sei gern immer allein, und wen er zum Hause hinauswerfen ließe, dem täte kein Finger mehr weh. Da stellte sich der König, als ob er jetzt weiter wandern wolle, nahm aber das Blatt in den Mund, so daß der Jude ihn nicht mehr sah und meinte, der Pilgrim sei wirklich fortgegangen. Der junge

König aber mußte die ganze Nacht in der Burg herumstehen und es gelang ihm nicht, zu seiner Frau zu kommen.

Am andern Morgen, als der Jude noch schlief, die Frau Königin aber in ihrer Kammer laut über ihr Schicksal weinte, trat ihr Mann plötzlich zu ihr und sagte: „Gott hat mich hierhergeschickt, dich abermals zu erlösen," und nahm das Blatt aus dem Munde, so daß er ihr sichtbar wurde. Da fiel ihm die Königin um den Hals, küßte ihn und war voller Freude. Wie sie nun noch beratschlagten, auf welche Weise sie sich des Juden entledigen könnten, kam der gerade in die Kammer, denn er hatte gehört, wie sie miteinander sprachen; und weil er so schnell kam, hatte der König nicht gleich sein Blatt in dem Munde. Als ihn nun der Jude sah, wurde er sehr zornig; doch ehe er nach dem Schloß in seiner Tasche greifen konnte, um die Geister damit herbeizurufen, hatte ihm der Starke mit seinem Schwerte schon das Haupt gespalten. Nun nahm der König das Schloß, drehte es, und die Geister erschienen. Sie fragten, was er begehre, und er befahl ihnen, zuerst die Dienerschaft aus dem Turme zu befreien und dann die Burg wieder auf den Platz zu versetzen, wo er sie erlöst habe. Dann gab er ihnen noch auf, den Juden hinter dem Berge zu verscharren, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, was auch geschah. Darauf fielen alle, die in der Burg waren in einen sanften Schlummer, und unterdessen brachten die Geister die Burg in wenigen Augenblicken wieder an die alte Stelle. Da hat der König noch lange Zeit mit Segen regiert und in großem Ansehen gestanden.

Hund und Katze



Zur Zeit, als die Riesen noch auf Erden wohnten, gab es erst wenig Menschen. Die wurden von den Riesen nicht viel beachtet; aber Hund und Katze merkten, daß die Menschen einst Herren der Erde sein würden, und schlossen sich ihnen an. Der Hund ging mit auf die Jagd, um das Wild heranzutreiben, und bewachte seinen Herrn, wenn dieser schlief. Die Katze hütete Küche und Feld und vertrieb das kleine Getier, das dort seine Nahrung suchte. Die Menschen waren dankbar und freundlich und teilten ihre Speisen mit ihren vierfüßigen Dienern. Als aber die Menschen sich vermehrten und mit mehr Mühe sich ernähren mußten, vergaßen sie die treuen Dienste der beiden Tiere, und gaben ihnen statt des Fleisches bald nur noch die Knochen.

Endlich gingen Katze und Hund vor Gericht und suchten dort ihr Recht. Die Richter aber getrauten sich nicht, diesen schweren Handel allein zu entscheiden, und beschickten einen alten, wegen seiner Weisheit weitberühmten Mann, der sollte ihnen Rat erteilen. Der Alte besah sowohl den Menschen wie den Tieren die Zähne und sprach: „Hund und Katze sind mehr zum Fleischessen geschaffen, als der Mensch; der soll auch Gemüse essen, er muß den Hunden und Katzen ein genügend Teil Fleisch abgeben."

Das Urteil ward auf Pergament geschrieben und den Klägern eingehändigt, damit sie sogleich ihr Recht beweisen könnten, wenn der Mensch es ihnen weigern sollte. Froh gingen die Tiere nach Hause. Aber nun galt es, die wichtige Urkunde so aufzubewahren, daß sie der Mensch nicht finden und vernichten konnte. Der Hund riet, sie unter einen großen Stein zu legen. „Nein," sagte die Katze, „das geht nicht, wie leicht kann sie der Mensch dort finden, und wenn er sie nicht findet, so zerstört sie die Feuchtigkeit. Ich will sie in den Hahnenbalken tragen, da ist es hübsch trocken, und dahin kommt auch kein Mensch." Das war der Hund

zufrieden, und die Katze kletterte aufs Dach und verbarg das Pergament unter einer Latte.
Etliche Jahre waren die Menschen dem Urteil gehorsam und gaben den Tieren von allem Fleisch ab, das auf ihren Tisch kam. Dann aber wurden sie nachlässiger, und nicht lange, so hatten sie den Richterspruch vergessen, und Hunde und Katzen bekamen wieder nur Knochen. Da beschlossen die beiden, die Menschen an ihre Pflicht zu erinnern, und die Katze kletterte das Dach hinauf, um die Urkunde zu holen. Als sie aber oben hin kam, da hatten die Mäuse das Pergament ganz zernagt, so daß es nicht mehr zu gebrauchen war. Die beiden konnten also dem Menschen ihr Recht nicht beweisen und müssen sich seitdem immer mit Knochen abspeisen lassen. Der Hund aber wurde zornig auf die Katze, deren Rat das Unglück veranlaßt hatte, und ist ihr ärgster Feind geworden, und die Katze sucht ihre Rache an den Mäusen und verfolgt sie unablässig, weil sie das Dokument vernichtet hatten.

Vun 'n Mannl Sponnelang



Emo(l) (einmal) wor á ormes Mee(d)l (Mädchen), dar sein Votter und Mutter gestorbn gewasn, und wie se halt kenn Menschn narnds (nirgends) nich meh' (mehr) hotte, do wullte se vun drheeme furtgihn anderschwuhin in Dienst. Do mußte se dorch enn grußn Wald gihn, und wie se drinne wore, hot se 'n Wag verlorn und hot sich a nich meh' zurachte gefun'n. Itzt hot sich halt das Mee(d)l racht gefaercht, und do is nu a finzr (finster) und Nocht wurn. Zum grüßten Glicke (Glücke) hot's Mee(d)l do noch a kleens Heisl (Häusel) gesahn, do is se nei'gangn und hot geducht, doß se do werd verleicht übernocht bleiben künn. In dan Heisl wor kee Mensch nich drheeme und 's hot so lieder(l)ich olles drinne rum gelahn. Do hot halt 's Mee(d)l ongefange, á bissl Ordnung ze

mochn, dernoz hot se sich in enn Winkl gesetzt und hot gewort, ware do kumm ward. Uff eemo(l) tut de Dire aufgiehn und kümmt ä ganz kleenes Mannl rein mit en langmachtign Borte, dan 's hintennoch gezohn hot, tut sich iwerol ümguckn und soht: „Hm, hm!" Wie 's ower 's Mee(d)l in 'n Winkl sitzn siht, fängt 's Mannl mit enner tiefen, storkn Stimme on:

„Ich bi(n) dos Mannl Sponnelang,
Ho' (hab) en Bort drei Ehlen (Ellen) lang.
Mee(d)l, wos willste?"

Do hot 's Mee(d)l gebatn, 's Mannl sull se og übernocht behaln. Do hot 's Mannl wieder ongefangn:

„Ich bi(n) dos Mannl Sponnelang,
Ho' en Bort drei Ehlen lang.
Mee(d)l, moch mer's Bette!"

Itzt is halt 's Mee(d)l gangn und hot 'n Mannl's Bette gemocht. Drnoz soht 's Mannl wieder:

„Ich bi(n) dos Mannl Sponnelang,
Ho' en Bort drei Ehlen lang.
Mee(d)l, richt mer ä Bod!"

Do hot 's Mee(d)l Feier gemocht und hot enn Tupfl (Topf voll Wosser non gesetzt und eene Wonne (Wanne) gehult, und wie 's Wosser worm wor, hot se 's 'neingussn und hot 's Mannl 'neingesetzt, und hot 's halt gebodt, und nocher hot se 's ins Bette geleht. Und do soht's Mee(d)l: „Mit dan alten langn Borte, do fällste ju driwr (drüber), Mannl Sponnelang," und tut eene Schare namm und tut 'n Mannl 'n Bort mords wagschneidn. Do is dos Mannl uff eemol immer grüßer und schinner (schöner) wurn und hot gesoht: „Mee(d)l, du host mich derliest (erlöst und sullst a schien derfür bedankt sein! Nimm der og mann Bort mit zun Ondenken, und spinn 'n derheeme." Do worsch Mannl verschwundn.

'n andern Tog is 's Mee(d)l wieder hemm gangn und hot'n Bort mitgenumm, und derheeme hot se 'n uff'n Ruckn gestackt und hot angefangn ze spinn. Und do hot dar Bort salwer immr wetter

(weiter) gespunn und 's schinnste Gorn is wurn, wie halles Guld, und is a gornich wingr (weniger) wurn. Und do hon olle Leite sittes Gorn wulln hon und 's Mee(d)l hot gor nich genung ver-keefn künn. Do is se sehr reich wurn und hot geheirt (gehei-ratet), und wenn se nich gestorbn is, su labt se heinte noch.

Das Rätsel



Ein Bauer hatte eines Tages Erbsen gesät, und wie er mit dem Säen fertig war, guckte er sich noch einmal das ganze besäte Feld an, und als er auf die Seite ging, um das Säelaken ab-zulegen, sagte er so vor sich hin: „Wen se koamen, dän koamen se nich, un wen se nich koamen, dän koamen se." Das hörte der König, der zufällig vor-bei kam. Der wußte nun gar nicht, was der Bauer damit meinte, und konnte es sich auch gar nicht denken. Und so fragte er den Bauer, was er damit sagen wollte. „J," sagte der Bauer, „dät is ganz eenfach; wen dië Douen (Tauben) koamen un freäten dië jesäde Erreften up, dän köän se nich ruet koamen un upgoan; wen dië Douen äber nich koamen, dän wärn oek wol mine Erreften upgoan, wen süs guët Weäder is." — Da gab ihm der König ein gutes Geschenk und verbot ihm streng, es irgendeinem Menschen zu sagen, bis er fünfzigmal den König gesehen hätte. Und der Bauer versprach es ihm auch.

Wie nun der König nach Hause kam, gab er das Rätsel bei der Tafel auf; aber das konnte kein einziger raten. Doch einer kund-schaftete es so unter der Hand aus, wie der König zu dem Rätsel gekommen war, und als er das erst wußte, da reiste er rasch zu dem Bauern hin und gab ihm die himmelsbesten Worte, er solle doch sagen, was es wäre. Der Bauer aber sagte: „Jk derref et nich eer seien, bes ik fuftzigmoal den König jesiën hebbe." Da faßte der Fremde in die Tasche und gab ihm fünfzig blanke Taler und

sagte: „Da ist fünfzigmal der König," und nun sollte er es ihm auch sagen. — Und da sagte es der Bauer ihm auch.
Den andern Tag, wie nun der König wieder das Rätsel aufgab, da wußt' es ja nu der auch und sagte: „Das sind die Erbsen und die Tauben." Da wurde der König aber böse auf den Bauer, daß er's doch gesagt hatte; weil er als König doch mehr wissen mußte als die andern. Er ließ nun also gleich den Bauer kommen und sah ihn ganz borstig an vom Kopf bis zu den Füßen und fragte ihn dann, wie er dazu käme, das Rätsel doch zu sagen; er hätte ihn ja während der Zeit noch nicht fünfzigmal gesehen. Der Bauer aber fürchtete sich gar nicht, sondern schmunzelte so'n bißchen und sagte kein Wort, faßte bloß still in die Tasche und zeigte dem König die fünfzig Taler und fragte ihn dann, ob er da nicht fünfzigmal draufstände. Da konnte ihm der König nun gar nichts anhaben, aber geärgert und gebost hat er sich furchtbar, und gewiß hat es dann der andere, der's sich schon fünfzig Taler hatte kosten lassen, ausbaden müssen.

Bruder und Schwester



Es war einmal ein Herr, der hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Die haben sich niemals vertragen. Die Schwester aber war zänkischer als der Bruder und fing stets Streit mit ihm an. Da sprach der Vater einmal zu dem Mädchen, als der Bruder sich über sie beklagte: „So wollte ich doch, daß du zur Taube würdest und zum Fenster hinausflögst." Und sogleich ward die Tochter zur Taube und flog zum Fenster hinaus und war verschwunden. Da reute es den Vater, was er gesagt hatte, und auch der Bruder war traurig und dachte: „Ach, wenn doch meine Schwester wieder da wäre! Ich bin so allein, und die andern Kinder verspotten und schlagen mich; meine Schwester

würde mir helfen, und mit mir spielen." Und als er groß geworden war, ging er zu seinen Eltern und sagte: „Ich will in die Welt hinausgehen, ob ich vielleicht meine Schwester wiederfinde." Da sagte der Vater: „Wo willst du sie finden? Die ist eine Taube geworden und fortgeflogen; die findest du nimmermehr." Der Sohn aber ließ es sich nicht ausreden und lag dem Vater immer wieder an. Da ließ ihm der Vater ein neues flächsenes Hemde nähen und den Namen der Schwester hineinsticken; und das nahm der Bruder mit auf die Reise. Wie er nun so ging, kam er in einen großen, großen Wald und ging immer darin fort. Als es schon Abend wurde, kam er zu einem Häuschen. Er klopfte an, da kam eine alte Mutter heraus, die bat er um ein Nachtlager. „Ach," sagte die, „ich wollte dich schon übernachten, aber ich kann nicht; wenn mein Sohn Wind heimkommt, der zerreißt dich wie ein Krauthaupt." Aber der Junge hat gesagt, er wolle sich auch gut verstecken, und so lange gebeten, bis sie ihn aufnahm. Und nicht lange, da hörte man ein furchtbares Brausen, und alle Bäume neigten sich: da kam der Wind. Und als er in das Haus trat, sprach er: „Mutter, Ihr habt einen fremden Menschen hier; bringt ihn vor, ich zerreiß' ihn wie ein Krauthaupt." Die Mutter aber antwortete: „Bewahre, hier ist niemand; wer sollte hierherkommen in diese Wildei?" Er blieb aber dabei und sagte: „Bringt ihn hervor, ich will ihm nichts tun." Die Mutter aber leugnete, bis er das dreimal versprochen hatte. Da holte sie den Jungen herbei. „Wo kommst du her?" fragte ihn der Wind, „du wirst hungrig sein, setz' dich her und iß." Als der Junge gegessen hatte, erzählte er sein Anliegen. Da sagte der Wind: „Da mußt du schon bis morgen abend hier bleiben; morgen geh' ich aus, da will ich sehen, ob ich deine Schwester ausjagen kann." Am andern Tage wartete der Junge; aber als der Wind abends nach Hause kam, hatte er nichts gefunden. Des andern Morgens wanderte der Jüngling weiter und ging den ganzen Tag; gegen Abend kam er an ein Häuschen. Er klopfte an, da kam eine alte Mutter heraus, die bat er um ein Nachtlager. „Ich kann dich nicht übernachten," sagte sie, „denn mein Sohn Rabe wird bald heimkommen, der darf dich nicht

finden." Der Junge bat und bettelte aber so lange, bis sie ihn doch dabehielt. Und bald ist der Rabe nach Hause gekommen und hat gesagt: „Mutter, Ihr habt einen fremden Menschen hier; gebt ihn heraus, ich will ihm nichts tun." Die Mutter leugnete erst; als er aber dreimal versprochen hatte, dem Fremden nichts zu tun, kam dieser hervor. Wie er dem Raben seine Geschichte erzählt hatte, sprach dieser: „Du mußt bis morgen hier bleiben; wenn ich morgen fortfliege, will ich sehen, ob ich deine Schwester ausfliegen kann." Aber am andern Abend kam der Rabe wieder, und hatte die Schwester nicht gefunden. Betrübt ging der Jüngling weiter, bis er wieder zu einem Häuschen kam. Als er anklopfte, machte ihm eine schöne Frau auf, das war die Sonne. Die war nicht so wild, sondern sie nahm ihn freundlich auf, gab ihm zu essen und versprach ihm, am andern Tage zu sehen, ob sie seine Schwester ausscheinen könnte. Und am andern Tage hat die Sonne geschienen so hell und so heiß, daß die Blätter und das Gras verdorrt sind, und als sie abends nach Hause kam, da hatte sie des Knaben Schwester ausgeschienen. „Es ist," sprach sie, „ein großes Wasser, über das niemand fahren kann, und mitten darin liegt auf einer Insel hoch oben ein herrliches Schloß, darin ist deine Schwester, aber du kannst sie befreien. Hast du Geld?" — „Ja," sagte der Junge. „Da bleibe bis morgen bei mir; dann geh und kaufe dir eine schwarze Henne; die sollst du kochen und verzehren; aber die Gebeine hebe sorgfältig auf Und kaufe dir ein Töpfchen Sirup und gehe hin, bis du an das Wasser kommst. Da wirst du eine gläserne Brücke sehen, die geht steil hinauf zu dem Schlosse und ist so glatt, daß sie niemand ersteigen kann; nimm aber immer ein Beinchen von der Henne und tauche es in Sirup und lege es auf die Brücke, so wirst du darauf treten können und wirst so hinauf kommen." Am andern Morgen ging der Jüngling fort und tat, wie ihm die Sonne gesagt hatte. Als er an das Wasser kam, sah er die gläserne Brücke; die glänzte so, daß man es kaum aushielt. Aber er tauchte ein Beinchen in den Sirup und legte es auf die Brücke und trat darauf, und dann noch eins und so weiter, bis nur noch ein Schritt fehlte. Aber er hatte ein Beinchen verloren (denn die

Sonne hatte es schon gewußt, daß die Gebeine gerade ausreichen sollten) und konnte nicht hinaufkommen. Da nahm er ein Messer, schnitt sich den kleinen Finger ab, tauchte ihn ein, trat darauf und war nun oben. Da sah er ein schönes Schloß; er trat hinein und fand in einem Zimmer eine Mahlzeit angerichtet; gleich setzte er sich hin und aß, denn er war hungrig von dem Wege; dann ging er weiter ins zweite Zimmer, da lagen in vierzehn Betten vierzehn Mädchen schlafend, und eins davon war seine Schwester; denn an ihrem Bette standen ihre Pantoffeln, in die ihr Name gestickt war. Da legte er ihr das flächsene Hemde aufs Kopfkissen und ging hinaus in das dritte Zimmer, das war ganz himmelblau und herrlich glänzend; und von da kam er in den Garten. Indessen erwachten die Mädchen, und als die eine aus dem Bette stieg und dabei an das Kopfkissen stieß, fiel das Hemde hinunter. Wie sie das sah und ihren Namen hineingestickt fand, da rief sie: „Ach, mein Bruder ist hier! Aber hätte er nur noch das eine getan, eine Mandel (15 Stück) Besen zu Asche zu kehren, da wäre ich erlöst; aber so bin ich verwünscht bis in die finstere Welt." Und sie ging hinaus in den Garten, wo er war, sie durfte ihn aber nicht begrüßen und nicht mit ihm sprechen —, ging bei ihm vorbei und wandelte die Brücke hinab und weiter bis in die finstere Welt. Und als er in das zweite Zimmer zurück ging, da fand er das Hemde, das hatte sie hingelegt und dazu geschrieben, daß er sie hätte erlösen können, wenn er eine Mandel Besen zu purer Asche gekehrt hätte, aber nun sei sie verwünscht bis in die finstere Welt. Da nahm er das Hemde und ging traurig fort, immer der Schwester nach. Endlich kam er zu einer Mühle, die stand an einem weiten, weiten Meer, und an dem andern Ufer lag die finstere Welt. Und er erzählte dem Müller, daß er seine Schwester suche, die bis in die finstere Welt verwünscht sei. Da sagte der Müller: „Alle Tage kommt ein Rabe hierher geflogen, der holt drei Tonnen Mehl nach der finsteren Welt; Da kannst du dich in eine Tonne setzen, und der Rabe wird dich hinüberbringen. Er hat aber die Gewohnheit: wenn ihm eine Tonne zu leicht ist, so läßt er sie ins Meer fallen, und wenn sie ihm zu schwer ist, ebenso; und kommt

zurück, eine andere zu holen, so lange, bis eine das rechte Gewicht hat.“ Am andern Morgen kam der Rabe und nahm eine Tonne, in die sich der Jüngling gesteckt hatte, und flog damit übers Meer. Aber als er fast drüben war, sprach er: „Ach, die ist doch zu leicht,“ und ließ sie fallen. Aber der Wind und die Wellen trieben die Tonne aufs Ufer zu, und als der Jüngling fühlte, daß sie die Erde berührte, schnitt er mit einem Messer ein Löchlein in das Faß, daß er hindurchsehen konnte, und als er Gras sah, schlug er mit einem Hammer, den er bei sich hatte, das Loch größer und griff mit der Hand hindurch, um sich am Grase festzuhalten, und dann hieb er das Loch so groß, daß er hinaus und den Strand hinanklettern konnte. Da war er am Ufer der finsteren Welt. Er ging vorwärts; bald war es so dunkel, daß er auf allen vieren kriechen mußte, aber er fand den Weg. Er kam zu einer Stadt, da standen am Tore zwei Schweine; die riefen: „Ach je, ach je, ein Christenmensch, wie kommt denn der her?“ und rannten fort. Und bald kam er an ein anderes Tor, da standen zwei Bären, die riefen: „Ach je, ach je, ein Christenmensch, wie kommt denn der her?“ und rannten fort; und er kroch weiter bis zum dritten Tor, da standen zwei Esel, die riefen ebenso und rannten auch fort. Nun kam er zu einem Wallgraben, über den eine Brücke führte; über die kroch er hinüber und kam ins Schloß. Da hörte er, wie zwei sich besprachen; die eine sagte: „Ach, wann werden wir einmal erlöst werden?“ Die andere erwiderte: „Da muß erst einer kommen und eine Mandel Besen, die oben auf dem Saale liegen, zu purer Asche kehren und muß die Asche zum Wall tragen und ins Wasser werfen; er darf sich aber beileibe nicht umsehen, wenn 's ihn auch ruft und zurückhalten will. Da wird's einen großen Knall geben, und wir sind erlöst. Aber das wird ja keiner können.“ Wie der Junge das gehört hatte, kroch er hinauf auf den Saal und fand die Besen; er dachte aber: „wie lange dauert's, wenn man einen Besen verbrennt, ehe er zu Asche wird: nun soll ich sie gar zu Asche kehren.“ Doch nahm er einen, und als er den zweiten Strich getan, da zerfiel der Besen zu Feuerasche; und ebenso ging's mit den andern. Da dachte er, wie er wohl die Asche zum Wasser hintrüge. Er nahm sein Hals-

tuch, kehrte sie hinein und trug sie fort. Da rief es hinter ihm und packte ihn an und drohte, es gäbe ein großes Unglück; aber er ging vorwärts, ohne sich umzusehen. Und als er die Asche ins Wasser warf, gab es einen furchtbaren Knall. Da ging er zurück und nun ward's lichter und lichter und bald heller Tag. Er ging ins Schloß und fand die vierzehn Mädchen schlafend; da legte er seiner Schwester das Hemde aufs Kissen und ging hinaus. Nun erwachten die Mädchen und waren erlöst. Die Schwester aber sah das Hemde und fand ihren Bruder; und im Schlosse, wo es jetzt schön und herrlich war, lebten sie froh und glücklich zusammen.

Inhaltsverzeichnis

* Nach Jahn „Märchen aus Pommern und Rügen", mit Genehmigung des Verlags. — ** Zum Teil nach demselben Werk.

ODraldruck von Oscar Brandstetter in Leipzig